

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2010

**Kategorie:
Die beste Reportage**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Bauer, Wolfgang: Das Sterben der Mütter (Nido)
- 2) Blasberg/Willeke, Anita/Stefan: Das Kundus-Syndrom (Zeit)
- 3) Brinkbäumer/Schulz, Klaus/Thomas: Der Philosoph des 21. Jahrhunderts (Spiegel)
- 4) Emcke, Carolin: Der erste Schuss fällt nach fünf Minuten (Zeit-Magazin)
- 5) Fuchs, Thorsten: Der lange Abschied (Hannoversche Allgemeine Zeitung)
- 6) Gorkow/Gertz, Alexander/Holger: Respekt (Süddeutsche Zeitung)
- 7) Gutsch, Jochen-Martin: Die letzte Elite (Spiegel)
- 8) Hauser, Uli: Zeit des Erwachens (Stern)
- 9) Kohlhöfer, Philip: Operation geplündertes Wald (Geo)
- 10) Mingels, Guido: Du sollst töten (Das Magazin)
- 11) Moreno, Juan: Mein Freund, der Stier (Spiegel)
- 12) Reuter, Christoph: Foxtrott auf Höhe 432 (Stern)
- 13) Rühle, Alex: Da kann ja jeder kommen (Süddeutsche Zeitung)
- 14) Schulz, Roland: Irre, wer ich? (Geo)
- 15) Simon, Jana: Angriff auf Noam (Zeit)
- 16) Steinberger, Karin: Bruderherz (Süddeutsche Zeitung)
- 17) Supp, Barbara: Der Krieg in Untergriesbach (Spiegel)
- 18) Sußebach/Willeke, Henning/Stefan: Der König der unteren Zehntausend (Zeit)
- 19) Uchatius, Wolfgang: Der Goldhamster (Zeit)
- 20) Wiechmann, Jan-Christoph: Romeo und Julia in Texas (Neon)

Das Sterben der Mütter

„Du löschst sie aus wie einen Traum in der Nacht.“ Psalm 90,5.

Von Wolfgang Bauer, Nido, 15.03.2010

Ihre Fingernägel kratzen über die Wand, die schwarz und speckig ist von den Händen unzähliger Frauen. Sie krallen im Putz, brechen kleine Körnchen aus ihm und ziehen von oben nach unten eine helle Bahn. Haltlos fällt der Arm hinab auf den gekrümmten Körper. Die 20-jährige Fatmata Kammal windet sich auf einem Bettgestell, ausgezehrt, mit zitternden Beinen, in der 41. Woche schwanger. Sie dreht den Kopf steil in den Nacken und würgt die Kiefer auseinander. „Gott komm näher,“ keucht sie, „lieberlieberlieber Gott.“ Die Wehen haben vor zwei Tagen begonnen, sie blutet seit zwei Wochen, und schon längst hätte Fatmata das Baby bekommen sollen. Der Boden unter ihrem Bett ist bedeckt von Urin, Erbrochenem und blutiger Watte. „Pressen!“, rufen die alten Frauen, ihre Geburtshelferinnen, die jetzt immer nervöser auf die Schwangere schauen. Drei von ihnen haben sich in dieser dunklen Kammer versammelt, dem Ort, an dem sich das Leben und der Tod berühren.

„Pressen!“, rufen die alten Frauen. Das Kreischen Fatmatas dringt durch die Fenster auf den Dorfplatz hinaus und mischt sich ins fröhliche Kindergeschrei der Provinz Kailahun im Südosten Sierra Leones. Es ist Anfang März, ein Montag, kurz nach 14 Uhr. Eine halbe Stunde zuvor hatte ein neunzehnköpfiger Tross aus Mutter, Tanten und Geburtshelferinnen die Schwangere zum staatlichen Gesundheitsposten des kleinen Zentralortes Bandajuma gebracht. Ein Steinhaus mit halbzerrissenen Aufklärungsplakaten und einem Gemüsebeet zur Selbstversorgung der Krankenschwester. Die Familie war am späten Vormittag vom sechs Kilometer entfernten Nachbarort Yendema hierher aufgebrochen. „Wir müssen nach Bandajuma zur Schwester Hawa“, drängten die Frauen. „Nur Gott und Hawa können noch helfen.“

Das Sterben der Mütter ist eine der größten Katastrophen unserer Zeit, kaum eine fordert so viele Opfer. Sie erzeugt keine Schlagzeilen - aber Millionen von Witwern und Halbwaisen. Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation sterben 536 000 Schwangere jedes Jahr, mehr als die Hälfte davon in Afrika. Während 2007 in Deutschland bei 672 724 Entbindungen 41 Frauen ums Leben kamen, registrieren Hilfsorganisationen die weltweit höchste Müttersterblichkeit im westafrikanischen Sierra Leone. Eine von acht überlebt dort die Geburt nicht. Die Frauen gehen an Infektionen zugrunde, sie verbluten, weil die Nachgeburt in ihnen vergessen wurde. Sie krepieren an und mit ihrem Baby, weil sie keinen Kaiserschnitt bekommen. Weil ihre inneren Organe versagen. Weil unwissende Geburtshelferinnen mit den falschen Medikamenten zur falschen Zeit die Wehen einleiten. Oder der Weg zum nächsten Krankenhaus einfach zu weit ist. Hier in Sierra Leone gibt es nichts, was für eine Frau lebensbedrohlicher ist als: ein Kind in sich zu tragen.

Die Füße knickten ihr ein, als Fatmata hinter dem mächtigen Colanuss-Baum, der ihr Dorf überragt, den Pfad in die Wälder nahm. „Du willst doch nicht hier im Busch gebären?!“, trieben sie die alten Frauen voran, wenn die Schwangere vor Erschöpfung auf die Knie sank. Fatmata selber wurde von ihrer Mutter auf einer Bastmatte zur Welt gebracht. Sie lebt seit anderthalb Jahren mit dem Bauern Fomba Kamor, der ihnen am Ortsrand eine kleine Lehmhütte baute. Stumm läuft der 29-Jährige dem Zug der Frauen hinterher. Er ist ein verbissener Arbeiter, wie kaum ein anderer im Ort, der alles aus seinen Feldern herausholen will. Kasava-Pflanzen bauen Fomba und Fatmata an, Reis und Palmfrüchte. Für beide ist es die zweite Ehe, auch das zweite Kind. Zur Zeit scheint es nicht so gut um ihre Beziehung bestellt, Fomba und Fati streiten sich häufig. Sie ist eifersüchtig, er wirft ihr vor, bei der Feldarbeit faul zu sein. Nach der Geburt, hofft er, wird etwas mehr Frieden einkehren. Wird es alles besser werden.

Der Weg schickt sie durch drei Sümpfe, auf schmatzender Erde, durch die bei jedem Schritt das Wasser drückt. Es riecht nach Verwesung und Moder auf diesem Pfad, der oft nicht breiter ist als zwei Paar Schuhe. Ameisen bissen ihre Beine wund, Wurzeln ließen sie stolpern. Zwei Stunden dauerte es, bis sie den Fluss erreichten, fünf Meter breit, über den nur eine quergelegte Palme führt. Braunes Wasser wälzt unter

ihr, auf ihrem Stamm muss jeder für sich alleine balancieren. „Es ist nicht mehr weit“, sagten die alten Frauen. Fatmata kauerte sich ans Ufer und weigerte sich weiterzugehen. Schlug um sich, wenn sie jemand an die Hand nahm. Wand sich unter einer Wehenwelle. Raffte sich dann auf, setzte ihre Füße vorsichtig auf die Palme und stand schließlich vor Schwester Hawas Tür. Meistens ist die nicht da, aber Fatmata hatte Glück. Hawa war da. Doch auch sie weiß jetzt nicht, was tun.

Das Kind ist lange überfällig. Es ist zu groß und Fatmatas Becken zu zierlich, sieht Schwester Hawa. Folge einer Mangelernährung in ihrer Kindheit. Den Wehen gelingt es nicht, das Baby durch dieses schmale Nadelöhr hindurch zu zwängen.

Das Hörrohr drückt sie sanft auf die Schwangere, die Blicke der beiden Frauen treffen sich über dem Bauch. Unter dem tosenden Herzschlag der Mutter erlauscht Hawa den leisen des Kindes. „Es lebt noch“, sagt sie. Zwölf Dörfer mit knapp 15 000 Einwohnern betreut die 29-Jährige. Ein ganzes Netzwerk aus solchen Gesundheitsposten liegt über Sierra Leone. Laut Gesetz müssen alle Frauen im Umkreis bei Hawa gebären, doch ist ihre Station weit weg von den meisten Dörfern. Tatsächlich kommen sie nur in Notfällen zu ihr. Sie hat eine Ausbildung von ein paar Monaten absolviert, bei der ihr einige medizinische Grundsätze beigebracht wurden. Monatlich 50 Dollar zahlt ihr das Gesundheitsministerium, selten bekommt sie das Geld. Hawa stülpt die Hände in ihr einziges Paar Gummihandschuhe. „Ich möchte fühlen, wo der Kopf des Babys ist“, sagt sie und greift in die Scheide Fatmatas. Die Handschuhe sind eben noch von den alten Frauen zum Aufwischen von Erbrochenen benutzt worden, und sonst wäscht Hawa sie vor Gebrauch mit Seife ab. Dieses Mal hat sie es vergessen. „Es ist noch sehr weit drin“, sagt Hawa und verlässt den Raum.

„Mamie“, wimmert Fatmata und packt eine Geburtshelferin, zerrt sie am Hemd zu sich heran. „Hilf mir!“ „Ich kann dir nicht mehr helfen“, sagt Mamie Momoh, 50, hartkantig, glasiger Blick, die sie durch die ganze Schwangerschaft begleitete. „Du musst es alleine tun, du und Gott.“ Momoh hat ebenfalls seit zwei Tagen nicht geschlafen, heute nichts gegessen. Sie gehört der Berufsgruppe an, der hauptsächlich die Müttersterblichkeit in Afrika angelastet wird. Die Dorfhebammen haben selten eine Schule besucht, vererben ihr Wissen durch die Generationen. Sie machen viele

Fehler, arbeiten nur mit Hörrohr und nackten Händen, aber sie sind die einzigen, die sich kümmern. Auch jetzt. Denn im Grunde mag Schwester Hawa ihren Beruf nicht, er widert sie an, das erzählt sie jedem. Aber er ist einer der wenigen, für den sich Frauen in Sierra Leone schulisch ausbilden lassen können. Hawa liegt mit ausgestreckten Beinen vor dem Haus und sieht, wie die Sonne hinter dem Horizont versinkt.

Die Nacht fällt über das Land, das schon vor Jahren aufhörte, zu existieren. Nach dem Bürgerkrieg und bis zu 200 000 Toten ist Sierra Leone wie ausgelöscht. Ein Staatsgebilde, niedergerissen bis auf die Grundmauern. Zwischen 1993 und 2002 wurde die Vorzeigeneration Westafrikas mit ihren Musteruniversitäten von Armeen aus Kindersoldaten zermalmt. Unter Drogen hackten sie den Menschen die Hände ab, die Arme, schnitten ihnen die Lippen von den Mündern. Fatmatas Familie rettete sich nach Liberia, ihr Mann Fomba ging nach Guinea. Bei ihrer Rückkehr klaffte dort, wo einst ihr Dorf stand, eine leere Waldlichtung. In acht Jahren haben sie ihre Heimat wieder aufgebaut, ohne Hilfe. Sierra Leone gilt heute als eines der ärmsten Länder der Welt, 70 Prozent der Menschen leben von weniger als einem Dollar am Tag. Was früher Stein war in diesem Staat, ist heute Lehm.

Nackt stemmt sich Fatmata auf, mit zu Fäusten gekrümmten Händen. Ihr Kopf hängt zwischen den Schultern. Ein Zittern durchläuft die Arme, als sie langsam ihren Oberkörper aufrichtet. Die vier Geburtshelferinnen treten an sie heran, legen schweigend ihre Handflächen über ihren Kopf. Andere Frauen kommen dazu, stellen ihr einen Plastikopf mit gesegneten Süßigkeiten auf den Scheitel, berühren sie. Fatmata schließt die Augen. Sie beten. Die Gemeinschaft der Frauen. Es sind sehr alte Gebete in einer Sprache, die sie längst nicht mehr verstehen. Danach kippt Fatmata um. Die Geburtshelferinnen hocken sich wieder an den Bettrand, wo sie ihre knorrigen Finger kneten.

Die Familie kauft Kerosin für die Lampe, die in der Kammer angezündet werden soll. Es gibt hier kein anderes Licht. „Was ist das nur für ein Kind, das mir solche Schmerzen bereitet?“, flüstert Fatmata und rammt ihre Beine gegen die Mauer. „Du solltest Buße tun!“, rät Mamie Momoh. Gott strafe die Schwangere für ihr wildes Temperament. „Bitte deinen Mann um Vergebung“, drängt Momoh. „Du hast ihn

gedemütigt. So oft hast du ihn beschimpft.“ Draußen vor dem Fenster sinkt Fomba auf die Knie und betet für die Erlösung seiner Frau. Doch Fati hört sie alle nicht, sie hört nur ihr eigenes gellendes Schreien.

Die Zeit, die Mutter und Kind bleibt, schwindet. Es ist gegen 20 Uhr. Schwester Hawa drängt die Familie. „Bei mir wird sie sterben. Ihr müsst sie ins Krankenhaus bringen.“ Die Schwangere auf der Pritsche hebt den Kopf. „Das ist viel zu teuer.“ Ihre Familie besitzt keine Ersparnisse. „Dein Leben ist doch wichtiger als das Geld!“, ruft Hawa. Der Familienrat entscheidet, das Angebot des NIDO-Teams anzunehmen und mit dem Jeep der Reporter ins 25 Kilometer entfernte „Nixon Memorial Methodist Hospital“ in der Kleinstadt Segbwema zu fahren. Dort gibt es eine Entbindungsstation und die einzige qualifizierte Hebamme in 80 Kilometern Umkreis. 300 Meter davor erleidet Fatmata einen Anfall, ihre Augen drehen ins Weiße, Schaum quillt aus dem Mund, ihre Muskeln zucken und werden starr.

Der Wagen erreicht Minuten später das Gebäude des Geburtstrakts. Sie scheint verloren. Marianna Kamara, die Mutter Fatmatas, die die Fahrt über neben ihr gesessen hatte, hält den reglosen Körper im Arm. „Tu uns das nicht an, Fati! Lass uns nicht alleine!“, schreit sie im Wagen. Weinend wirft sie sich auf die Erde, schlägt mit den Fäusten in den Staub. „Mein Juwel! Mein kleines Mädchen!“ Eine ältere Schwester rennt außer sich auf und ab. Die Augen schockgeweitet. „Fati ist tot!“, wiederholen Tanten, Nichten, Schwestern. Sie raufen sich die Haare. „Fati ist tot!“ Sie brüllen in die Nacht, sie brächten sich um. Ihr Ehemann Fomba legt Fatmata auf dem Boden ab. Sie atmet noch.

Doch das Nixon Memorial, das ihre Rettung sein soll, bietet Hoffnung nur in geringen Dosen. Stolz auf einem Hügel gelegen, von den britischen Kolonialherren in den Dreißiger Jahren errichtet, in der Folge immer weiter ausgebaut, galt das Nixon als modernste Klinik der östlichen Landeshälfte. Die Erinnerung daran ist geblieben, mehr nicht. Die Kriegsjahre verwandelten den Bau in eine Ruine, Gras überwucherte das Gelände, und im OP-Trakt von einst nisten die Schlangen. Jetzt operieren sie im Nixon in der früheren Mitarbeiter-Kantine, das Chirurgie-Besteck wird zum Sterilisieren in heißem Wasser abgekocht. Es gibt einen Arzt und eine Hebamme, die

sich jedoch um Fatmata nicht kümmern kann. „Ich bin müde“, sagt sie schroff, als sie telefonisch benachrichtigt wird. „Ich habe den ganzen Tag vor lauter Arbeit nichts gegessen. Ich kann nicht kommen.“

Der Himmel öffnet sich, es bricht aus ihm heraus, Regen, der in Bachstärke vom Krankenhausdach schäumt. Blitze erhellen kurzzeitig die unbeleuchteten Innenräume. Fatmata liegt auf der endlich aufgetriebenen Bahre. Der diensthabende Krankenpfleger steht neben ihr und erbittet von der Familie zunächst eine „persönliche Geste“, bevor er sich dem Notfall widmen könne. Er will bestochen werden. Lustlos setzen sich die Schwesternschülerinnen in Bewegung, erstes Ausbildungsjahr, es gibt im Entbindungstrakt zehn von ihnen. Sie rennen nicht, sie schreiten in ihren blauen Uniformen. Fatmata hat eine sogenannte Eklampsie, hochschießenden Blutdruck und Krampfanfälle. In Sierra Leone verläuft diese Krankheit häufig tödlich. Ihr Gehirn wird unterversorgt. Das Kind ebenfalls. Dringend bräuchte sie eine Magnesiumsulfat-Injektion, um die Muskeln zu lösen, dazu einen Kaiserschnitt. Sie wird im Kreißsaal auf eine Pritsche gelegt und bekommt statt dessen: nichts.

Die Todesrate im Nixon Memorial ist hoch. Hier starben im Jahr 2009 zwölf von 125 Patientinnen. Am geringsten sind die Überlebenschancen von Frauen, die zur Nachtschicht eingeliefert werden. Der Krankenpfleger überlässt Fatmata den Schwesternschülerinnen, er flirtet mit ihnen, füllt Formulare aus, dann geht er schlafen. Die in Lebensgefahr schwebende hat er nur einmal kurz angeschaut. „Ich kann euch nicht mehr ertragen“, herrscht eine Schülerin Fatmatas Mutter und ihre Geburtshelferin an und wirft sie aus dem Kreißsaal. Nun gibt es niemanden mehr, der der Schwangeren Aufmerksamkeit schenkt. Der Raum ist erfüllt vom Scherzen, Lachen, Kichern der Auszubildenden – und dem Schreien des Mädchens. „Du darfst nicht so schreien“, tippt eine Schülerin mit der Fingerkuppe auf ihr nacktes Fleisch, „dann wirst du hässlich, hässlich, hässlich.“ Wenig später fließt Blut aus Fatmatas Mund.

Die Sehnen heben sich zentimeterdick aus ihrem Hals, der Kopf biegt sich zurück, die Beine strecken sich, dass die Knie knacken. Ein zweiter Anfall, gegen neun Uhr. Die zehn Auszubildenden unterbrechen das Blödeln, jemand weckt den

Krankenpfleger. „Schnell“, sagt er. Fatmata hat sich im Krampf in ihre Zunge verbissen, daher das Blut, an dem sie jetzt zu ersticken droht. „Schnell“, sagt er wieder. Jeder Atemzug gurgelt in der Luftröhre. Die Auszubildenden drücken die zuckenden Beine auf die Pritsche. Er zieht endlich eine Spitze des Magnesiumsulfat auf, schickt eine Schülerin ins Labor, um einen Esslöffel zu holen. Sticht die Nadel in die Hüfte der Starren, lässt die Schülerin mit dem Watte umwickelten Löffelstiel den verbissenen Kiefer aufbrechen. Sie schafft es alleine nicht, andere treten hinzu, halten den Kopf, zu dritt, zu viert. Dann gelingt es ihnen, und das Gurgeln wird schwächer, bis es verklingt.

Schweigend sammelt sich die Familie an der Glastür zum Kreißsaal, die ist mit weißer Farbe bestrichen, doch gibt es Risse. Durch die starren sie, im Stehen, in der Hocke, auf dem Bauch liegend. Fatmatas Mutter drückt ihr Gesicht an das Glas, legt ihre Hände darauf. Marianna Kamara ist unter den Frauen bereits eine Art Kriegsveteran. Die 40-Jährige hat die Kinderphase lebend überstanden, sechs Geburten, ganz knapp die von Fatmata. „Zwei Tage lang“, sagt sie. „Solche Schmerzen.“ Doch viele andere waren um sie herum verstorben, Nachbarinnen, Frauen, die sie von der Feldarbeit kannte, erst neulich eine Cousine wieder. „Aber nicht Fati,“ sagt die Mutter an der Glastür. „Nicht sie.“ Das Kinderkriegen schlägt größere Lücken in die Frauenjahrgänge Sierra Leones als sie der Krieg in die Reihen der Männer jemals riss.

Die Krämpfe flauen ab, geben Fatmatas Körper wieder frei. Sie dämmert dahin, glaubt, sie sei zu Hause, in der Hütte in ihrem Dorf. Die Fruchtblase platzt kurz vor Mitternacht. Der Krankenpfleger zieht die Gummihandschuhe an. Er horcht mit dem Hörrohr, das Baby lebt, ist aber noch tief in der Mutter. Die immer erschöpfter wird. Die Wehen werden schwächer. Wieder und wieder krümmt sie sich in den nächsten Stunden auf ihrer Pritsche, bäumt sich auf. Sie schreit längst nicht mehr, sondern wimmert nur. Liegt oft reglos da wie ein Opferlamm auf der Schlachtbank. „Vielleicht“, sagt der Krankenpfleger gegen 2.40 Uhr, „ist es schon zu spät für das Kind.“ Er beugt sich zu Fatmata hinunter und spricht ihr ins Ohr. „Streng dich an. Du kriegst sonst einen Kaiserschnitt. Der wird deiner Familie ein Vermögen kosten.“ Den Erlös einer ganzen Jahresernte.

Das ist der Grund für die große Leere im Nixon Memorial, die vielen unbelegten Betten. Wie verloren bewegen sich die wenigen Patienten zwischen ihnen. Während draußen die Menschen darben, einfachste Leiden nicht kurieren können, langweilt sich hier das Pflegepersonal. So ist es überall in Sierra Leone. Es gibt Krankenhäuser, aber nur wenige gehen hin. Nur wenige können sie es sich leisten. Es muss in bar bezahlt werden, jede Kanüle, jede Handreichung. Die als Notfälle Eingelieferten werden solange im Krankenhaus gehalten, bis ihre Familie sie auslösen. Im Entbindungstrakt des Nixon Memorial lebt seit über drei Monaten eine Frau mit Säugling, die der Klinik 80 Euro für einen Kaiserschnitt schuldet. Ihr Mann, ein Diamantenschürfer, kam zum letzten Mal vor Wochen vorbei. Sie ernährt sich von Essenresten der Schwesternschülerinnen. „Ich habe daran gedacht, einfach wegzulaufen“, sagt sie. „Aber ich habe Angst vor den Schwestern. Sie würden mich finden.“ Deshalb bleiben die Menschen in den Dörfern. Der Tod dort ist günstiger als der hinter Klinik-Mauern.

Die einzige Ausnahme im Land ist die Klinik der französischen Hilfsorganisation „Ärzte ohne Grenzen“ im Distrikt Bo, vier Autostunden entfernt. Die Behandlung ist kostenlos, die 21 Betten im Entbindungstrakt sind häufig doppelt belegt. Aus allen Landesteilen kommen verzweifelte Frauen. Doch selbst diese letzte Zuflucht ist bald keine mehr. Die Helfer, auf Krisen spezialisiert, ziehen sich in zwei Jahren zurück - wie viele andere Organisationen, die das Land bereits verlassen haben. Denn in Sierra Leone wird seit vielen Jahren nicht mehr gekämpft. Es gilt nicht länger als Krisengebiet. Die Frauenärztin Greetje Torbeyus – wohl die einzige im ganzen Land - ist bei „Ärzte ohne Grenzen“ jeden Tag davon umgeben. „Die Zustand der Frauen ist hier viel schlechter als etwa im Kongo“, sagt sie. „Die Komplikationen sind ernster. Die Frauen kommen, wenn sie sich fast zu Tode geblutet haben.“ „Ärzte ohne Grenzen“ suchen eine Hilfsorganisation, die das Krankenhaus übernimmt. Bisher hat sich noch keine gefunden.

Unweit des Nixon Memorial steht der Sarg am Altar der methodistischen Kirche, die Trauergemeinde trägt weiß. Es ist der Tag, bevor Fatmata im Kreißsaal mit dem Leben ringt. „Sehr bald werdet ihr an ihrer Stelle sein“, zeigt der Priester auf den aufgebahrten Sarg. Darin liegt die Frau eines hohen Regierungsbeamten. Sie ist mit 37 in der Hauptstadt Freetown während ihrer vierten Schwangerschaft gestorben und

wurde von ihrem Mann in ihre Heimat überführt. Er klammert sich an den Sarg, so wie sich die kleinste seiner Töchter an ihn klammert. Sechs ist sie neulich geworden. Sie weicht nicht von seiner Seite. „Ich weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll“, sagt er und klopft weinend auf den Sargdeckel. „Sie hat mich geliebt.“ Freunde lösen ihn vom Sarg, und der Priester zitiert die englische Übersetzung von Psalm 90,5. „Du löschst sie aus wie einen Traum in der Nacht.“ Der vergängliche Mensch. Das ist der Trost, der ihnen in dieser Kirche bleibt.

Das Leben bricht aus Fatmata hervor. Eine letzte Kraftanstrengung drückt den Kopf hinaus, ein letztes Schreien presst die Schultern heraus. Der Krankenpfleger umfasst behutsam den Leib des Babys. Die Uhr im Kreißsaal steht auf 3.47 Uhr.

Es ist ein Mädchen.

Das Kundus-Syndrom

Wer verstehen will, warum Oberst Klein die Nerven verlor und den Luftschlag vom 4. September 2009 anordnete, der muss die anderen Kommandeure im Bundeswehrlager von Kundus kennenlernen: Soldaten, die an ihrer unlösbaren Aufgabe scheiterten

Von Anita Blasberg und Stefan Willeke, Zeit, 04.03.2010

Um kurz nach sechs an einem Sonntagmorgen, als der Krieg gerade eine Pause macht, schnürt Kai Rohrschneider seine Stiefel und läuft hinüber zur Kantine des Feldlagers. Drei Grad, dichte Wolken. Von den Bergen hinter den Mauern des Camps sieht er nichts, noch liegen die Ausläufer des Hindukusch im Nebel. Rohrschneider öffnet die Tür zur Kantine, nimmt sich einen Becher Tee und setzt sich an einen der langen Tische.

Noch drei Stunden, dann werden sie kommen.

Kundus im ausgehenden Winter 2010: Draußen vor den Toren des Bundeswehrlagers werden Rohrschneiders Soldaten in immer neue Fallen gelockt, Männer mit Panzerfäusten lauern ihnen auf, mit Sprengladungen und Maschinengewehren. Taliban ermorden Kinder und erzählen in den Dörfern, die Deutschen hätten sie auf dem Gewissen. Afghanische Polizisten, von den Deutschen ausgebildet, verkaufen ihre Uniformen an die Gegner. Wer Feind ist und wer Freund, kann niemand mehr sagen. An keinem anderen Stützpunkt in Afghanistan ist die Bundeswehr derart in der Defensive.

Gut sichtbar liegt das deutsche Lager auf einem Hochplateau, rund 500 Meter im Quadrat, Hunderte Soldaten in Zelten, dicht an dicht, ein gutes Ziel. Kai Rohrschneider weiß das, aber er hat gelernt, sich behutsam auszudrücken. Er sagt: »Ich habe eine spannende Aufgabe.« Er ist Kommandeur des deutschen Feldlagers Kundus, Befehlshaber des 21. Kontingents. »Der 21. Versuch«, sagen seine Soldaten.

Wenn Rohrschneider in seinem Büro vom Schreibtisch aufblickt, sieht er in die Gesichter der früheren Kommandeure, gerahmt in Gold hängen sie dort, auch Oberst Georg Klein, der Mann, dessen Gesicht jetzt ganz Deutschland kennt. Er ließ in der Nacht vom 4. September 2009 zwei Tanklaster bei Kundus bombardieren. Bis zu 142 Menschen starben, unter ihnen Kinder. Der Generalinspekteur der Bundeswehr musste deswegen gehen und der ehemalige Verteidigungsminister. Die Welt sprach von einem deutschen Kriegsverbrecher.

Sollte Rohrschneider nervös sein, kann er das gut verbergen, geschliffene Sätze sind seine Spezialität. Er ist Träger des Ehrenkreuzes der Bundeswehr in Gold und Silber. Sollte er Kundus überstehen, wird er wahrscheinlich General. Er darf nur keinen Fehler machen. Ein Fehler, das ist alles, was es in die Nachrichten schafft: tote Zivilisten, deutsche Särge.

Noch zweieinhalb Stunden, dann wird der Besucher da sein. Der Gouverneur.

Als sich die Deutschen entschlossen, ihre Armee in den Norden Afghanistans zu schicken, war Kundus ein angenehmer Ort, die wohlhabende Kornkammer des Landes, Bad Kundus nannten die deutschen Soldaten es. Als Rohrschneider im Oktober 2009 hier ankam, erinnerte nichts mehr daran. Jedes halbe Jahr schickt die Bundeswehr einen neuen Kommandeur, und jedes Mal erbt er von seinem Vorgänger eine aussichtslosere Lage. Jetzt naht wieder der Tag des afghanischen Neujahrsfestes, der 21. März. Danach werden die Taliban aus ihren Winterquartieren in Pakistan zurückkehren und die deutschen Soldaten heftiger bekämpfen denn je. Nirgendwo sonst auf der Welt kommt der Terrorkrieg des 21. Jahrhunderts der Bundeswehr so nahe. Nirgendwo sonst hängt so viel von einem deutschen Kommandeur ab.

Rohrschneider läuft ins Stabsgebäude 1, Sicherheitszone, summende Stahltürschlösser mit wechselnden Zugangscodes. Gleich noch die Morgenlage, um acht, danach wird der Gouverneur vorfahren. Gewöhnlich ist er pünktlich.

Muhammad Omar kommt mit einem ganzen Konvoi. Auf den Ladeflächen der Pick-ups stehen Männer mit Kalaschnikows, über ihren Bäuchen hängen Patronengürtel. Das Schild mit dem Hinweis »Hier gilt die Straßenverkehrsordnung« sagt ihnen nichts, sie können nicht lesen. Vor dem Ehrenmal, an dem Messingschilder

mit den Namen der gefallenen Bundeswehrsoldaten angebracht sind, bleiben die Autos stehen. Der Gouverneur springt aus seinem teuren Geländewagen und läuft ins Stabsgebäude. Rohrschneider begrüßt ihn mit einer Umarmung. Security meeting nennen die Deutschen das hier, Sicherheitstreffen.

Wie kostbar Sicherheit ist, weiß kaum jemand besser als Muhammad Omar. Früher war er Mudschahed, wegen einer Verletzung seines rechten Auges trägt er meist eine Sonnenbrille. Als er vor fünf Jahren von der Regierung in Kabul zum Gouverneur von Kundus ernannt wurde, hatte er noch zehn Leibwächter. Dann wurde sein Lieblingsbruder von den Taliban erschossen, und er verdoppelte auf 20. Inzwischen sind es 30. Der Gouverneur prahlt damit, dass er 26 Söhne von vier Frauen habe, und wenn ihm danach ist, lädt er den deutschen Kommandeur ins beste Hotel der Stadt zum Essen ein. Manchmal schreibt er Briefe an den Vertreter des Auswärtigen Amtes im Feldlager, verlangt die Verschönerung des Parks vor seiner Residenz, einen Bewässerungsgraben im Garten, eine neue Mauer. Dann läuft der Mann aus Berlin mit einer Tasche los und bringt dem Gouverneur 20.000 Dollar in Scheinen. Man könnte denken, er sei einer von Muhammad Omars vielen Dienstboten.

Jetzt hebt der Gouverneur zu einem mürrischen Vortrag an, den niemand zu unterbrechen wagt, nicht der Mann vom Bundesnachrichtendienst, nicht der Mann vom Auswärtigen Amt, keiner der Offiziere. Der Gouverneur sagt, die Deutschen müssten aggressiver werden. Ohne die Milizen, die für sie die nördlichen Gebiete kontrollierten, wären sie verloren. Er sagt: Die Milizenführer verlangen Bezahlung, sonst laufen sie weg. »Gebt ihnen was!«

So spricht er oft mit den deutschen Kommandeuren.

Der Gouverneur erteilt dem Polizeichef das Wort, der dann über Hühnerdiebe redet. Am Ende kommt Kai Rohrschneider dran. Der Gouverneur ruft ihn auf wie einen Schuljungen. Die Milizenführer bezahlen? Kriegsfürsten? Das würde in Deutschland niemand verstehen. Man müsse die Milizen erst in »staatliche Strukturen« eingliedern, sagt Rohrschneider. Vielleicht würde er gerne antworten wie ein Milizionär, barsch und entschieden, aber Rohrschneider muss reden wie ein Politiker. Er muss ins Ungefähre ausweichen.

Die Welt schickte Soldaten aus 44 Nationen nach Afghanistan, wo sich die Spuren schmutziger Kriege schichten wie Sedimente. Wo afghanische Warlords, korrupte Geheimdienstoffiziere, pakistanische Waffenhändler und iranische Drogenkuriere ihre dreckigen Spielchen spielen. Und wo Kai Rohrschneider, der Deutsche, sauber bleiben soll. Er sagt: »Wir haben keinen Grund, unzufrieden zu sein. Die Modernisierung einer Gesellschaft ist immer ein schwieriger Prozess.«

Kai Rohrschneider, ein Kommandeur, der mehr als tausend Soldaten befehligt, sich aber mit Worten nicht aus der Deckung wagt. Georg Klein, ein Kommandeur, der die Menschen in der Heimat erst aufschreckt, als er mehr als hundert Menschen tötet. Wer das Drama dieses Einsatzes verstehen will, wer begreifen will, wie es so weit kommen konnte, muss sich die ungehörten Geschichten seiner Vorgänger anhören, die Geschichte der Kommandeure von Kundus. Es ist die Geschichte von Männern, die diesen Krieg verwalten müssen, ohne ihn führen zu dürfen – die Geschichte einer Täuschung und Selbsttäuschung.

In einem abgeschiedenen Dorf bei Bad Honnef hat Christian Meyer in einem kleinen Gasthof einen Tisch reserviert. »So gelegen, dass wir ein ungestörtes Gespräch führen können«, hat er in einer E-Mail geschrieben. Er ist pünktlich. Oberst Meyer, groß, schlank, die Haare streng gescheitelt, Krawatte, Jackett. Den Rücken hat er durchgedrückt, den Blick auf einen Stapel Papier gerichtet. In der Bundeswehrzeitung Aktuell haben sie diese Meldung über ihn gebracht, Überschrift Abgelöst . Ein Artikel, der ihn wie einen Versager wirken ließ. »Ich habe aber nichts Unehrenhaftes getan«, sagt Meyer. »Ich war Kommandeur in Kundus.«

Meyer bestellt ein Glas Rotwein und beginnt mit seinem Vortrag. Viele Seiten hat er vollgeschrieben, allein für diesen Abend. Von den Wänden schauen tote Hirsche auf ihn herab.

Schon als er im Juli des Jahres 2008 das Feldlager übernahm, kam er mit einem Haufen Papier dort an, 17 eng bedruckte Seiten, mit Fußnoten: sein Konzept für Kundus. Als ein Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt in Berlin davon erfuhr, sagte er zu einem seiner Kollegen: »Was hat der geschrieben? Ein Konzept für Afghanistan? Der muss verrückt sein. Niemand hier hat ein Konzept für Afghanistan.«

Oberst Meyer unterrichtet an der Verwaltungshochschule Speyer zivilen Wiederaufbau, einige Offiziere nennen ihn deswegen spöttisch »den Professor«. Er hat sich mit dem Vietnamkrieg beschäftigt und sich in ein Buch über den Kampf gegen Partisanen vertieft: Learning to Eat Soup with a Knife . Lernen, wie man Suppe mit dem Messer isst. Wie seine Vorgänger in Kundus glaubt auch er von Anfang an nicht an einen Sieg mit militärischen Mitteln. Er glaubt, dass die Bundeswehr nur gewinnen könne, wenn sie die afghanische Bevölkerung hinter sich bringe. Er glaubt an Strommasten, nicht an Scharfschützen. »Kollateralschäden darf es nicht geben«, sagt Meyer. Er ist überzeugt von den Rules Of Engagement, dem Leitfaden der Isaf-Soldaten. Wir schützen den Wiederaufbau des Landes, so ist die Linie, wir jagen nicht die Taliban. Der Krieg, den Meyer führen will, ist ein deutscher Krieg. Er kommt ohne Panzerhaubitzen aus, ohne Feinde. Es ist ein sauberer Krieg, ein Werbefeldzug um die Herzen der Menschen.

Als Meyer in Kundus ankommt, passt das Land zu seinem Konzept. Der Kommandeur weiht neu gebaute Schulen und Gesundheitszentren ein, niemand schießt auf seine Soldaten. Eine Lagerhalle für Zwiebeln könnte Kundus gut gebrauchen, denkt Meyer. Er hat große Ziele. Er besorgt sich einen deutsch-afghanischen Koran und heuert einen Lehrer an, der ihm die Suren erklärt. »Der Koran erlaubt keine Korruption«, sagt Meyer manchmal, wenn er mit Provinzräten spricht, und die Afghanen sagen verwundert: »Jetzt haben uns die Deutschen einen Mullah geschickt.«

Meyer isst mit mächtigen Paschtunen zu Abend, diskutiert mit Imamen, notiert sich die Wünsche von Bürgermeister: Medikamente, Brunnen, Strom. Aber die Wirklichkeit verträgt sich nicht mit seinen Ideen. Er hat ein eigenes Budget von 40.000 Dollar zur Verfügung, 40.000 Dollar für vier Monate, das reicht für kaum mehr als leere Versprechungen. Meyer kann die Wünsche der Afghanen bloß an die großen Organisationen melden, die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit und das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, die in langwierigen Verfahren über die Anträge entscheiden. Ein Kraftwerk, das begreifen die Afghanen schnell, baut ihnen der Deutsche nicht. Er kommt ihnen vor wie ein König ohne Land. Die Afghanen, die aussehen wie Zivilisten, denken in Kategorien des Krieges. Die

Deutschen, die aussehen wie Krieger, denken in Kategorien des Friedens. Die Afghanen haben schon viele Kommandeure kommen und gehen sehen, und sie tun sich immer schwerer, die Fremden mit den großen Notizblöcken noch ernst zu nehmen.

Meyer betastet die verstörende Realität, sie beginnt beim Führungsstab in seinem eigenen Feldlager. Es gibt keine aktuelle Analyse der militärischen Lage, die letzte ist zwei Jahre alt. Alle Berichte über militärische Operationen werden pflichtschuldig zum Einsatzführungskommando in Geltow bei Potsdam geschickt. In Kundus findet Meyer nur wenige sortierte Daten, kein Archiv, nichts. Sein Feldlager ist ein Ort ohne Gedächtnis.

Meyer bezahlt afghanische Informanten, die dasselbe Wissen bereits an seine Vorgänger verkauft haben. Die Soldaten bleiben nur ein paar Monate, dann kommt schon das nächste Kontingent. Und das Einsatzführungskommando bei Potsdam lässt Meyer freie Hand. »Eine Führung existierte gar nicht«, sagt Meyer in die leere Gaststube hinein.

Doch von Tag zu Tag entfernt sich Afghanistan mehr von dem Land, in dem Meyer bloß die Stabilität erhalten sollte. Aus Pakistan dringen Taliban ein, und in den Dörfern nahe dem deutschen Feldlager werden Flugblätter verteilt: Wer mit den Ungläubigen zusammenarbeitet, wird sterben. Auf einem Acker wird ein Feldarbeiter gefunden, der den Deutschen Informationen lieferte, hingerichtet mit 60 Schüssen. Irgendwann spricht sich herum: Auf Meyers Kopf sind 50.000 Dollar ausgesetzt.

Im Lager gehorcht weiterhin alles der deutschen Ordnung. Es gilt die Zwei-Dosen-Regel beim abendlichen Bier in einer Lagerkneipe, die Lummerland heißt. Es gilt die deutsche Haar- und Bartordnung, alles unterliegt einem Plan. Meyer hält sich an ihm fest wie ein Ertrinkender. Er hat sich viel mit Taktik beschäftigt, in taktische Schachzüge kann er sich verlieben, und wer die Taktik liebt, der hasst den Fehler. Begehen Soldaten Fehler, spricht Meyer gleich von »absoluten Fehlern«. Immer öfter brüllt er seine Leute an: »Ich will Soldaten, keine Pfadfinder!« Als Soldaten draußen versehentlich ein Scharfschützengewehr mit Nachtsichtgerät liegen lassen, ist er außer sich: »Was ihr hier macht, ist Murks!« Das ist von nun an sein Satz.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Meyer will seinen sauberen Einsatz vor dem schmutzigen Krieg retten. Deswegen lehnt er es ab, mit afghanischen Warlords zu verhandeln, die sich ihm als Partner anbieten. Einen von ihnen, der sogar eine Isaf-Zugangskarte für das Lager besitzt, lässt Meyer aus dem Camp werfen. Einige Offiziere versuchen Meyer davon zu überzeugen, Kompromisse zu machen, aber er bleibt bei seiner Linie.

Nur sieben Wochen nach Meyers Antritt im Lager droht die Lage zu eskalieren: Ein afghanischer Polizist, der von den Deutschen ausgebildet wurde, wird ermordet, mit 30 Schüssen. Dem Bürgermeister eines Dorfes bei Kundus wird einer seiner Söhne vor die Tür gelegt, tot, mit aufgeschnittener Kehle. Es geht jetzt nicht mehr um Lagerhallen für Zwiebeln, und Meyer findet keine Antworten mehr in seinem Konzept. Seine Soldaten können keinen Guerillakrieg führen, sie dürfen es nicht. Bei seinen Vorgesetzten fordert er gepanzerte Fahrzeuge an. Er will seine Soldaten schützen vor dem Überfall der Wirklichkeit.

Da erfährt Meyer, dass einer seiner Hauptfeldwebel von einer Bombe in Stücke gerissen worden ist. Er saß in einem schlecht gepanzerten Geländewagen, als er den Kundus-Fluss durchquerte. Oberst Meyer ist blind vor Wut.

Er hatte seinen Brigadegeneral Jürgen Weigt in Masar-i-Scharif vor genau dieser Gefahr gewarnt. Und er hatte gefordert, dass Weigt ihm endlich die besser geschützten Fahrzeuge nach Kundus bringen lasse, die längst genehmigt waren. Doch der General, sagt Meyer, hielt diese Wagen für seine Besucher in Masar-i-Scharif zurück, für Politiker und Journalisten. Am Telefon gifteten sich die beiden an, Meyer wurde wieder laut. Und jetzt wird die Leiche eines Soldaten in den Kühlcontainer des Feldlagers verladen. Würde der Mann noch leben, wenn Brigadegeneral Weigt auf Meyer gehört hätte?

Meyer verbeißt sich in diese Vorstellung, kämpft gegen den eigenen General, gegen Soldaten, die er immer öfter zusammenschreit, gegen die Aufständischen in den Bergen, gegen das Misstrauen der Afghanen in den Dörfern, die mit Meyer von neuen Straßen träumten, nun aber plötzlich deutsche Soldaten in schwer gepanzerten Mungos und Dingos auf sich zurollen sehen. Meyers friedenssichernder Einsatz ist zu einem Mehrfrontenkrieg geworden.

Noch heute, im Gasthof, sagt er: »Mit meinen Gefühlen bin ich noch nicht wieder in Deutschland angekommen.« Und noch heute will die Bundeswehr zum Fall Meyer nicht Stellung nehmen. Von nun an wird Meyer immer neue E-Mails und Briefe an die ZEIT schicken, fett gedruckte Richtigstellungen, kursiv gedruckte Anschuldigungen, die Feldpost eines schwer Verletzten.

Kundus ließ Meyer in einen Ausnahmezustand geraten. Nachdem draußen wieder ein Sprengsatz detoniert ist, fragt Meyer einen zurückkehrenden Soldaten: »Na, Bombenstimmung heute?« Er muss wahnsinnig geworden sein, glauben einige Offiziere. Aber vielleicht ist er nicht wahnsinniger als die Situation der Armee in Kundus. Christian Meyer verliert die Kontrolle, als die Truppe ihre Richtung verliert. Was soll sie in Afghanistan bewirken? Rebellen festnehmen? Brunnenlöcher bohren? Beides zugleich?

Nur wenige Tage nach dem Tod des Soldaten im Geländewagen soll der Verteidigungsminister in Kundus eintreffen. Meyer will eine kleine Ansprache halten. Aber als er morgens in sein Büro kommt, steht da schon Brigadegeneral Weigt und sagt: »Ich löse Sie von Ihrem Dienstposten ab.«

Meyer bittet den General, sich von seiner Truppe offiziell verabschieden zu dürfen. Doch der General muss fürchten, dass ihm Meyer im Beisein des Ministers die Schuld am Tod eines Soldaten gibt. Weigt sagt ihm, dass er im Stabsbereich nichts mehr verloren habe, und Meyer geht auf seine Stube. Als er noch einmal in sein Büro läuft, um seine Dienstpistole zu holen, ist der Waffenschrank schon ausgeräumt. Auch sein Sturmgewehr ist weg. Stunden später sind alle seine Daten auf dem Computer gelöscht, auch sein warnender Brief an den General. In den Tagen danach befragt dessen Stellvertreter die Soldaten nach Meyers Führungsverhalten, ein Aktenordner voller Zeugenprotokolle und dienstlicher Erklärungen. So etwas hat es in Kundus noch nie gegeben.

Jetzt sitzt er da, ein geschasster Kommandeur unter Hirschgeweihen, und er sagt, er habe sich einen Rechtsanwalt genommen. Er habe den Soldaten, die über ihn aussagten, geschrieben, seinem Ermittler auch, er rufe sie immer wieder an, aber selbst auf der Großen Kommandeurstagung habe man ihn geschnitten. Meyer will seine

Biografie aus den Trümmern von Kundus retten. Er sagt, er fühle sich manchmal wie Oberst Klein, genauso allein gelassen. Die Bundeswehr hat Meyer in einer Abteilung für ausländische Katastrophenhilfe versteckt: Schneechaos, Brände – es ist die kleinste Abteilung der ganzen Heeresführung.

Herr Meyer, was haben Sie in Kundus erreicht?

»Ein paar Schulen habe ich eingeweiht, das war's.«

Gibt es einen Kommandeur, der mehr erreicht hat?

»Ich kenne keinen.«

Es ist kalt geworden in Kundus. Der Februar des Jahres 2010 hat ungewöhnlich viel Schnee gebracht, und die Generatoren müssen hart arbeiten, damit es warm wird in den Zelten der Soldaten. Kai Rohrschneider, der Kommandeur des Lagers, hat nicht mehr viel Zeit, an seinem Abschlussbericht zu schreiben. Bald kommt sein Nachfolger, der Kommandeur des 22. Kontingents, das die Soldaten »den 22. Versuch« nennen werden. Wenn Rohrschneider sagen soll, was er dem Neuen hinterlassen möchte, antwortet er: »Eine gute Ausgangslage.« Die hat er kurz vor Weihnachten erkämpft, und er hofft, dass er die Höhe 431 halten wird.

Schon Kommandeur Meyer lag im August 2008 auf diesem kahlen Hügel im Staub und prüfte, wie weit er von dort oben gucken konnte. Seither haben alle Bundeswehrkommandeure versucht, den Hügel einzunehmen. Mehrmals ist es ihnen gelungen. Mehrmals sind sie daran gescheitert, ihn zu halten. Man kann den deutschen Krieg in Kundus auf diesen Ort reduzieren, weil sich vieles an ihm zeigt.

Die Höhe 431 liegt etwa zwölf Kilometer vom Lager entfernt, in einem Gebiet, das die Deutschen fürchten, »Indianerland« nennen sie es. Im Distrikt Chahar Darreh haben sich Aufständische und Taliban verschanzt, auf der Straße werden die Deutschen beschossen, Schotterwege sind durchsetzt von Sprengfallen.

Von der Höhe 431 hat man einen guten Ausblick auf die staubige Ebene, in der all die verwinkelten Siedlungen liegen, in die sich die Soldaten kaum noch wagen. Höhe 431 suggeriert einen Überblick über die verworrene Lage unten, wo einzelne Kämpfer mit Maschinengewehren in der Lage sind, eine deutsche Kompanie

stundenlang aufzuhalten, weil die schweren Fahrzeuge der Bundeswehr in den tief eingeschnittenen Tälern nicht wendig genug sind. Steigen die Soldaten ab und versuchen es im Nahkampf, verschwinden die Taliban auf ihren Motorrädern und locken sie in einen Hinterhalt. Verschanzen sich die Taliban in einem Dorf, haben sie ohnehin gewonnen, weil die Deutschen es niemals wagen, einen Ort voller Frauen und Kinder anzugreifen. Versucht es ein Kommandeur mit einem Luftschlag, wie am 4. September 2009, muss er sich hinterher in einem politischen Untersuchungsausschuss verantworten. Auch deswegen ist die Höhe 431 ein Fluchtpunkt: Man beobachtet den Krieg, nimmt aber selten an ihm teil.

Der Kommandeur hat die Höhe 431 zur Chefsache erklärt: ein lehmbrauner Hügel, 40 Meter hoch, 70 Meter breit, Tag und Nacht von 40 deutschen Soldaten gesichert, die sich oben eine Notunterkunft gebaut haben, befestigt mit Sandsäcken und einem Wall. Am Fuße des Hügels: Dixi-Toiletten. Der einzig sichtbare deutsche Erfolg in der Schlacht um Kundus, geführt mit 1300 Soldaten, Mörsern, Schützenpanzern, hoch entwickelten Aufklärungsdrohnen.

Die Deutschen, so trostlos ist in Kundus die Lage, können diesen Kampf nicht gewinnen. Aber sie haben auch nicht den Mut zu kapitulieren. Wenn es bald wieder Tote geben sollte, dann wird es vielleicht um die Verteidigung dieses bedeutungslosen Hügels gegangen sein. Zeichnet man auf einer Karte der Provinz Kundus alle Orte ein, die unter der Kontrolle der Bundeswehr stehen, in einer Region, dreimal so groß wie das Saarland, dann bleiben am Ende nur das Feldlager übrig, der benachbarte Flugplatz – und der Hügel 431. Dafür sollen Soldaten ihr Leben einsetzen?

Der Krieg beginnt schon an Rainer Buske zu zerren, kurz nachdem er Kommandeur Meyer in Kundus abgelöst hat. Nacht für Nacht schicken die Taliban jetzt ihre Raketen. Pünktlich nach Einbruch der Dunkelheit, pünktlich nach dem Abendgebet. Erst das lang gezogene Jaulen, drei bis vier Sekunden, dann die Detonation. Aus drei Kilometer Entfernung kommen die chinesischen BM-1-Geschosse, im Gefechtskopf vier Kilogramm Sprengstoff.

Nachts schreckt Buske bei jedem Geräusch hoch, die ständige Anspannung, die Migräneattacken. Nur noch durchhalten, denkt er.

»Das Schlimmste«, sagt Buske, »war die Ohnmacht.«

Buske sitzt in einem Reihenhaus in London-Northwood, ein großer, nachdenklicher Mann in Tarnfleckanzug, die schweren Stiefel im Flur sauber aufgestellt. In der Einfahrt parkt sein Kleinwagen, hinter dem Haus liegt still der Garten. Die Bundeswehr hat Buske zum Nato-Verbindungsoffizier in England berufen, ihm eine Ehrenmedaille in Silber verliehen, und bei der Zeremonie zu seinem Abschied nannte man ihn »einen der feinsten und edelsten Offiziere in unseren Reihen«.

Buske ist blass. Im Wohnzimmer liegen Erinnerungsstücke aus Afghanistan wie Mitbringsel aus einem fernen Urlaub: eine muslimische Gebetskette, ein Schachbrett. Nachts, erzählt er, rissen ihn die Flugzeuge im Landeanflug auf Heathrow aus dem Schlaf, ihre gedrosselten Turbinen klängen wie die Raketen der Taliban. Da sind die Flashbacks. Und immer wieder diese Fragen: War es das wert? Was ist geblieben von unseren Zielen?

»Bloß keine Toten«, sagt Buske, »das war am Ende mein Ziel.«

Oberst Rainer Buske, Soldat im 36. Berufsjahr, ist ein bescheidener und überlegter Mann. Drei Jahre hat er noch bis zur Pensionierung. Im Kosovo wurde er angeschossen, in Kundus ist er in jenen Monaten bereits zum zweiten Mal Kommandeur.

Im Oktober 2008 drücken noch immer 30 Grad Hitze, und immer mehr Terroristen sickern nach Kundus ein, frisch ausgebildete Kämpfer mit gefüllter Kriegskasse. Buske sorgt sich um seine Männer, seine »Jungs«, wie er sie nennt. Immer häufiger sitzen sie jetzt mit Angst in den Augen in seinem Büro, junge Burschen, die vor Kurzem noch zur Schule gingen. Beim Kontingentfest greift er sich eine E-Gitarre und spielt Pink Floyd. Buske will Zuversicht vermitteln. Ein Kommandeur, glaubt er, muss in erster Linie Vorbild sein.

Es ist ein diesiger Sonntagmorgen, der 20. Oktober 2008, als sich ein Bundeswehrkonvoi über die staubigen Feldwege in Richtung des Dorfes Haji Amanullah schiebt. Aufständische sollen sich dort verschanzt haben. Immer wieder

sind die Deutschen aus dieser Richtung beschossen worden. Jetzt will Buske die Schützen zu fassen kriegen.

Um drei Uhr früh ist er mit 160 Fallschirmjägern aufgebrochen. Normalerweise bleibt er im sicheren Gefechtsstand, aber dieses Mal will Buske ein Zeichen setzen.

In den nächsten Stunden sichern seine Leute die Zufahrtswege zum Dorf, während die afghanische Armee die Häuser durchsucht. Es ist schon Mittag, als Buske zum Aufbruch zurück ins Lager mahnt. Die Bundeswehr auf einem Feldweg – das ist ein Ziel, das sich schnell herumspricht.

Doch dann findet einer der Sicherungsposten eine Sprengfalle am Wegesrand, sie könnten jetzt einfach weiterfahren, aber Buske weist den Spezialisten an, sie noch zu entschärfen – auch aus Sorge um Zivilisten. Es dauert zehn Minuten, zwanzig, dreißig. Buske weiß, dass afghanische spotter überall stehen und mit ihren Handys Taliban informieren. Eine Gruppe von Kindern sammelt sich um den Konvoi, Buske sieht auf seine Uhr, die Kinder fragen nach Süßigkeiten und Kugelschreibern, Soldaten verteilen Wasserflaschen. Niemand bemerkt den Fahrradfahrer, der sich nähert.

Dann knallt es.

Buske sieht, wie die Wucht der Explosion den Mann auf dem Rad in Stücke reißt. Ein Laster fängt Feuer, die Hitze lässt die Munition in seinem Inneren hochgehen. Buske weiß, dass im Führerhaus noch zwei seiner Männer sind. Seine Leute wollen hin, aber er hält sie zurück. Dann rennt er selbst los, gemeinsam mit einer Sanitäterin. Sie bergen nur noch zwei Tote.

Am Ende legen seine Soldaten fünf Kinderleichen und die Überreste der beiden Toten ins verkohlte Gras am Straßenrand. Buske hyperventiliert, das Schlachtfeld brennt sich ihm ein: das aufgerissene Dach des Lasters, Gliedmaßen, blutverschmierte Plastiksandalen. Die Reste des Fahrrads.

»Ich hätte einfach weiterfahren können«, sagt Buske jetzt in London.

Als er damals zurück ins Lager kommt, funktioniert er wie mechanisch. Potsdam will Details. Der Verteidigungsminister ebenfalls. Dann sammelt Buske sich und wählt

06332, die Vorwahl für Zweibrücken, Heimat der Gefallenen. »Herr Behlke, hier spricht Kommandeur Buske aus Kundus. Ihr Sohn...«

Schweigen am Ende der Leitung.

Drei Tage später steht Buske auf dem Appellplatz in Kundus, vor ihm die Zinksärge, eingehüllt in die deutsche Flagge, zwei Helme, das Kondolenzbuch. Zwei Staatssekretäre sind da, der Brigadegeneral, alle Soldaten, das gesamte Lager.

Es ist Buskes erste Trauerfeier. Er lässt Tears in Heaven von Eric Clapton spielen. Buske tritt hinter das Rednerpult, strafft sich, neben ihm die Fotos der beiden Toten. »Gemeinsam mit ihren Fallschirmjägerkameraden haben sie Nacht für Nacht für unsere Sicherheit gesorgt«, beginnt er. »Stabsunteroffizier Patrick Behlke und Stabsgefreiter Roman Schmidt.«

Behlke und Schmidt, 25 und 22 Jahre alt.

»Ich hätte es verhindern müssen«, sagt Buske ins Mikrofon, da laufen ihm schon die Tränen über das Gesicht. Am Ende bricht seine Stimme, er fragt: »War es das wert?«

Als Buske ankam in Kundus, da erfuhr er schon bald, dass der Gouverneur Regierungsmitgliedern 200.000 Dollar für sein Amt bezahlt habe. Dass die afghanischen Richter nicht lesen und schreiben können und ihre Urteile Verhandlungssache sind. Dass die ersten Schulen schon wieder schließen, dass es in manchen Bezirken keine Polizisten gibt. Dass es an Ärzten und Lehrern fehlt.

Wo, fragt Buske sich, ist das zivile Gegenstück zum Militär? Wo sind deutsche Richter, deutsche Polizisten?

400 Polizistenausbilder haben die Deutschen für ganz Afghanistan versprochen, aber jetzt gibt es in Kundus ganze vier. Und das Geld, das Berlin schickt, versickert irgendwo zwischen Kabul und Kundus.

Immer wieder muss Buske den Bürgermeistern erklären, warum die Brücke über den Kundus-Fluss immer noch nicht gebaut wurde. Das Wasserkraftwerk. Die Hauptstraße. »Ich leite das Gesuch an die zuständigen Stellen weiter«, sagt er. »Vielleicht nächsten Monat.«

Es ist, als ob er in Kundus die Zeit absitzt. Als ob man in Deutschland vergessen hat, warum man hier ist.

Buskes Spielraum wird immer enger. Die Taliban zwingen die Afghanen zur Kollaboration, die Wracks der zersprengten Fahrzeuge abseits des Paradeplatzes häufen sich und werden nicht ersetzt. Von seinen Soldaten dürfen nur 200 auf Patrouille. 200 für eine Provinz mit 770.000 Einwohnern. Immer wieder fordert Buske mehr Truppen an, mehr Ausbilder für das afghanische Militär.

Am Ende hat Buske nicht einen Terroristen festgenommen. Er hat kein einziges Waffenlager ausgehoben. Aber 50 Meter von Buskes Gefechtsstand mitten im Lager zerfetzt eine Rakete das Gästehaus. 70 Raketenangriffe zählen sie, 15 Selbstmordattentäter draußen, wöchentlich einen Sprengstoffanschlag.

Buske tut das Einzige, was in seiner Macht steht: Er verstärkt das Lager mit schweren Wällen, verstärkt Außenwände und Unterkünfte. Er zieht den Schutzwall immer höher. Die Deutschen in Kundus halten jetzt still wie eine Maus in der Falle. Sie, die den Afghanen Schutz versprochen haben, sind nur noch damit beschäftigt, sich selbst zu schützen.

Als Buske aus Kundus zurückkehrt, lässt ihn die Erinnerung an das verbrannte Fleisch nicht los. Die Fragen nach seiner Verantwortung, seiner Schuld. Sieben Wochen lang schweigt er, bis er das erste Mal mit seiner Frau darüber sprechen kann. Er macht eine Therapie an der Nordsee.

»Schon irrational«, sagt er. »Dass mich der Tod im Krieg so überrascht hat.« Es fällt ihm immer noch schwer, über die Zeit in Kundus zu sprechen. Doch manchmal muss er jetzt Vorträge halten über das Lager. Weil Oberst Klein ausfällt, buchen sie ihn.

Klein tue ihm leid, sagt Buske. Klein habe abgenommen, er sei schlagartig gealtert, erzählen sich die Kommandeure. Klein gehe kaum mehr aus dem Haus, seine Kinder litten in der Schule. Klein ist jetzt ein Symbol. Für all das, was zu einem Krieg dazugehört: Verhängnis, Schuld und Tod.

Buske und Klein sind Soldaten der alten Bundesrepublik, einer Generation, die im Kalten Krieg ausgebildet wurde, die damit rechnete, im Umkreis ihrer Kasernen das Land zu verteidigen, nicht am Hindukusch, wo Bauernjungen für ein paar Dollar töten. Wo Esel als Bomben präpariert werden und einbeinige Greise sich an Checkpoints in die Luft sprengen.

»Es war wie im Mittelalter«, sagt Buske. Wer zuerst schießt, überlebt. Und wenn wieder mal Abgeordnete auf Kurzbesuch ins Lager kamen und er ihnen die Fotos der ausgebrannten Wracks zeigte, dann schwiegen sie kurz und sprachen dann von Demokratie und fragten nach Mädchenschulen.

Buske schüttelt den Kopf.

Gegen Ende seines Einsatzes traf er auf dem Anwesen des Mannes ein, den sie in Kundus den Schattengouverneur nennen: Mir Allam. Sein Name taucht in fast allen Geheimdienstberichten auf. Mir Allam, der ehemalige Warlord, ist gehasst und gefürchtet. Bis die Nordallianz nach Kundus kam, hat er die Stadt gegen die Taliban verteidigt, abgeschlachtet in Massen habe er sie, heißt es. Die Öffentlichkeit meidet er, nur manchmal fährt er mit einem seiner Pick-ups durch Kundus, auf der Ladefläche seine Entourage und eine Panzerfaust. Die Straße, die zu seinem Haus führt, heißt Mir Allam Khan Road, benannt nach ihm. Mir Allam, dem Herrscher.

Nach Kriegsende gab er seine 50 russischen Panzer ab, sein Geld verdiente er jetzt mit Heroin und dem Verkauf seines Waffenlagers, russische Kalaschnikows, 300 Dollar das Stück. Seine Milizen vermietet er. Zum Beispiel, um die Bauprojekte der Ausländer zu schützen.

Mir Allam servierte Buske Tee, dann zeigte er ihm seine Buskaschi-Hengste, 50.000 Dollar das Stück. Er präsentierte stolz seine Söhne.

Buske wusste, dass Mir Allam lange auf diese Gelegenheit hingearbeitet hatte. Buske ahnte, dass auch Mir Allam Raketen ins Lager schickte. Er wusste, dass er mit ihm spielte.

Was Mir Allam für die Sicherheit in Kundus tun könne, fragte Buske ihn.

Mir Allam lächelte. Sein Preis sei nicht Geld.

Was er sich vorstelle, fragte Buske.

Der Posten des Polizeichefs würde ihn reizen, sagte Mir Allam.

So weit könne er nicht gehen, entgegnete Buske.

Als Aufbauhelfer war er gekommen und ist als Veteran gegangen. »Ich könnte Geschichten vom Krieg erzählen«, sagt er, »aber Afghanistan interessiert niemanden in Deutschland.« Als er neulich morgens in der Einfahrt den englischen Müllmann traf, klopfte der ihm auf seine Uniformschulter: »Hey man, thank you.« In Deutschland, so nimmt er es wahr, gilt er vielen als Besatzer.

Buske sagt: »Es geht doch darum, ob Afghanistan eine Zukunft hat. Wenn wir es ernst meinen, müssen wir 20 Jahre dort bleiben, mindestens.«

Es ist der 6. April 2009, als die Bundeskanzlerin im Büro des Kommandeurs von Kundus sitzt. Wieder gibt es einen Wechsel: Auf Buske folgte Uwe Bennecke. Und auf Bennecke folgt an diesem Tage Oberst Klein. Er hat Angela Merkel gerade vom Hubschrauberlandeplatz abgeholt, jetzt führt ihr Bennecke, der scheidende Kommandeur, die Lage mithilfe einer PowerPoint-Präsentation vor. Merkel hat drei Stunden Zeit, der Kommandeur muss sich kurz fassen. Es sei wichtig, die »hearts and minds« der Bevölkerung zu erreichen, referiert er und erwähnt die Fortschritte beim »partnering« mit der afghanischen Armee. Er spricht wie ein Sozialarbeiter. In seinen dreiminütigen Vortrag baut er Fotos ein, die lachende Mullahs zeigen, denen er Gebetsteppiche geschenkt hat; Fotos vom neuen Frauensender in Kundus-Stadt, dem er Generatoren gestiftet hat. Frauen arbeiten wieder, sagt er, dies sei eine gute Nachricht. Er glaubt, das könne die Kanzlerin als Frau interessieren.

Uwe Bennecke war das, was die Soldaten in Kundus einen »glücklichen Winterkommandeur« nennen. Es gab keine Toten, keine »Vorkommnisse«. Bennecke konnte etwas erzeugen, was der Regierung in Berlin heilig ist: Unauffälligkeit. Er konnte den Krieg verstecken vor den Augen des Volkes.

»Gemeinsam waren wir stark und erfolgreich«, schreibt Bennecke in das Abschlussbuch seines Kontingents. »Wir wollten etwas bewegen, auf der Grundlage

unserer Vorgänger aufbauen und unseren Erfolg in Kundus ausbauen. Das ist uns gelungen.«

Sobald Bennecke zurück in Deutschland ist, wird er im Verteidigungsministerium das Büro eines Referatsleiters beziehen. Ein Aufstieg.

Wer verstehen will, warum sich die Lage in der Provinz Kundus von Jahr zu Jahr verschlimmert hat, sollte sich auch das vor Augen führen: Die Wahrheit befördert keine Karrieren. Die Wahrheit von Kundus kennt keine Profiteure.

Als Oberst Klein im Feldlager das Kommando übernimmt, werden seine Soldaten bald in achtstündige Gefechte verwickelt, sie stehen bislang unbekannt Formationen von 50 bis 100 Kämpfern gegenüber, sie müssen von amerikanischen Kampfbombern aus Hinterhalten befreit werden. Manche Offiziere beschaffen sich heimlich Bücher über die Taktik der israelischen Armee im Guerillakrieg, andere legen immer noch liebevolle Profile afghanischer Siedlungen an, zehnteilige Dokumente, in denen sie vermerken, ob die Bewohner eine »landestypische Trockentoilette« benutzen. Aber kein Kommandeur wagt es, die Lage zu beschreiben als das, was sie ist: ein Drama.

Das Drama hat eine politische Dimension, weil sich eine Kaskade der Verschleierung durchsetzt, die vom Feldwebel in Kundus bis zur Kanzlerin reicht. Die Lage hat sich stark verschlechtert, aber die Analyse der Politiker ändert sich kaum. Sie reden über den folgenschweren Fehler des Obersts Klein, aber niemand will den Versuch unternehmen, den Sinn dieses Einsatzes verständlich zu erklären. Deutschlands Sicherheit wird auch am Hindukusch verteidigt, sagte der Verteidigungsminister Peter Struck vor sechs Jahren. Gilt das noch? Wann wäre der Einsatz gelungen und zu Ende – in zehn Jahren, fünfzig, hundert? Ein Kommandeur, der aus Berlin keine Argumente hört, muss glauben, in Kundus die Operation Sisyphos zu leiten.

Im Februar 2010 wird Kommandeur Rohrschneider hoher Besuch angekündigt. Der Kommandeur wird ihn in seinem Gartenhäuschen empfangen, das er afghanisch eingerichtet hat, mit Sitzkissen und Teetischen. Der Besucher wird sich mit »Herr

General« ansprechen lassen. Gerade erst hat er drei Al-Qaida-Kämpfer gefangen und sie den Amerikanern verkauft, gegen Cash.

Im Jahr 2014 wolle die Bundeswehr abziehen, hat die Kanzlerin erklärt. Die Bundeswehr hat das rote Kreuz von ihrem Sanitätsfahrzeug abmontiert, weil es immer als Erstes beschossen wird, und in den Nächten tasten sich die Soldaten mit Taschenlampen durch das stockfinstere Lager; die Fenster ihrer Zelte haben sie abgeklebt – kein Lichtstrahl darf dem Feind den Weg weisen. Der Mann vom Auswärtigen Amt kontrolliert seine Bauprojekte, indem er sich von Einheimischen Polaroidfotos bringen lässt. Jeder vierte afghanische Polizist wird in seinem ersten Dienstjahr ermordet. Die Deutschen trauen sich nur noch nach Kundus-Stadt. Der Rest: Indianerland.

Als Kommandeur Rohrschneider vor wenigen Monaten am Kundus-Fluss das Bauschild einer neuen Brücke aufstellen ließ, umringte ihn ein Wall aus Panzern. 60 Mann sicherten die Ufer. Es gibt feierliche Bilder von dieser Szene, der Gouverneur war da und lokale Würdenträger. Es sind optimistische Bilder, Bilder ohne Panzer. Doch weil gleich am nächsten Tag der Beschuss anfing, ist danach kein Stein gesetzt worden.

Der Besucher, auf den Kai Rohrschneider wartet, ist Mitte 50, trägt einen ungepflegten Bart und hat eine Vorliebe für Whisky. Er kann nicht lesen und nicht schreiben, aber das Handwerk des Krieges beherrscht er wie kein anderer. 300 Mann hat Mir Allam, der Warlord, inzwischen unter Waffen. Er hat bereits begonnen, in einigen Dörfern Ruhe zu schaffen. Doch seine Milizen, heißt es, würden unruhig. Die Deutschen verhandeln nur über Bauaufträge, sie wollen kein Geld geben und keine Macht. Mir Allam aber will noch immer Polizeichef werden, ein Mann, den sie »den Schlächter von Kundus« nannten.

Den letzten Termin im Feldlager der Deutschen ließ Mir Allam kurz vorher platzen. Er hat Grund, sich ihnen überlegen zu fühlen. Er ist so etwas wie die letzte Hoffnung der Bundeswehr: ein Kriegsverbrecher mit einem Leberproblem und vier Frauen.

Der Philosoph des 21. Jahrhunderts

Es gibt weltweit wohl keine zweite Firma, die so lässig und gleichzeitig so mächtig ist wie der Unterhaltungskonzern Apple. Dessen Gründer und Chef Steve Jobs, despotisch und mehrmals schwer erkrankt, bestimmt nicht mehr nur, was wir kaufen – er will bestimmen, wie wir leben.

Von Klaus Brinkbäumer und Thomas Schulz, Spiegel, 26.04.2010

Es war heiß, kein Schatten im Stadion von Stanford, die Studenten hatten gesoffen, sie grinsten und kicherten, und darum dauerte es, bis sie verstanden, dass dort vorn ein Herrscher der westlichen Welt zum Geständnis schritt.

Seine Produkte, zu erkennen am angebissenen Apfel, sind Produkte, die die Menschheit verlangt, weil die Menschheit offenbar glaubt, dass diese Produkte das moderne Leben erleichtern, mehr noch: dass modernes Leben aus dem Besitz dieser Produkte besteht. Der Herrscher aber redet nicht über sich, normalerweise.

Er sei schüchtern, sagen manche, die ihn gut kennen. Er sagt nur dann etwas, gütig lächelnd, wenn er etwas zu verkaufen hat, ein neues Telefon (iPhone), ein flaches Wunderding (iPad) oder eine neue Werbeplattform (iAd), oder wenn er, wie vergangene Woche, einen neuen Rekordgewinn verkünden will: 3,07 Milliarden Dollar im jüngsten Quartal, 90 Prozent mehr als ein Jahr zuvor.

Ansonsten schweigt er, und er fordert Schweigen von allen, die er in seine Nähe lässt, und es lässt sich nicht sagen, warum er an jenem Juni-Tag von Stanford gestand, was ihn treibt, was er fürchtet, was er denkt, nur dort, dieses Mal und nie wieder.

Drei Geschichten wolle er erzählen, nicht mehr, „no big deal“, sagte Steven P. Jobs, Bart- und Brillenträger, die Stirn hoch, er trug eine schwarze Robe, ein dünner Mann schon damals, vor der Transplantation. Er zitterte ein wenig, hob die Stimme, atmete schnell.

Drei Geschichten, keine große Sache.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die erste Geschichte solle vom Verbinden der Punkte handeln, sagte Jobs und erzählte, wie seine Mutter ihn aufgab, wie er adoptiert wurde, wie er sein Studium abbrach, wie er meilenweit für eine Suppe gehen musste, bis er einen Freund fand und eine Idee hatte. Die Punkte eines Lebens, sagte Jobs, seien immer erst im Rückblick zu verbinden, wir müssten vertrauen. Wir alle. Darauf, dass die Punkte sich zu einem Bild fügen werden, irgendwann, auf unseren Instinkt, das Schicksal.

Steve Jobs wippte nun nicht mehr auf und ab. Und die Studenten von Stanford blickten zur Bühne und hörten zu.

Die zweite Geschichte handelte von Liebe und Verlust. Steve Jobs sagte, dass er als 20-Jähriger gefunden habe, was er liebe, Apple, sein Lebenswerk, und dass er als 30-Jähriger entlassen wurde, doch weitermachte in der Computer-Welt, weil er sie liebte. „Manchmal trifft euch das Leben mit einem Stein“, sagte er den Studenten, „verliert euren Glauben nicht. Die einzige Weise, wie ihr eine großartige Leistung vollbringen könnt, ist, dass ihr liebt, was ihr tut.“

War das Poesie? Ethik gar? Küchenpsychologie? Und die dritte Geschichte? Die dritte Geschichte handelt von Leben und Tod, dazu später mehr.

Es gibt eine Menge Begriffe, mit denen Steve Jobs umschrieben wird, „Guru“, „Genie“, „Messias“, solche Begriffe, auch „Diktator“ und „Menschenschinder“.

Denn Steve Jobs gilt als diabolisch, als Soziopath, und er hat diesen Ruf zu Recht, das wird schnell klar, wenn man seine Welt betritt; Apple, einst Computer-Firma und heute Weltmacht der Unterhaltungselektronik, ist ein Unternehmen, das stark ist wie wenige andere und zugleich Schwächen hat, die angesichts seiner Stärke bizarr sind.

Dieser Steve Jobs hat eine Marke erschaffen und entwickelt, die zugleich cool und Mainstream ist, das ist der Traum aller Werber. Apple beherrscht den weltweiten Online-Musikmarkt, und den für Abspielgeräte und den für Hightech-Telefone erobert Apple gerade: 8,75 Millionen iPhones verkaufte Apple im letzten Quartal. Das iPad, zwischen Telefon und Laptop angesiedelt, wurde in den USA hysterisch begrüßt und wird in Europa hysterisch erwartet, da es Medien- und Buchmarkt im Sturm nehmen könnte; es hat einen Touchscreen, weshalb die Nutzer mit archaischen Bewegungen,

Fingerdruck und Fingerkreisen, die vielleicht raffinierteste Technologie des Computer-Zeitalters steuern werden.

Apple, scheinbar lässige Massenmarke, ist wahrscheinlich das einzige Unternehmen der Welt, das seit Jahrzehnten eine fanatische Anhängerschaft hat, nicht ein paar Verrückte, sondern Millionen von Menschen, für die Apple eine Haltung ist. Das „New York Magazine“ hob Jobs mit der Zeile „iGod“ auf den Titel. Und als Apple das iPad ankündigte, zeigte der „Economist“ Jobs als Jesus-Ikone. Ironisch? Ein wenig. Scheindistanz.

Der ganze Wahnwitz hat viel mit Design zu tun. Apple-Produkte sind karg, schlicht, sie sind kompromisslos.

Es hat mit Mut zu tun. So groß, so maßlos wie Apple denken wenige Firmen, und vermutlich hat keine andere die eigenen Prinzipien derart oft und derart rundweg erneuert.

Jobs betritt gern Arenen, in denen ungeschlagene Gegner zu Hause sind, und hin und wieder erfindet er eine Branche, um sie im selben Moment zu monopolisieren.

Nun bringt Apple das iPad auch in Deutschland auf den Markt, einen knapp DIN-A4-großen, fingerdicken Computer in Form eines Tablett. Seit über einem Jahrzehnt versuchen Apples Konkurrenten so einen Computer zu etablieren, sie alle sind gescheitert. Aber natürlich ist das iPad schick und cool und schnell, es ist der bekannte Ansatz: eine vorhandene Idee zu nehmen und sie so zu verpacken, dass Massen sie kaufen.

Manche sagen, es sei ein gedoptes iPhone, bloß größer, damit man Bücher, Magazine, Zeitungen darauf lesen kann, Filme sehen, im Internet surfen.

Andere sagen, es sei eben deswegen das elektronische Gerät für die Zukunft, das Ding, das jeder haben will.

Es ist ein Fühlgerät. Es schmiegt sich an, ein Kuschelcomputer, kein Knopf zu viel. Es ist ein Fenster in die Welt der Medien, ein Fenster, mit dem wir reisen können, ein Fenster, das wir mit ins Bett nehmen wollen, auf die Couch, ein Buch zum

Einschalten, und es verzaubert die Kunden: Auf Flughäfen, bei Sicherheitskontrollen, war in den vergangenen Wochen ein Star, wer ein iPad auspackte.

Das Ding hat Schwächen: Weil Steve Jobs das Programm Flash nicht mag, werden viele Web-Seiten zur Hälfte geladen, Flash-Filme bleiben leere Flächen. Und wer dicke Finger hat, vertippt sich leicht. Und bei Sonnenlicht sieht man nicht viel. Das iPad ist ein passiver Computer, dessen Sinn es ist zu konsumieren.

Das alles hat viel mit unserer Zeit zu tun und der Art, wie wir leben wollen. Ein iMac im Büro, ein MacBook für unterwegs, einen iPod zum Joggen, ein iPad für die Bildung und ein iPhone für die Verbindung zu all den anderen ewig Jugendlichen: So will sich der Mensch des 21. Jahrhunderts offenbar sehen, so will er gesehen werden, und in New York, Tokio, London, Berlin oder Hamburg lebt er längst so. Das macht Steve Jobs, 55, zum Philosophen des 21. Jahrhunderts.

Denn Jobs, Verführer in schwarzem Rolli und blauen Jeans, mit hoher Stirn, Bart und Nickelbrille, ist der Mann, der bestimmt, wie wir leben wollen: Er legt fest, was wir haben können, und redet uns ein, dass es das sei, was wir haben möchten. Er hat das Kaufverhalten von Massen verändert und damit Lebensweisen, also Kultur. Aus dem Erfolg seiner Firma leitet er Ideologien ab und das Recht, Inhalte zu zensieren, die auf seine Computer gespielt werden. Ist Apple dabei, die einflussreichste Firma der Welt zu werden? Die iMächtigen?

Wer Apple verstehen will, muss diesen Jobs verstehen – Apple ist sein Lebenswerk, die Firma funktioniert, wie er sie haben will.

Es ist nicht ganz einfach, sich Jobs zu nähern, weil Apple so gut wie nie mit Reportern spricht, falls diese nicht zuerst Apples Produkte gelobt haben. Der deutsche Firmensprecher Georg Albrecht schrieb: Apple „gibt leider keine Einblicke in sein Innenleben ... So gerne ich so eine Story unterstützen würde, weiß ich, dass wir hier Ihnen keine Gesprächspartner anbieten können“. Wenig später fielen die Antworten der Amerikaner ähnlich aus: kein Kommentar, zu gar nichts.

Aber es gibt Leute, die Apple verlassen haben, darunter jene, die Jobs dankbar sind, weil sie an seiner Seite reich wurden, und andere, die ihn hassen und wirken, als

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seien sie traumatisiert. Und auch Leute, die heute für Apple arbeiten, reden über Apple, wemgleich unter falschem Namen, denn Jobs ist kein netter Mensch.

Es gibt nur Sieger und Versager für ihn, genial oder dumm, er hasst Fleischesser, und Produkte sind entweder „wahnsinnig großartig“ oder „Scheiße“. Angestellte können heute Genies sein und morgen „bozos“, Volltrottel, heute unverzichtbar und morgen gefeuert. Die „Helden-Arschloch-Achterbahn“ nennen Apple-Leute das Herrschaftsprinzip des Steve Jobs: „the hero-shithead roller coaster“.

Die Apple-Story, die eine Jobs-Story ist, lässt sich in sechs Kapiteln beschreiben, erzählt von sechs Zeitzeugen, von denen jeder seine Zeit hat, von den Anfängen einer Klitsche bis in die Zukunft einer der mächtigsten Firmen der Welt.

I. Der Gründer

Die Apple-Geschichte beginnt, wie könnte es anders sein, in einer Garage in Los Altos, südlich von San Francisco. Es ist die Garage der Familie Jobs, es ist 1976, und Jobs schraubt mit seinem Freund Steve Wozniak an einem Computer-Prototypen herum.

Zwei Jünglinge in T-Shirts und abgeschnittenen Jeans. Unkalifornisch bleich. Jobs hat schulterlange Haare, links gescheitelt, braune Augen, dünne Arme. Sie reden nicht viel, nicht über Mädchen oder Sport, wenn sie reden, reden sie über Musik oder ihre Idee.

Kennengelernt haben sie sich fünf Jahre zuvor, sie sind beide Elektronik-Fans, Studienabbrecher, Außenseiter. „Nerds“ wird man Typen wie sie später nennen, vielleicht sind die zwei aus der Garage die ersten Nerds. Sie hören zusammen die Beatles und Dylan, bauen illegale Geräte für kostenlose Telefonate, und

sie entwickeln Videospiele. Eines heißt „Breakout“, es wird einer der ersten Erfolge einer der neuen Firmen der neuen Zeit: Atari. Und sie träumen von Größerem, einem Computer für jedermann, einer Maschine, die sich jeder leisten kann.

Es gibt zwei Variationen ihres Traums. Wozniak träumt davon, diese Maschine zu bauen, Jobs will sie verkaufen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Damals sind Computer vor allem etwas für reiche Unternehmen und die CIA, riesige Maschinen, die 100 000 Dollar kosten, mindestens. Wozniak aber hat mit 13 Jahren an seinem ersten Computer gebastelt, er weiß, dass er Talent hat, ein Gespür für Technik, er versteht, wie Schaltkreise funktionieren, und er hat keine Ahnung davon, wie revolutionär sein Talent sein wird. Zum ersten Mal war dieses Talent schon an einem Sonntagabend im Juni 1975 revolutionär, als er zwei Kabel nahm und einen seiner Prototypen mit einem Bildschirm und einer Tastatur verband.

„Ich habe nicht realisiert, wie bedeutend das war“, sagt Wozniak. Er lacht. „Es war das erste Mal, dass jemand einen Buchstaben auf einer Tastatur tippte und den Buchstaben im selben Moment vor sich auf seinem Computer-Monitor sah“, schreibt er in seiner Autobiografie.

Im Frühjahr 1976 zeigt der eine Steve (Wozniak) dem anderen Steve (Jobs) den Bauplan für einen Personal Computer, kaum größer als eine Schreibmaschine, für wenig Geld zu bauen und für viel mehr Geld zu verkaufen. Jobs klatscht Wozniak ab, rechnet, und wenn Wozniaks Erinnerungen stimmen, dann sieht Steve Jobs in diesem Moment vor sich, was möglich ist. Es ist der Moment der Geburt von Apple. Jobs verkauft seinen VW-Bus für 1500 Dollar, um Bauteile für den neuen Computer kaufen zu können. Dann überredet er Wozniak, seine Stelle bei Hewlett-Packard aufzugeben.

Der Apple I ist nicht viel mehr als eine Holzbox mit einer Platine und einigen Dutzend Chips, es ist der erste Schritt in eine andere Welt, und Jobs erkennt es. „Steve hat nicht einen Schaltkreis gebaut und keine Zeile eines Codes geschrieben“, sagt Wozniak, „aber ich wäre niemals auf die Idee gekommen, Computer zu verkaufen, das war Steves Wirken.“

Am 1. April 1976 gründen die beiden Freunde die Firma Apple Computer. Jobs ist 21 Jahre alt, Wozniak 25. Es gibt zwei Geschichten dazu, wie der Name entsteht: Möglich, dass Jobs den Namen bei den Beatles klaut, deren Platten bei Apple Records erscheinen; möglich, dass der Name dem Genialen unter einem Apfelbaum einfällt, jedenfalls kommt Jobs von jener Farm in Oregon zurück, wo er gern aushilft, und schlägt dem Kumpel „Apple Computer“ vor. Jobs hört die zweite Geschichte lieber, sie ist sehr romantisch, doch Wozniak sagt, er habe Jobs nie gefragt.

Es kommen, damals, die Wochen ohne Schlaf, es geht darum, den Apple I massenmarktfähig zu machen. Wozniak kümmert sich um die Technik, Jobs stellt Mitarbeiter ein, sparsam, es müsse immer mehr Arbeit geben als Mitarbeiter, sagt er. Er treibt einen Investor auf und organisiert den Vertrieb für ein Produkt, für das es noch keinen Markt gibt.

Im Juni 1977 kommt der Apple II auf den Markt. Preis: 1298 Dollar, Tastatur inklusive, Monitor exklusive. Es ist der erste Bürger-Computer und eine Weltsensation, die über zwei Millionen Mal verkauft wird. Ein Anfang – und noch lange kein Ende. Denn Wozniak produziert seine Erfindungen nun in Serie, er entwirft eine erschwingliche Floppy Disc, die Farbgrafik, und Jobs macht weiter mit dem Verkauf der Revolution. 1980 geht Apple an die Börse, Wozniak und Jobs sind Multimillionäre und Popstars.

Es ist das Unternehmen „von zwei besten Freunden, die sich so ähnlich waren in ihrem Denken über Philosophie, die Zukunft, die Gegenkulturbewegung“, so sagt es Wozniak im Januar 2010. Er sieht immer noch aus wie damals in den Gründerjahren, Haare und Vollbart zottelig, der Körper füllig, und immer noch spricht er mit Hingabe über Apple.

„Alles, was wir machten, verwandelte sich in Gold, es gab ja nichts, alles wurde das erste Mal in die Welt gebracht“, sagt Wozniak. Aber er verlässt Apple 1985. „Steve sah es als die Zukunft einer Firma, ich sah es als mein ganzes Leben“, sagt er, „ich wollte nicht mehr im Rampenlicht stehen.“ Will er nicht so werden wie Jobs? Solche Fragen mag er nicht, er ist ein höflicher Mann.

In den Jahren danach organisiert Wozniak Rockkonzerte, stattet Schulen mit Computern aus, immer wieder mal gründet er ein Unternehmen, nichts Weltbewegendes. Fehlt ihm das Diabolische? Die Gnadenlosigkeit? Fehlt ihm die schlechtere Hälfte?

Steve & Steve sehen sich selten. Zum ersten Riss kam es schon 1984, denn damals erfuhr Wozniak, dass Jobs einst angeblich 5000 Dollar für das erste gemeinsame Projekt erhalten hatte, das Atari-Spiel; Jobs hatte ihm erzählt, es seien 700 Dollar, und diese 700 hatten die besten Freunde geteilt.

War es Betrug? Verrat?

Was soll es sonst gewesen sein? Ein Rechenfehler?

Wozniak fühlt sich 25 Jahre später weniger Jobs, aber Apple verbunden, er wird noch als Mitarbeiter geführt, er wohnt in Los Gatos im Silicon Valley. „Steve arbeitet genauso wie damals“, sagt er, „er schaut sich eine existierende Technologie an und fragt, was die Menschen am Ende wollen – und wie Apple den kürzesten Weg dorthin bereiten kann.“

II. Der Zauberer

In einer Welt der hochauflösenden Oberflächen und sinnlichen Touchscreens vergisst man leicht, wie ein PC Anfang der achtziger Jahre aussah. Es gab grüne Schrift auf schwarzem Grund, Befehle wurden per Tastatur eingegeben. Es war etwas für Technik-Fans und nur für die.

1979 hatte Apple begonnen, an einem neuen Computer zu arbeiten. Steve Jobs übernahm bald die Führung der Entwicklungsabteilung, er wünschte etwas nie Dagewesenes. Der Mac sollte so sein, wie seine Entwickler die Welt sahen. „Wir verachteten Hierarchien und Strukturen“, sagt Andy Hertzfeld. „In den siebziger Jahren waren Computer Instrumente der Autorität gewesen, wir wollten aus dem Computer ein Instrument der Befreiung machen, zugänglich für jeden.“

Hertzfeld ist einer der Entwickler des Mac, er kam 1979 als einer der ersten Angestellten zu Apple; auf seiner Visitenkarte stand „Software-Zauberer“. Hertzfeld mag die Firma, er weiß, es waren die besten Jahre seines Lebens. Was für ein Trip. Er weiß auch, dass es da noch andere Seiten gibt.

„Er ist extrem rachsüchtig.“ Das sagt Hertzfeld über Jobs. „Alle haben Angst vor Steve, insbesondere die Angestellten. Wenn ich Steve in einem Wort beschreiben müsste: Das Wort wäre ‚kontrollierend‘“, sagt Hertzfeld, „und seine Weltsicht ist, dass seine Regeln für alle gelten außer für ihn.“

Andy Hertzfeld lebt nicht wie ein Revolutionär, er hat ein großes Haus in einer ruhigen, von Bäumen überwucherten Straße in Palo Alto, er ist klein und untersetzt, er trägt ein schlabbriges T-Shirt und Shorts. „Wir wollten die Welt verändern“, sagt

Hertzfeld. Die Geburt des Mac war nicht einfach der Start einer neuen Produktreihe, es sei „wie ein Orgasmus“ gewesen. Der Mac war der erste Massen-PC mit einer grafischen Oberfläche, mit Symbolen, mit Fenstern, die sich übereinander öffnen konnten. Und er hatte eine Maus.

„Uns war klar, dass in der Zukunft jeder Computer in der Welt so sein würde“, das sagte Steve Jobs Jahre später. Und Andy Hertzfeld sagt: „Apple will nicht das finanziell einträglichste Produkt machen oder das technisch beeindruckendste. Es soll die großartigste Sache an und für sich sein, einfach Perfektion.“

Der Mac wurde am 22. Januar 1984 vorgestellt, in einem 30-sekündigen Werbespot während der Super Bowl; der Spot war von Hollywood-Regisseur Ridley Scott gedreht worden. Zu sehen sind endlose Reihen von Arbeitern, eine lustfreie Armee, und ein Wesen wie „Big Brother“ aus George Orwells Endzeitroman „1984“ peitscht sie voran; die Armee ist IBM, damals noch ein Gegner für Apple. Eine junge Frau stürmt ins Bild, verfolgt wird sie von bewaffneten Polizisten, sie zerschmettert Big Brother und befreit die versklavte Menge. Die Frau ist Apple. Eine Stimme verkündet: „Am 24. Januar stellt Apple Computer den Macintosh vor. Und Sie werden sehen, warum 1984 nicht wie ‚1984‘ sein wird.“

Fast 80 Millionen Fernsehzuschauer sind fasziniert, und sie sind verwirrt. Dieser Spot gilt unter Werbeexperten als vielleicht bester aller Zeiten, er macht so gut wie alle Werber zu Apple-Jüngern, was sie bleiben werden, durch all die Jahre.

Apple ist gelungen, was die meisten großen Unternehmen immer nur versuchen: Produkte aufzuladen mit Emotionen, sie zu überhöhen mit Werten, bis die Produkte zu Werten werden – Apple verführt. Wer einen Mac kauft, ist jung und kreativ und revolutionär, also cool. „Think different“, das wird später der Apple-Slogan, und wer will das nicht: anders denken?

Dies unterscheidet Apple von anderen Weltmarken, von Coca-Cola etwa oder von Adidas. Ein Turnschuh mag Mode werden, dann hat er für eine Weile Erfolg, aber ein Turnschuh bleibt er doch. „Apple ist angetrieben von künstlerischen Werten, das ist die Essenz des Unternehmens“, sagt Hertzfeld. „Bei welcher anderen Firma ist das noch so?“

III. Der Künstler

Es ist ein Haus wie ein Apple-Computer. Weiß, weit, warm. Draußen gibt es Olivenbäume und Palmen, drinnen weiße Wände und Chrom, einen Flügel, chinesische Teegedecke, Meissener Porzellan.

Ins Haus führt ein Mann, der weiß, wie man sich kleidet und bewegt, auch wenn er inzwischen erhöht sitzen muss, wegen der neuen Hüfte. Der Mann trägt Jeans, ein blaues, besticktes Hemd, Bart trägt er, die grauen Haare strubbelig. Er macht Insalata Caprese, Pesto-Spaghetti, „erst essen, dann reden“, sagt er. Schließlich, beim Espresso: „Und jetzt? What do you want to know?“

Hartmut Esslinger mischt deutsche mit englischen Sätzen, er lebt seit Jahrzehnten in Kalifornien. Auch Esslinger ist der Größte seiner Welt, er ist Designer. Esslinger gründete 1969 Frog Design, in einer Garage, in Altensteig, Schwarzwald.

„Design ist nicht Verpackung. Design ist eine Art zu denken, Design macht sich Gedanken um das ganze Produkt“, sagte einst Hartmut Esslinger. „Design ist nicht nur, wie etwas aussieht und wie es sich anfühlt. Design ist, wie etwas funktioniert“, sagte ein paar Tage später Steve Jobs. „Manchmal hört Steve sich etwas an, dann präsentiert er es als seine These“, sagt heute Hartmut Esslinger, er lacht, er schätzt Jobs, vor allem seine Kühnheit.

In den Siebzigern verpackte Esslinger die TV-Apparate der deutschen Firma Wega in spektakuläre Kunststoffgehäuse. Sony kaufte Wega, und dann kaufte Sony Hartmut Esslinger. In den Jahrzehnten danach hat er für Sony Fernseher gestaltet, das Lufthansa-Design überarbeitet, das fliegende Windows-Fenster gestaltet, und in all den Jahren fragte er sich, warum Computer so hässlich waren.

Computer sahen aus wie Feinde. Wie Werkzeuge, für Männer, ausschließlich, Esslinger sagt: „Alle dachten über neue Prozessoren nach, immer kleinere Chips, niemand über Design. Niemand fragte sich, warum Büros wie Gefängnisse wirkten, warum kein Mensch diese grauen Dinger zu Hause haben wollte. All die Kabel. Den Lärm. Alle Manager taten, was eben alle Manager taten. Mut ist, Neues zu wagen. Mut ist, sich den kindlichen Glauben an die Möglichkeit von Perfektion zu bewahren.“

Jobs rief Esslinger an, weil er ein Design für eine grafische Benutzeroberfläche haben wollte, aber Esslinger glaubt, „dass Menschen manchmal noch nicht wissen, was sie wollen“. Er glaubt auch, dass „gutes Design die exakte Balance zwischen Provokation und Vertrautheit oder zwischen absurd und langweilig“ finden müsse. Darum schlug er Jobs etwas anderes vor: weiße Computer. „Kalifornisch weiß“, so nannte er es. „Die Computer-Industrie hat nie begriffen, dass Menschen eine emotionale Beziehung zu Dingen entwickeln“, sagte er. Diesen Satz sagte dann natürlich auch Jobs, wörtlich, in einer Konferenz, Tage später.

„Be insanely great“ – „Seid wahnsinnig großartig“, das war Jobs' Befehl. Und die Frog-Leute bauten Prototypen, Künstler und Ingenieure im ständigen Austausch, und Jobs ließ sie bauen. 200 000 Dollar bekam Frog pro Monat, viel Geld für etwas, das niemand ernst nahm im konservativen Silicon Valley.

25 Jahre später preisen Designer und Werber keine andere Kooperation so sehr wie jene zwischen Esslinger und Jobs. „Verstehen, was Menschen brauchen. Dinge entwickeln, die das Leben einfacher und zusätzlich Freude machen. Das ist das Apple-Geheimnis“, so nennt es Suze Barrett, Kreativ-Direktorin der Werbeagentur Scholz & Friends in Hamburg. Während die anderen Computer-Unternehmen technisch getrieben waren, „setzte Apple auf das für Menschen Nachvollziehbare und Nützliche. So wurden Apple-Produkte Symbol eines neuen Lebensstils, des ‚digital lifestyle‘, in dem Design die wesentliche Rolle spielt“, sagt Barrett.

Einfach und funktional sahen die Geräte aus. Das war durchaus geklaut, von Braun-Taschenrechnern beispielsweise, aber Apple-Produkte wurden, was Werber „Must-have-Produkte“ nennen.

Das „i“, das die wesentlichen Apple-Produkte ziert, stand einst für „Internet“ und steht heute für „ich“. Es geht um Selbstverwirklichung oder die Illusion derselben. „Muss etwas unbrauchbar sein, wenn es Kunst ist? Kann keine Kunst sein, was benutzbar ist?“, fragt Esslinger, der jetzt Professor in Wien ist und Bücher verfasst, „Sehen ist Glauben, Glauben ist Sehen“, solche Sätze schreibt er hinein.

Esslinger legt nun ein iPhone und ein BlackBerry auf den Tisch. Er sagt: „Sehen Sie, was ich meine? Die Kurven, all die Knöpfe, das eine fügt sich nicht zum anderen,

hier ist eine Biegung, dort eine Gerade, das ist schlampig, was soll das?“ Er schiebt das BlackBerry weg, angeekelt.

Das iPhone streichelt er wortlos.

2007 brachte Apple sein Mobiltelefon auf den Markt, wieder war es ein fremder Markt für eine in ihren Märkten längst etablierte Firma. Das iPhone folgt den gleichen Ideen wie der iPod, es ist schlank und simpler als alle sogenannten Smart-Phones, die zuvor auf dem Markt waren. Es liegt gut in der Hand. Es soll ein Produkt sein, das wir nicht brauchen. Wir sollen es begehren. Also doch brauchen. Brauchen wollen.

Das iPhone hat wenige Tasten, es hat einen berührungsempfindlichen Bildschirm, man kann damit im Internet surfen wie auf einem PC. 185 000 verschiedene Applikationen, kurz „Apps“, gibt es, erfunden von Software-Entwicklern rund um die Welt und verkauft über den Apple iTunes Store, demnächst mit Werbung bespielt über Apples Plattform iAd.

Den ersten Esslinger-Rechner, den Apple IIc, präsentierten sie damals in Jobs' Büro in Cupertino. 25 Modelle, alle weiß. Jobs sah nicht beglückt aus. „O Hilfe, ich hoffe, dass es funktioniert“, sagte er, „ich bin nicht überzeugt.“ Am ersten Tag verkaufte Apple 50 000 Exemplare, es war der 24. April 1984. Heute steht der Apple IIc im Whitney Museum of American Art in New York City.

IV. Der Feind

Aber Jobs war nie der Unfehlbare, als der er verehrt wird. Er war auch nicht immer der „beste Vorstandsvorsitzende der Welt“, wie ihn Google-Chef Eric Schmidt nennt. Er war für eine Weile nicht einmal Vorstandsvorsitzender.

Nach dem Börsengang von 1980 und dem Beginn der Expansion will der Apple-Verwaltungsrat einen erfahrenen Manager als Chef installieren, einen, der den schwierigen Jobs beaufsichtigen soll, ihm vormachen soll, wie man ein globales Unternehmen auch führen kann: seriös.

Jobs wehrt sich nicht, aber er möchte bei der Auswahl mitreden, und er will nur einen Mann: John Sculley, Chef von Pepsi-Cola, Marketing-Experte und ahnungslos, was Computer angeht. 18 Monate lang umwirbt er Sculley, schließlich sagt Jobs:

„Willst du den Rest deines Lebens Zuckerwasser verkaufen, oder willst du eine Chance, die Welt zu verändern?“

Sculley sagt zu. Und Jobs mag Sculley, sie gehen wandern in den Hügeln Nordkaliforniens. Die Presse nennt sie „das dynamische Duo“. Aber nach zwei Jahren überwerfen sich Sculley und Jobs, weil es zum Showdown kommt: Wer hat die Macht, Gründer oder Manager, der Visionär oder der Solide? Der Verwaltungsrat entscheidet sich für Sculley. Im Herbst 1985 verlässt Jobs Apple, sein Baby, sein Leben.

Sculley bleibt. Für acht Jahre noch.

„Ich glaube, es war ein riesiger Fehler, mich als Vorstandschef einzustellen“, sagt Sculley Anfang 2010. Er sitzt an einem schweren Konferenztisch in New York City, hinter ihm die Fenster zum Central Park. „Der Verwaltungsrat hätte Steve zum Chef machen sollen“, sagt Sculley.

Warum sagt er so was? Welcher Vorstandsvorsitzende redet die eigenen Leistungen klein? Müsste er nicht darüber reden, wie das Unternehmen unter ihm wuchs, von 600 Millionen Dollar Umsatz auf acht Milliarden? „Man hätte mich einfach das Marketing machen lassen sollen, einen Vorstandsposten oder so“, sagt Sculley, „dann wären Steve und ich niemals auseinandergegangen.“

Jobs hat nie wieder mit Sculley geredet. „Ich glaube, er wird mir nie vergeben, und

ich verstehe ihn“, sagt Sculley. Er sieht müde aus, wie er da über den Straßen Manhattans sitzt, er ist 71, Partner einer Private-Equity-Firma, hat ein Anwesen in Palm Beach, aber nach all den Jahren leidet er unter dem Liebesentzug durch Steve Jobs.

Er selbst sei leider nicht talentiert genug gewesen, „um so wie Steve Produkte bauen oder in die Zukunft sehen zu können“, sagt Sculley. 1993 muss auch er Apple verlassen. Das Unternehmen ist in einer Sackgasse, ideenlos und führungslos und darum chancenlos gegen den neuen Star der Computer-Welt: Microsoft.

„Zum Glück ist Steve wieder da“, sagt Sculley schließlich, Anfang 2010.

Was ein Genie ausmache, sagt Sculley, sei die Fähigkeit, 20 Jahre vor allen anderen zu erkennen, was in ferner Zukunft Standard sein werde. „Und genau das kann Steve, er hat es mit dem iPod bewiesen, er hat es mit dem iPhone bewiesen, warum sollte er es jetzt nicht auch mit anderen Branchen machen?“

Und es stimmt ja, die wahre Kunst des Steve Jobs ist es, Bedürfnisse zu erkennen oder das Potential unausgereifter Ideen und daraus perfekte Produkte zu formen.

Das war so, als er Wozniaks Prototypen eines Personal Computers sah. Apple wurde zum einflussreichsten Computer-Hersteller der Welt.

Das war wieder so, als die Musikindustrie keine Mittel fand gegen illegale Tauschbörsen; Apple wurde zum größten Online-Musikhändler der Welt.

Und als die Mobilfunkbranche es nicht schaffte, ihre Kunden im großen Stil dazu zu bringen, mit dem Handy im Internet zu surfen, kam das iPhone auf den Markt, und längst ist der Einfluss von Apple groß, so groß, dass Konzerne wie die Deutsche Telekom oder AT&T sich die Preise diktieren lassen, große Teile ihrer Einnahmen abtreten müssen und schüchtern erklären, auf keinen Fall etwas Böses über Apple sagen zu können.

Derart groß ist der Einfluss, dass bei der Präsentation des iPhone in Deutschland nur Jobs die Bühne gehören durfte und Telekom-Chef René Obermann nur zusah.

Auch die Musikindustrie ist wütend, aber nur inoffiziell. Die Plattenkonzerne fühlen sich nicht wohl, aber wehrlos im Würgegriff eines Konzerns, der bestimmt, wie viel ihr Produkt, ihre Musik kosten darf. Die Aufgabe aller Kontrolle ist der Preis, der für eine Rettung durch Steve Jobs zu zahlen ist.

V. Die Männerversteherin

„Steve ist wie alle Genies“, sagt Pam Kerwin, „wer sagt denn, dass Mozart ein guter Mensch war?“ Sie lacht. Und dann sagt sie: „Ja, er kann rau oder geringschätzig sein, aber er ist ein Visionär. Und andere Manager wollen Geld, Macht, aber er wird von der großen Idee getrieben. Er hat die Fähigkeit, herausragende Technologie zu

gebären, und es geht ihm nie um kleine Schritte – er will, dass das, was er macht, einen massiven Einfluss auf die ganze Welt hat.“

Als Pamela Kerwin und Steve Jobs sich zum ersten Mal begegneten, 1989, war sie Vizepräsidentin bei Pixar und Jobs ein Mann ohne Ziel, ein trauriger Mann? „Ja. Er ist ein Hardware-Typ, wir waren der falsche Laden für ihn.“

Ein Aufgeber? „Machen Sie Witze?“

Dann erzählt sie: „Vielleicht ist er als Kleinkind auf den Kopf gefallen, und dadurch wurden Gegenden seines Gehirns aktiviert, die bei uns anderen schlafen. Er fühlt, was Leute wollen. Er fühlt nicht, was cool ist, er fühlt, was cool sein wird. Dann hetzt er Leute, motiviert Leute, und manche gehen, aber die Besten bleiben. Er bringt die Besten dazu, das Bestmögliche zu leisten, weniger würde er nicht annehmen. Und er ist gnadenlos kompromisslos. Sehen Sie sich das iPhone an: Wie viele Leute sagten, es braucht mehr Knöpfe, es braucht eine Batterie, die man wechseln kann? Alle sagten das. Aber er denkt: Nein, das ist nicht verbraucherfreundlich. Und natürlich hatte er all diese Klarheit auch damals.“

Pamela Kerwin ist eine der wenigen Frauen aus dem Zentrum der Jobs-Welt. Sie ist auch eine der wenigen Figuren, die in dieser Welt fähig sind, Jobs reflektiert zu betrachten. Und sagen, was sie über Jobs denken. Ohne in Schockstarre zu verfallen. Ohne diese Angst vor dem Entzug von Wärme, die selbst jene noch treibt, die seit Jahrzehnten bestenfalls Missachtung durch den erlebt haben, auf den sie ihr Denken ausrichten.

Viele der Gestürzten sind noch Jahre später demütig. Vielleicht wollten sie nie viel mehr vom Leben, als von Jobs beim Vornamen genannt zu werden. Oder von Jobs angeschrien zu werden.

Dass er dich anhört, dir „face time“ gibt, ist Zeichen der Bedeutung deiner Aufgabe. Die iTunes-Store-Leute, jene, die den interaktiven Laden für Musik und Filme aufbauten, bekamen vor rund fünf Jahren eine Menge „face time“. Im Moment sind die iPad-Jungs und -Mädchen modern.

Dass er dich anschreit, bedeutet, dass er sich ernsthaft sorgt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dass er dich beim Vornamen anspricht, dass du „Steve“ zu Mister Jobs sagen darfst, ist Ausdruck deiner Bedeutung.

Es geht ganz schön infantil zu im Apfelreich. Eine Frau wie Pam Kerwin wirkt da bisweilen wie die einzige Erwachsene.

Vielleicht liegt das daran, dass sie nie bei Apple war, Kerwin ist eine Pixar-Frau, Jobs hat ihren Laden 1986 übernommen und dann umgekrempelt. Vielleicht liegt es daran, dass sie Lehrerin an der Ostküste war, Spezialistin für digitales Lernen, Computer-Labore, ehe sie 1989 ins Silicon Valley kam. Sie ist blond, trägt Brille und einen schwarzen Pullover, sie sitzt im Kellerbüro ihres Hauses in Mill Valley, Kalifornien, weiß sind die Wände.

Pixar, Ende der siebziger Jahre als Sparte von George Lucas' Filmimperium gegründet, war noch nicht eines der erfolgreichsten Studios der Filmgeschichte, sondern eine von vielen hundert Start-up-Firmen in Kalifornien. Es gab eine Idee, eine Handvoll begabter Leute, Partys, Bierfässer, Affären und viel Arbeit. The grand old times. Es gab diese Unsicherheit: Schaffen wir es zu überleben?

Es ist nicht einfach, dreidimensionale Bilder zu gestalten. Pixar konnte das, Jobs sah es. „Das ganze Silicon Valley sagte damals, dass er bei Pixar sein Geld versenken würde, er sah etwas, was niemand sonst sah. Ich denke, man könnte das Mut nennen“, sagt Kerwin. Jobs gab George Lucas fünf Millionen Dollar, fünf weitere steckte er in die Firma, und für die jungen Leute von Pixar begann eine Reise.

Jobs stellte Kreative ein, vor allem aber Leute „mit ausgeprägter linker Hirnhälfte“ (Kerwin), Strategen. Jobs verstand nicht wirklich, wie die Software funktionierte, „letztlich begriff er nicht, was wir taten“, sagt Kerwin, „wahrscheinlich schützte uns das vor ihm“. Klar, er schrie. Ja, er strafte. Er war launisch. Aber er ließ John Lasseter, den Mann für die Phantasie bei Pixar, machen und kümmerte sich um das, was er konnte.

Er verkaufte Pixar-Dienste an Disney. „Er konnte mit den Haien schwimmen, wir konnten es nicht“, sagt Kerwin, „für alles, was er zu verkaufen hatte, wollte Steve zehn Millionen Dollar, immer zehn Millionen, auch wenn es keine zehn Millionen wert war.“ Er zerstörte die Arbeit von Monaten. Es geschah bei Verhandlungen mit

Leuten von Intel, kurz vor der Unterschrift, dass Jobs schlechte Laune hatte; Jobs pöbelte, die Intel-Leute gingen gekränkt.

Pam Kerwin sagt: „Er ist nicht besonders gut darin, Geschäfte mit anderen bedeutenden Managern zu machen, weil dann Ego gegen Ego steht, und Steve geht niemals auch nur einen Schritt zurück. Doch wenn er in Jeans und schwarzem Pullover Produkte an Kunden verkauft, wie ein Messias bei diesen Präsentationen, dann ist er ein brillanter Mann der Show. Dann stört ein großes Ego nicht. Ein Showmaster braucht ein großes Ego.“

Er veränderte die Richtung der Firma Pixar: Bewegte Bilder wurden zu Kurzfilmen wurden zu Kinofilmen. Das Drehbuch zu „Toy Story“ entstand, Jobs bereitete den Börsengang vor. „Das ganze Silicon Valley sagte damals, dass das nicht funktionieren könne, dass eine Firma, die noch keinen Dollar Gewinn gemacht habe, an die Börse geht“, sagt Kerwin. Es ging. „Toy Story“ kam heraus. Viele Jahre später folgte „Findet Nemo“. Der Kindergarten Pixar ist ein Konzern geworden, und die, die mit Jobs auf die Reise gingen, wurden Millionäre.

Und Jobs lernte. Er saugte auf, zerlegte, setzte neu zusammen, dachte weiter. Es waren die Pixar-Ideen, mit denen er zu Apple zurückkehrte. Bewegte Bilder. Vernetzung von Kommunikationsformen. Massenmedien.

Ein Musikliebhaber und Ingenieur namens Tony Fadell, kein Apple-Mann, trug später Jobs die Idee an, aus der iPod und

iTunes werden sollten – und die den Wendepunkt bringen würde; bei Pixar aber verstand Jobs, was möglich war. In seinem Kopf entstand ein virtueller Laden, in dem man Filme und Musik kaufen kann, in seinem Kopf entwickelten sich intelligente Telefone und Computerchen, mit denen Musik und Filme zu nutzen sein würden. Das alles würde klar und gerade aussehen und simpel zu bedienen sein. Pixar-Leute sagen, dass etwas Seltenes geschah: Jobs lächelte, als er in seinen Porsche stieg und wieder hinüber zu Apple fuhr.

Denn 1996 wurde er mitsamt seiner Firma NeXT eingekauft und zurückgeholt. Apple war ein Konzern ohne Richtung geworden und zeigte das öffentlich: Viele Leute sagten viele widersprüchliche Sätze, Apple hatte viele Stimmen und darum

keine mehr; Jobs registrierte es, dies war der Ursprung einer mittlerweile sagenumwobenen Geheimnistuerei.

„Steve wollte die Stimmen so lange reduzieren, bis nur noch einer für Apple sprach: Steve“, sagt einer, der iTunes mitentwickelt hat. Jeder Apfelmann unterschreibt Schweigeklauseln, sie gelten auch Jahre nach einer Kündigung noch; und dass Jobs es ernst meint, hat er bewiesen, Prozesse hat Apple gewonnen. Sogar Publikationen sind den Apple-Leuten verboten. Ihren Freundinnen dürfen sie nicht sagen, woran sie arbeiten, was dadurch erleichtert wird, dass sie es selbst nicht wissen: Jedes Produkt und jeder Bereich eines Produkts haben einen Code, Zahlen und Buchstaben, selbst die wichtigsten Ingenieure kennen nur den Code, und selbst wenn das Produkt fertig ist, kennen die, die es gebaut haben, zwar den Bauplan, aber nicht das Design.

Der Campus in Cupertino: ein Hochsicherheitstrakt. Alle hier haben nur die Code-Karte für jenen Bau, in dem sie gerade arbeiten, schon das nächste Gebäude ist unerreichbar für alle, nur für Steve Jobs nicht, der nie eine Karte bei sich trägt, und wenn ihn ein Pförtner nicht durchlässt, dann fliegt der Pförtner raus.

Die Medienpolitik: purer Kontrollwahn. Apple spricht mit wenigen, die nicht auf einer Liste von erwiesenermaßen freundlichen Kritikern stehen. Mag sein, dass dies den Mythos vergrößert, wie Jobs glaubt, den „Buzz“, diese weltweite Gier nach Gerüchten, das Flüstern und Rauschen, das beginnt, wenn nur ein Ingenieur ein neues iPhone in einer Kneipe liegen lässt. Möglich auch, dass Apple-Jünger die manische Verschlossenheit für Stärke halten, aber kann das wirklich klug sein, Anfragen von Kunden, Lieferanten, Politikern und Medien der Welt nicht mal mit Formbriefen zu beantworten?

Es gibt Tausende Firmen auf der Welt, die mobile Applikationen entwickeln wollen – und wenn Apple mal eben beschließt, dass nur noch eine bestimmte Software dafür benutzt werden darf, dann entzieht Jobs Dutzenden der Nerds von heute die Grundlagen. Ist Apple nicht längst, was einst IBM war? Wer wird in der nächsten Krise an der Seite einer Firma wie dieser stehen? Trifft Selbstherrlichkeit nicht immer den Selbstherrlichen, irgendwann?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Und wäre ein Konzern wie dieser nicht noch stärker, wenn er im Innern wie nach außen halbwegs reif kommunizierte, so richtig erwachsen, mit Zuhören und Antworten? Oder wenn er die Kunden ernst nehmen würde?

Zu Weihnachten 2008 gingen Rund-Mails in die Welt, in denen Apple darum bat, „ganz schnell zu bestellen, damit alle Lieferungen pünktlich zur Bescherung ankommen“; dabei war klar, dass, etwa bei deutschen Kindern, die Lieferungen nicht mehr pünktlich ankommen konnten, die Lagerarbeiter wussten das, so gut wie alle bei Apple wussten das. Nach Weihnachten gab es Tausende Kundenproteste, niemand antwortete.

Und wer, beispielsweise, ein älteres Mac-Modell besitzt und aus digitalen Fotos gedruckte Alben machen möchte, landet in einer Falle, von der die Firma natürlich ebenfalls weiß. Die Falle bringt Geld: Der Rechner erstellt das Album, was 20 Minuten dauern kann; dann sagt der Rechner, dass er eine neue Programmversion benötige, iLife, 80 Dollar teuer; und wer nun iLife bestellt und erhält und schließlich installieren will, erfährt nach dem letzten Klick: iLife kann auf diesem Rechner leider nicht installiert werden.“

Der Umtausch ist ausgeschlossen.

Aber ist so etwas noch wichtig für einen wie Jobs?

Als er wieder anfing bei Apple, heuerte er Ken Segall an, Kreativ-Direktor der Werbeagentur TBWA, er erzählte Segall, „wie die Welt Apple vergessen hat und wie es jetzt als Erstes darum geht, den Geist des Unternehmens wieder unter die Menschen zu bringen“, so erzählt es Segall im Frühjahr 2010.

Drei Monate später laufen die Fernsehspots, sie zeigen Albert Einstein und Martin Luther King, die angeblich das Gleiche verkörpern wie Apple. Dazu der Slogan: „Think different“.

„Steve sagte nur: ‚Wir müssen die alten Fesseln abwerfen‘, und war sich so sicher, dass er darauf das ganze Unternehmen verwettet hätte“, sagt Segall. „Wenn Steve etwas wirklich will, ist er gnadenlos, absolut unnachgiebig.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im August 1998 kommt der iMac auf den Markt, das Echo ist riesig, die Verkaufszahlen sind gut, aber viel wichtiger: Die Fan-Gemeinde lässt sich hinreißen. Der Apple-Kult lebt wieder, die Kommunikationsidee „Think different“ macht die Kunden zu Verbündeten, zu Rebellen gegen den Mainstream, gegen Microsoft und für die eigene Individualität.

Das ist das Image, und es ist gelogen. Steve Jobs ist kein Rebell mehr: Es geht um Monopole, Marktbeherrschung, nach der Revolution kommt immer der nächste Herrscher.

Er ist auch nicht wirklich ein milder Mensch, nach allem, was zu erfahren ist. Er hasst Bill Gates. Er war krank, vielleicht ist er es noch, und er hasst die eigenen jungen, gesunden Angestellten,

das jedenfalls erzählen junge, gesunde Apple-Leute.

Seine leiblichen Eltern sind der syrische Politologe Abdulfattah Jandali und die Amerikanerin Joanne Schieble; Paul und Clara Jobs adoptierten ihn, in Mountain View und Los Altos an der Pazifikküste wuchs er auf. Steven Paul Jobs war etwa 30 Jahre alt, als er die Wahrheit erfuhr. Er begann, seine leibliche Schwester Mona zu suchen, fand sie, sie wurden Freunde. Dann schrieb Mona einen Roman, „A Regular Guy“, sie erzählt von einem Multimillionär, der „zu beschäftigt war, die Toilette zu spülen“, der seinen Ex-Freundinnen Häuser schenkte, damit sie schwiegen, ein Narziss, der verlangte, dass seine Geliebten Jungfrauen zu sein hatten. Steve? Es wurde nie dementiert.

Der wahre Jobs war der Liebhaber ?

der Folksängerin Joan Baez. Er erzählte, dass er „junge, superintelligente, künstlerische Frauen“ schätze. 1977 zeugte Jobs eine Tochter, Lisa, mit seiner damaligen Freundin Chris-Ann, aber von Chris-Ann trennte er sich, und dann verweigerte er die Anerkennung der Vaterschaft. Chris-Ann und Lisa lebten von Sozialhilfe, bis Jobs vom Staat auf Anerkennung der Vaterschaft verklagt wurde. In einem unterschriebenen Dokument gab Jobs an, er sei steril und unfruchtbar und deswegen physisch nicht in der Lage, ein Kind zu zeugen. Das Gericht zwang ihn zu

einem Bluttest, der ihn als Vater bestimmte; lange verweigerte er Unterhaltszahlungen, schließlich schickte er 385 Dollar im Monat.

1991 heiratete er Laurene Powell, die beiden haben drei Kinder.

Ein ausgeglichenes Leben? Kann ein Mann, der diese Karriere hinter sich hat, noch zweifeln? An sich?

Vor etwa zehn Jahren war Apple 5 Milliarden Dollar wert, heute sind es über 240 Milliarden. Jobs trifft sich mit Bono, dem Sänger, und 2006 bezahlte Disney 7,4 Milliarden Dollar in Aktien für Pixar, Pamela Kerwins einstige Klitsche.

VI. Die Soldaten

Die Apple-Kultur ist konfrontativ und direkt, laut und schroff ist der Umgang, „a yelling culture“, so sagt es ein junger Programmierer, ein Star der Firma.

Es gibt zwei wesentliche Stränge bei Apple, Programmierer und Ingenieure hier und dort das Management. Man trägt Jeans und T-Shirt, und organisiert ist das Reich der 34 000 Angestellten in Teams, Gruppen von manchmal 4 und manchmal 25 Leuten, und über die Teams herrschen die Team-Leiter. Dann kommen die Direktoren, die Vizepräsidenten, die Executive Vice Presidents, und in einem kleinen Paralleluniversum gibt es den Verwaltungsrat und die wenigen Kunden und Vertragspartner, die stark genug sind, Wünsche äußern zu dürfen. Und über allen thront Jobs.

Es ist viele Jahre her, da machte Steve Jobs ein Wort populär: „awesome“. Es heißt „erstaunlich“ oder „grandios“. Heute sagt jeder amerikanische Teenager „awesome“, es ist ein Massenwort geworden, billig, ein bisschen eklig. Kann so etwas auch mit den Apple-Produkten geschehen?

„Natürlich kann es“, sagt der junge Programmierer Michael More (Name geändert), „in Jahren des Rausches scheint es unvorstellbar, aber wenn wir zwei Misserfolge haben und wenn Steve stirbt, kann es ganz schnell gehen.“

Michael More weiß, wie der iPod entstand, iTunes, das iPhone. Apple-Leute verlassen die Firma nicht; sie wechseln vertikal, von Team zu Team. More ist noch

jung, aber schon eine Weile dabei, ein bisschen dick, ein bisschen blass, ein bisschen langhaarig und sehr, sehr gut.

Er sitzt in einem Café in San Francisco. Er sagt, dass auf gar keinen Fall klar werden würde, dass er über Apple gesprochen habe: „Wer die Schweigeklausel bricht, fliegt raus. Kommt auf die schwarze Liste. Wird nie wieder eingestellt werden. Und gegen die Apple-Anwälte kannst du nicht gewinnen.“ Die Firma, die der junge Programmierer beschreibt, ist ungerecht, brutal, manchmal ziellos, dann wieder scharfsinnig, straff, zugleich kreativ und phantasiegetrieben.

Nie sprach Steve Jobs mit dem Programmierer, nie auch mit dessen Chef. Was niemand bei Apple will, ist eine Begegnung mit Jobs im Fahrstuhl, denn dort stellt Jobs Fragen: Wer bist du, woran arbeitest du, warum brauchen wir das? Und beim Aussteigen sagt er: „Nein, das brauchen wir nicht mehr.“

Immer arbeiten einige Teams im Scheinwerferlicht, also unter Jobs' Augen, diese Teams bekommen alle Mittel, alles Geld, alle Zugänge der Welt. Aber die Scheinwerfer wandern über den Campus. Das bedeutet eine rege Hauspolitik, viel Gerede, jeder will die Aufmerksamkeit von irgendwem, und alle wollen seine, Jobs', Aufmerksamkeit, aber Jobs will Ergebnisse, nichts als das Ergebnis interessiert ihn wirklich. Als beste Manager, reine Helden gelten bei Apple jene, die Jobs besonders oft anbrüllt – und die ihre Untergebenen trotzdem ruhig ansprechen.

Einer, der lange dabei war, so lange, bis er gefeuert wurde, ist David Sobotta, und der sagt, dass die Unsicherheit „systemimmanent“ sei. Sobotta verkaufte, was in Cupertino entworfen wurde, die Armee, die Nasa und die Universitäten waren seine Kunden. Heute lebt er in Roanoke, Virginia, hoch oben auf dem Berg, weit der Blick. „Es zieht sich durch die Firma“, sagt Sobotta: „Keiner will etwas entscheiden, weil eine Entscheidung bedeutet, dass Steve sauer werden kann. Es gibt viel totes Fleisch bei Apple.“

„Dead meat“, das ist amerikanischer Zynismus, Leute sind gemeint, die genauso gut arbeitslos sein könnten, niemand würde es bemerken.

Sobotta hat die grauen Haare über den Schädel gelegt, er hat enorme Ohrfläppchen, er sagt, dass es mal anders war, das waren die Jahre ohne Jobs: „Es gab

die Golden Apple Sales Trips“, Reisen nach Paris, Sydney, Wien, für die oberen zehn Prozent, die erfolgreichsten Verkäufer. Mit dem neuen Chef wurde alles anders, besser einerseits, aber andererseits hieß der neue Chef wieder Steve Jobs. David Sobotta flog mit Generälen und Professoren nach Cupertino, und niemals gab es einen Termin, nie das Versprechen, dass Jobs wirklich zu sprechen sei, immer nur eine Andeutung. „Aber die Generäle flogen hin, jeder wollte Steve nahe sein“, so Sobotta. Und manchmal erschien Jobs, „in Shorts und Birkenstocks, unrasiert, und nie beantwortete er Fragen. Er redete immer über das Thema, über das er gerade reden wollte. Aber der Raum gehörte ihm. Immer“, sagt Sobotta.

Apple ist eine Meeting-Firma, ständig tagen sie dort, doch es wird nicht entschieden, denn dann geht Steve Jobs nach Hause. Er geht denken. Er hat gelernt, seinen Instinkten zu vertrauen, er hat seit Jahren nichts anderes gehört, als dass er ein Genie sei. Darum mag er heute Morgen duschen und ein Projekt beerdigen, das er gestern erst beschlossen hat. „Keiner weiß, was geschehen wird, bis zu dem Moment, wenn Steve die Bühne betritt und die Gläubigen anspricht“, sagt David Sobotta.

Dies sind die Momente des Ruhmes für die Apple-Armee. Um diese Momente geht es, denn die Soldaten verdienen natürlich gut, aber nicht überragend; sie bekommen ihren Sold plus Boni plus Aktien; sie sagen, dass das, was zähle, die Augenblicke in seinem Licht seien.

Steve Jobs nennt selten Namen, er sagt: „Dies ist das Team, das das iPhone entwickelt hat, eine Runde Applaus bitte.“

Sie stehen auf. Sie drehen sich. Jobs nickt und klatscht. Das ist alles, was sie wollen, diese fünf Sekunden, dafür haben sie ja seit drei Monaten 20 Stunden pro Tag gearbeitet.

Könnte Apple erfolgreicher sein, wenn anders geführt würde? Respektvoll, kommunikativ, modern gar?

Seit Steve Jobs 1997 zu Apple zurückkehrte, schraubte sich der jährliche Umsatz von gut 7 auf knapp 43 Milliarden Dollar hoch. Der Aktienkurs stieg von rund 5 auf über 260 Dollar. 2009 machte Apple einen Gewinn von 8,2 Milliarden Dollar, das sind bei 34 000 Angestellten gut 240 000 Dollar Gewinn pro Mitarbeiter.

34 Jahre nach seiner Gründung ist Apple kein Computer-Hersteller mehr. Es ist nicht so einfach zu sagen, was Apple ist, und noch etwas schwieriger zu erraten, was Apple künftig sein will: ein Elektronikriese? Erfinder von Lifestyle-Produkten für das digitale Zeitalter?

Wie Musik konsumiert, produziert und verkauft wird, all das ist heute anders als vor zehn Jahren. Zehntausende Musiktitel passen auf einen iPod, die komplette Musiksammlung, hosentaschengroß, immer abspielbereit. Konzerne gingen deswegen in die Knie, iTunes übernahm

die Macht, also Apple, nirgendwo wird mehr Musik verkauft als in diesem Online-Laden.

Der iPod wurde zu einem Phänomen, zur „lebensverändernden kulturellen Ikone“, wie „Newsweek“ drei Jahre nach dem Erscheinen schrieb; da hatte Apple erst gut drei Millionen iPods verkauft. In den vergangenen drei Geschäftsjahren waren es 160 Millionen.

Auf so etwas bauen nun, in Erwartung des iPads, Verlage und Medienunternehmen, die sich längst ein Wettrennen liefern, weil sie ihre Bücher und Magazine in elektronischer Form auf dem Gerät anbieten wollen, das Jobs natürlich „magisch“ und „revolutionär“ nennt.

Auch das iPad wird nicht einfach ein Geschenk werden für Zeitschriftenkonzerne, Zeitungshäuser und Fernsehkonzerne. Sie versprechen sich neue Leser und neue Zuschauer und vor allem endlich neue Einnahmen. Sie alle hoffen, dass sich auch im digitalen Zeitalter mit den alten Produkten Geld verdienen lässt. Zeitungen und Magazine bieten Apps für ihre Print-Ausgaben auf dem iPad an, mit Zusätzen wie auf ihren Online-Seiten: Videos, interaktive Grafiken. Es soll die Leser locken, endlich für die digitalen Ausgaben zu bezahlen, vielleicht mehr als für die Print-Ausgabe.

Die Anzeigenkunden lockt das alles schon, denn für sie bieten sich Möglichkeiten, Werbung lebendiger zu machen, interaktiv, mit eingebauten Videos etwa. 200 000 Dollar für eine Anzeige nimmt „Time“ für seine ersten iPad-Ausgaben.

Aber natürlich weiß Jobs das alles, es ist der Grund, warum er das iPad entwickelt hat, es ist der Versuch, diesmal gleich mehrere Branchen zugleich zu transformieren und an Apple zu binden. Apple wird mitbestimmen, wie ein Magazin aussehen muss, damit es auf dem iPad gelesen werden kann, und wie viel Geld die Verlage dafür nehmen.

Ist ein neuer Markt, der von Apple dominiert wird, nicht besser als kein Markt?

Es könnte sein, Jobs' Konkurrenten jedenfalls sagen das, dass mit dem iPad der Schlusspunkt der Apple-Dominanz kommt, weil der Markt dann gesättigt sein wird; damit ginge das Apple-Jahrzehnt zu Ende, aber wahrscheinlich ist das nicht. Wahrscheinlicher ist, dass das kommende Apple-Jahrzehnt noch wuchtiger wird als das vergangene, weil die Firma den Unterhaltungsmarkt im Griff hat, wie niemand sonst, und sich ständig vermehrt, da sie sich ausbreitet in immer andere, neue Bereiche modernen Lebens.

Möglich ist auch, dass es noch eine Weile weiter nach oben geht und dann, ganz abrupt, die iWelt zusammenbricht. Wenn Steve Jobs zusammenbricht, endgültig. Und wenn klar wird, dass sein Laden nicht vorbereitet ist auf die Zeit nach Jobs.

Zum ersten Mal fehlte Jobs 2004, es war der Bauchspeicheldrüsenkrebs. Die Operation würde ihn retten, sagten die Ärzte, mindestens zehn Jahre würde er noch leben. Aber Jobs zögerte. Der Technikpapst traute der technischen Medizin nicht, Jobs, Zen-Buddhist und Vegetarier, bevorzugte alternative Methoden. Eine Diät. Die Kügelchen, zu denen seine Heilpraktiker rieten. Neun Monate lang verweigerte Jobs die Operation, und während dieser neun Monate diskutierte der Verwaltungsrat darüber, ob er die Aktionäre über die Krankheit und auch über die Behandlungsmethoden informieren müsse.

Aber der Verwaltungsrat besteht aus Leuten, die Steve Jobs verehren. Sie sagten nichts.

Am 31. Juli 2004 wurde Jobs operiert, am nächsten Tag schrieb er eine E-Mail an die Mitarbeiter: Er sei lebensbedrohlich krank gewesen, nun sei er geheilt.

Fünf Jahre später fehlte er wieder. Er brauchte eine neue Leber, und natürlich bekam er sie schnell. Von „einem jungen Mann in den Zwanzigern, der bei einem Autounfall gestorben war“, wie Jobs sagt. Mitte 2009 kehrte der Herrscher zurück in sein Reich, tat, als sei alles wie vorher; aber das stimmte nicht.

„Es hatte sich wie das späte Rom angefühlt“, sagt einer, der in jenen Phasen dabei war. Kaum war Jobs fort, wurde klar, dass es keine stabilen Strukturen oder Regeln gab: nicht für die Produktentwicklung, nicht für die Kommunikation. Senkt Steve den Daumen, oder hebt er ihn? Das war das Einzige gewesen, was gezählt hatte.

Nun aber: „Der Kaiser war krank, und alle Senatoren bewaffneten ihre Privatarmeen und wollten die Macht“, sagt der Mann, der es wissen muss. Es gab Racheakte: Jene Leute, die von Jobs bei seinem Wiedereinstieg mitgebracht worden waren, waren nun, ohne Jobs, Freiwild und ausgeschlossen von allen Gesprächen, die wichtig waren. „Produkte wurden angekündigt und zurückgeholt, andere wurden vorschnell entwickelt und wieder abgeschossen, alles war Hauspolitik.“

Jobs fehlte, und Apple war eine verunsicherte Ansammlung junger Menschen.

Wenn die Firma ohne ihn weitermachen muss, so sagt es Andy Hertzfeld, der Software-Zauberer, dann werde sie zunächst besser werden, weil sie weniger launisch, daher geplanter handeln würde. Wünsche der Kunden würden berücksichtigt werden, Apple könnte womöglich wieder so etwas wie Demut lernen. Nach einer Weile aber, auch das sagt Hertzfeld, „wird dieser Antrieb fehlen, das bestmögliche Ding zu erschaffen“. Und Apple könnte eine Firma wie tausend andere Firmen sein.

Der Boss redet nicht gern über sich, normalerweise, von Schwächen sagt er sowieso nichts. Damals in Stanford aber, im heißen Juni 2005, als er im Stadion zu den Studenten sprach und eine Rede hielt, die wie ein Geständnis war, erzählte er schließlich seine dritte Geschichte, die Geschichte von Leben und Tod.

Als junger Mann habe er ein Zitat gelesen, sagte Jobs: „Wenn du jeden Tag lebst, als sei er dein letzter, wirst du irgendwann recht haben.“ Seither frage

er sich, ob er tue, was er tun wollte, falls heute sein letzter Tag sei, und falls die Antwort „nein“ sei, ändere er den Plan.

Er schluckte. Dann sagte Steve Jobs, dass er vor einem Jahr um 7.30 Uhr beim Arzt gewesen sei; die Diagnose: Bauchspeicheldrüsenkrebs, unheilbar, drei bis sechs Monate habe er noch, „bringen Sie Ihre persönliche Dinge in Ordnung“, hätten die Ärzte gesagt. „Ich lebte mit der Diagnose. Am selben Abend hatte ich noch eine Biopsie.“

Die Ärzte führten die Schläuche ein, entnahmen Tumorzellen, untersuchten sie, dann weinten die Ärzte. Eine Operation könne ihn wohl doch heilen, er sei eine seltene Ausnahme, sagten sie.

Gib es eine Moral? Es gibt immer eine Moral. „Eure Zeit ist begrenzt. Vergeudet sie nicht damit, das Leben eines anderen zu leben. Lasst euch nicht von Dogmen einengen – dem Resultat des Denkens anderer. Lasst den Lärm der Stimmen anderer nicht eure innere Stimme ersticken. Das Wichtigste: Folgt eurem Herzen und eurer Intuition, sie wissen bereits, was ihr wirklich werden wollt.“

Und schließlich sprach er ein Schlusswort: „Bleibt hungrig. Bleibt tollkühn.“

Der erste Schuss fällt nach fünf Minuten

Sieben Jahre nach Kriegsausbruch: Eine Rückkehr in die irakische Stadt Kirkuk

Von Carolin Emcke, Zeit Magazin, 07.01.2010

Das Erste, was im Krieg stirbt, ist die Gewissheit. Kein Tag, keine Stunde lässt sich berechnen, alle Erfahrung aus anderen Kriegen erweist sich als fragwürdig, was sicher geglaubt war, zerschellt und lässt sich nur noch unsicher und zweifelnd zusammensetzen.

Der Wagen, der uns am Checkpoint der Grenze zwischen der kurdischen Provinz des Nordiraks und dem nicht mehr kurdisch dominierten Irak abholt, ist nicht einfach ein Wagen, wie wir gedacht hatten, sondern ein Pick-up-Truck. Und die Begleiter, die uns nach Kirkuk bringen sollen, sind nicht uniformierte Beamte, sondern schwer bewaffnete Mitglieder einer Anti-Terror-Einheit der Polizei unter Leitung von Major Sakran Sroot. Auf der Ladezone sitzen sechs Männer mit schusshemmenden Westen, einer thront hinter einem aufgestützten Maschinengewehr, die anderen tragen Kalaschnikows über der Schulter und Pistolen am Gürtel.

Es macht kaum Sinn, abzuwägen, ob dieser Schutz wirklich nötig ist, ob er die Angst verringert oder steigert, wir können es nicht beurteilen, nur vertrauen, zudem ist es eine zuvorkommende Geste des Sicherheitschefs von Kirkuk, der uns den Wagen geschickt hat, also sitzen wir innen auf der Rückbank, unbeweglich in unseren massiven Westen, die wir angelegt haben, »Der, den ich liebe, / hat mir gesagt, / dass er mich braucht«, fällt mir auf einmal ein, Brecht, »darum achte ich auf meinen Weg / und fürchte von jedem Regentropfen, / dass er mich erschlagen könnte«, ab und an höre ich mich selbst auf meinen verschalten Bauch trommeln, um den beruhigenden Klang der harten Keramikplatten im Kern der Weste zu vernehmen, die Füße sind eingeklemmt, weil die Helme, die wir nun irgendwie doch nicht im Wageninneren aufziehen wollen, den Platz hinter dem Vordersitz einnehmen, nur die Knie sind einsetzbar, um die Balance zu halten bei dem, was jetzt folgt: Der Wagen rast über die

Landstraße, Nashwan, der arabische Fahrer, der aus Bagdad fliehen musste, weil er für die Amerikaner gearbeitet hat, drängt zivile Fahrzeuge ab, er schlängelt sich an jedem Auto vorbei, das ihm in die Quere kommt, rechts vorbei, links vorbei, eine kleine Handbewegung von Major Sroot reicht, um die Richtung des nächsten irrwitzigen Manövers anzugeben, sie jagen dahin oder davon, das lässt sich gar nicht sagen, nur das Tempo nicht drosseln, selbst inmitten des Stadtverkehrs nicht, wie ein Eisbrecher dringt der Wagen ein in jede Ansammlung von Autos, Eselskarren, Fuhrwerken, Fußgängern, die Sirene wird eingesetzt, der Lautsprecher, immer wieder greift Sroot zu dem Mikrofon und erteilt Befehle, wer nicht beiseitespringt, gefährdet sich selbst.

Ali Vahal, unser dreisprachiger kurdischer Übersetzer, der in Amerika aufgewachsen ist, hält sich schwankend in der Mitte zwischen dem Fotografen Sebastian Bolesch und mir und flüstert: »Das nennt man martial law ...«, und es ist ihm anzusehen, dass er dies für keinen guten Import aus den Vereinigten Staaten hält. Sebastian sagt gar nichts mehr, auch wenn dies eigentlich ein Moment wäre für einen seiner trockenen Klassiker (»Entspannt ist anders«).

Kaum im Polizeihauptquartier von Kirkuk, das wie eine Festung mit Betonblöcken vor dem Eingang gesichert ist, geht es weiter, eine Polizeistation soll eröffnet werden, Amerikaner, sunnitische Scheichs von den Awakening Councils, die die amerikanischen Truppen unterstützen, Kurden, alle sollen zusammenkommen zur Feier des Tages, unsere Einheit soll den Konvoi des Sicherheitschefs begleiten, und so reihen wir uns ein in eine Kolonne aus 15 Landcruisern auf dem Weg zur Polizeistation.

Der erste Schuss fällt nach fünf Minuten. Die Kugel zischt direkt an Sebastians Seitenfenster vorbei. Alle im Wagen erstarren für einen Augenblick. Sroot greift zum Funkgerät und fragt bei seinen Männern hinten nach, woher der Schuss kam, als plötzlich der uns zugewandte Soldat am Maschinengewehr auf dem Wagen vor uns mit seiner behandschuhten Hand winkt und lächelt, über den knatternden Funk kommt die Ansage, er habe nur mal die Waffe testen wollen. Ah ja.

Am Fenster ziehen sandige Landschaften vorbei, ab und an mal ein verwahrloster Esel, braun oder grau, ausgebrannte Trümmer von Autos von

Selbstmordattentätern in denselben Farben, eine unscheinbare Ödnis, industrialisiert, aber brach, leere Gegenden, der Blick sucht haltlos nach einem Ort, nach Farbe, nach Leben, alles rauscht schemenhaft vorbei, bis auf einmal die linke Fahrspur abgeriegelt ist, ein Stau hat sich dahinter gebildet, es gibt Sperren, ein hektisches Treiben, das um einen ruhigen Mittelpunkt herumkreist, dem sich keiner nähert, ein rostrotes Fass liegt dort auf dem Asphalt, eine Bombe. Warum wollten sie gerade diese Stelle treffen? »Es gibt keine Logik«, sagt Sroot, »manchmal agieren die wie Tiere, die blind töten.« Tiere töten eigentlich gar nicht blind, denke ich im Stillen, aber was verstehe ich schon vom Töten. Der Wagen rast weiter, nur nicht stoppen, nur nicht eine Sekunde zum Stehen kommen neben einem Gegenstand, neben einem Fahrzeug, jedes Innehalten, so beginne nun auch ich zu denken, könnte den Tod bedeuten.

Ist das schon das Ende der kritischen Distanz? Fühlt es sich so an, das »embedded«, das ich nie erleben wollte? Geht es so schnell, dass einem Aggressivität nicht mehr aggressiv, sondern notwendig erscheint, nur weil wir mit denen, die da aggressiv sind, im Auto sitzen und weil ihre Aggressivität potenziell uns schützt?

Immer wieder hat uns diese Region angezogen. Sebastian Bolesch und ich waren wochenlang während des Krieges dort, im Frühjahr 2003, als die kurdischen Peschmerga gemeinsam mit den amerikanischen Special Forces an der zweiten Front kämpften. Wir haben die Euphorie erlebt, als die ersten Städte fielen, erst Bagdad, dann Kirkuk, dann Mossul, als die Menschen nicht nur die kurdische, sondern auch die irakische Fahne schwenkten, wir haben die Hoffnung der Flüchtlinge erlebt, die im Zuge der »Arabisierungs«-Kampagne von Saddam Hussein aus der Region um Kirkuk vertrieben worden waren und die träumten von einer Rückkehr in ihre Stadt.

Wir waren mit Tausenden Kurden zurück nach Kirkuk gezogen, nachdem die irakischen Truppen kapituliert hatten, wir hatten die ersten Plünderungen durch marodierende Banden miterlebt und die Amerikaner dabei beobachtet, wie sie nicht eingriffen, wir hatten erlebt, wie die kurdischen Peschmerga auf Anweisung der Amerikaner die Stadt wieder verließen, obgleich sie sie vermutlich hätten besser beschützen können als alle, die danach kamen, wir hatten die barfuß davontrottenden

Soldaten der irakischen Armee gesehen, die Verlierer, und wir hatten gedacht, der Krieg sei vorbei.

Jetzt ist es sieben Jahre später, und der kurdische Sicherheitschef der Stadt Kirkuk, Brigadegeneral Muhammed Sarhad, den wir interviewen wollen, hatte gesagt, er würde gerne mit uns sprechen, aber wir könnten nicht einfach allein nach Kirkuk fahren. Das sei zu gefährlich. Kirkuk ist nicht kurdisch geworden, es ist multiethnisch geblieben, viele der von Saddam vertriebenen Kurden leben nach wie vor in runtergekommenen Lagern und warten, dass der Status der umstrittenen Stadt sich klärt und sie zurückdürfen. Kirkuk gehört nicht zur Provinz Kurdistan, sondern untersteht der Zentralregierung in Bagdad. Nicht der Staat, aber die Lebenswelten im Post-Saddam-Irak sind gespalten: In den kurdischen Provinzen gibt es einen blühenden Aufschwung, internationale Firmen investieren in dem prosperierenden Gebiet, entgegen allen Mythen gibt es vor allem Kooperationen zwischen den Kurden und der Türkei, im Jahr 2009 wurden bereits 250.000 Barrel Öl aus den kurdischen Ölfeldern gefördert. Aber südlich der kurdischen Provinzen kann von Entspannung oder Wiederaufbau nicht die Rede sein.

Auf dem Rückweg von der Eröffnungsfeier bemerkt Sroot einen dunklen BMW im Rückspiegel, er weist den Fahrer über Lautsprecher an, sich zurückfallen zu lassen, nichts geschieht, mit unvermindertem Tempo fährt der BMW auf, Sroot wiederholt die Anweisung, jetzt noch mal auf Arabisch, wieder nichts, nun versuchen die Männer auf der Ladefläche, dem Wagen Signale zu geben, er solle aus der Formation des Konvois verschwinden, es wird still, alle beobachten, wie der BMW reagiert, nichts, allmählich male ich mir aus, wie es mir gefiele, wenn der Wagen neben meinem Fenster auftauchte, Sroot staucht die Männer auf der Ladefläche zusammen, der Wagen solle verschwinden, und auf einmal zückt Sroot seine Glock und öffnet bei voller Fahrt die Beifahrertür, er lehnt sich gegen die Fahrtrichtung mit dem Rücken in die geöffnete Tür, streckt sich heraus und zielt auf den BMW.

Ein Albtraum. Was, wenn der Fahrer des Wagens hinter uns jetzt erschossen wird? Einfach so. Weil er nicht genug Abstand hält. Weil wir es nicht verhindert haben. Ich vergeude Zeit mit Denken, »gedankenreiche Tatenarmut«, Hölderlin,

während Sebastian immerhin die Kamera hochreißt und Sroot aus der Wagentür hängt, die Glock im Fahrtwind. Wir starren auf den BMW, der vor Schreck kurz schlingert und dann zurückfällt, Sroot zieht seinen Oberkörper wieder in den Wagen, stumm und ruhig, und steckt die Waffe zurück.

Es ist vorbei.

Es ist niemand getötet worden.

Vielleicht hatte Sroot das auch nie vor, er wirkt so besonnen. Aber gewiss hätte ich es auch nicht verhindern können. Vielleicht, wenn der Wagen wirklich auf meine Fensterhöhe gefahren wäre, hätte ich es nicht einmal verhindern wollen.

Wer sich auf solchen Reisen lediglich als Beobachter versteht, verdrängt die Möglichkeit, die sich in diesen Gegenden bietet: mitschuldig zu werden am Tod eines Menschen.

Im Lateinischen gibt es zwei Wörter für einen Zeugen. Testis bezeichnet den Zeugen vor Gericht, einen unbeteiligten Dritten, der aus der Entfernung ein Geschehen beobachtet hat und davon zu berichten weiß. Aus diesem Begriff leitet sich die moderne Vorstellung von einem Journalisten ab: Unsere professionellen und ethischen Erwartungen an uns selbst speisen sich aus diesem Rollenverständnis. Eine distanzierte Beobachterperspektive brauche es, so wird gelehrt, um eine möglichst objektive Beschreibung der Wirklichkeit abgeben zu können, unbeteiligt und vom Rande des Geschehens aus, das seien die Bedingungen guter Berichterstattung. Wer beteiligt ist und distanzlos, gerät in den Verdacht bloßer Parteinahme und Propaganda.

Aus diesem Grund entfernen wir das Subjekt aus dem Text, machen uns selbst unsichtbar, als gäbe es keinen Beobachter, nur die Wirklichkeit, wie sie im Text aufscheint, aus diesem Grund entfernen wir die Bedingungen des eigenen Reisens, die Übersetzer, die uns begleiten und uns ihre Welt sprachlich erschließen und denen wir vertrauen, dass sie die Sanftheit oder die Rage so übersetzen, wie wir sie ausdrücken, die Fahrer, die uns tagein, tagaus kutschieren, die wach bleiben, auch nachts, wenn wir schon erschöpft zusammensacken, wir entfernen unseren Ekel vor den verdreckten, stinkenden Stehklos, die eigenen Schwächen, wir entfernen die Wut über die Willkür an Checkpoints, wir entfernen die Freundschaften, die entstehen, auf allen Seiten, die

Liter gezuckerten Tee, die es braucht, bis das Vertrauen hergestellt ist und die eigentliche Frage gestellt werden kann, wie entfremdet wir sind zwischendurch oder verletzt, und vor allem entfremdet wir die Scham, die einsetzt bei der Rückkehr, die Scham, jemandem nicht geholfen zu haben, wo wir es vielleicht gekonnt hätten, jemanden zurückgelassen zu haben, der niemanden hat, die Scham schließlich, abgereist zu sein, um zurückzukehren in das Leben hier, als sei nichts gewesen.

All das taucht nicht auf, denn als Zeuge im Sinne des testis sollen wir ein unbeteiligter und distanzierter Beobachter sein.

Aber in einem Krieg wie dem im Irak, den wir in der Stadt Kirkuk erlebt haben, einem Krieg, der offiziell für beendet erklärt wurde, einem Krieg, der sich überlebt hat, aber auflebt und geschürt wird, in einem Krieg, der keine Front mehr kennt, sondern nur noch Explosionen, keine Armeen, in einem solchen Krieg gibt es keinen Rand des Geschehens mehr. Das ist anders als in den Gefechten des Irakkriegs 2003, zwischen den amerikanischen Soldaten und den kurdischen Peschmerga auf der eine Seite und der irakischen Armee auf der anderen, mit einem Frontverlauf, mit Beobachtungsposten, mit umkämpften und nicht umkämpften Gegenden. Im heutigen Zustand des Iraks, der von Terror heimgesucht wird, gibt es keinen Ort mehr, der nicht bedroht wäre, keinen Zeitpunkt, an dem nicht eine Bombe explodieren und alles im Umkreis von 200 Metern zerfetzen könnte, keine Gegenden, die ein Außerhalb der Gewalt kennzeichneten, es gibt niemanden, der unbeteiligt wäre in so einem Krieg, weil diese Täter sich willkürlich ihre Opfer suchen, weil diese Art des Terrors keine Unterschiede kennt, keine ethnischen und keine religiösen, weil sie potenziell alles und jeden treffen soll: Männer oder Frauen, Schiiten oder Turkmenen, Kurden oder Sunniten, Assyrer oder Jesiden – oder eben uns.

Wie distanziert kann man da sein? Wenn eine Gegend niemanden unbeteiligt lässt, die eigene Intuition und Gewissheit dauernd untergraben wird, wie wahrhaftig ist dann eine Beschreibung, die nüchtern daherkommt und so tut, als gäbe es diese Dissonanzen nicht?

Wenn das eine der Wirkungen von Kriegen ist, dass sie das Vertrauen in die eigene Urteilskraft sabotieren, wie bildet man dann Krieg angemessen ab?

Vielleicht indem die Verunsicherung und Verstörung, die Wut und die Verzagtheit mit beschrieben werden. Vielleicht ist eine transparente, reflektierte Subjektivität dann doch eine objektivere Darstellung der irritierenden Wirklichkeit des Krieges.

Unsere Patrouille ist ein ethnisch bunt zusammengewürfelter Haufen: Kurden, Turkmenen, Araber, in der Mittagspause spazieren sie mit uns über die Ruinen der abgeriegelten Zitadelle von Kirkuk, verfallene christliche Kirchen bilden hier mit brüchigen Moscheen eine grandiose Kulisse, im Hintergrund steigen meterhoch die Flammen von dem Gas auf, das bei der Ölgewinnung entsteht und das sie hier abfackeln, eine unwirkliche Szenerie, ein Spaziergang inmitten der angeblich so verfeindeten irakischen Ethnien, sie bilden eine Einheit, und sie sind keine Ausnahme. Von den 3700 Polizisten des Distrikts von Kirkuk sind 47 Prozent arabische, 26 Prozent kurdische, 26 Prozent turkmenische und 1 Prozent christliche Iraker. Und sie machen Witze über die Versuche jeder Minderheit, diese Stadt für sich zu beanspruchen, über die Widersprüchlichkeit der Amerikaner, erst einen Krieg zu führen, weil Saddam Hussein solche Verbrechen an den Kurden begangen hat, um sie dann nicht nach Kirkuk zurückzulassen, nur weil die Ölfelder um Kirkuk liegen, über die internationale Wahrnehmung des Iraks als eines zersplitterten Landes, sie reden, als gäbe es religiöse oder ethnische Unterschiede nur in den Vorstellungen der Regierungen in Teheran, Damaskus, Ankara und Washington, aber doch nicht bei ihnen, den Irakern in Kirkuk, sie reden, als wüssten sie, dass Gleichwertigkeit keine Gleichartigkeit voraussetzt.

Vielleicht haben sie das immer schon gewusst. Vielleicht haben sie das erst durch diesen Terror gelernt, der sie gleich wertlos machen will.

»Kirkuk ist ein kleiner Irak«, sagt Captain Saleh Nooa von der Bombenentschärfungs-Einheit (Explosive Ordnance Disposal, EOD genannt) in Kirkuk, er sitzt hinter seinem Schreibtisch in einem winzigen Büro, in das auch ein Feldbett mit einer dünnen Wolledecke gequetscht ist, und schaut abwechselnd auf den

Fernseher, in dem passenderweise Stirb langsam, Teil 4 läuft, und auf die Plastiktüten direkt vor ihm, in denen Schaltteile und Kabel von den jüngsten Bombenfunden lagern. 72 Sprengstoffexperten arbeiten für Nooa, in drei Schichten, rund um die Uhr. »Dies ist ein Krieg der Explosionen, da sind keine Armeen mehr«, sagt Nooa. »Kirkuk ist das Ziel all derer, die den Irak destabilisieren wollen, weil Kirkuk alle Minderheiten vereint.« Wenn es stimmt, was Nooa sagt, dann ist die ethnische Vielfalt nicht der Grund für die Gewalt im Irak, sondern die Gewalt hat die ethnische Vielfalt zum Ziel. Das wäre das Gegenteil von dem, was gern behauptet wird: Der Irak zerfalle wegen seiner ethnischen Vielfalt. Aber das ist lediglich das, was Terroristen uns glauben machen wollen. »Es sind verschiedene Netzwerke aus Al-Qaida-Mitgliedern, ehemaligen Baath-Partei-Extremisten und eingeschleusten Kämpfern aus Syrien und dem Jemen, sie wollen einen demokratischen Irak verhindern.«

Internationale Beobachter diskutieren den Abzug der Amerikaner, sie erörtern den Wiederaufbau des Iraks, das sogenannte Nation-Building, die Stabilität des demokratischen Staats, sie konzentrieren sich auf Afghanistan – als sei der Krieg im Irak vorbei. Aber im Irak sterben Menschen nach wie vor einen gewaltsamen Tod. Im Irak wütet der Terror, jeden Tag. Nicht die ethnische Vielfalt zerstört dieses Land, sondern der Terror, der gegen die Vielfalt anmordet, ob die Täter aus dem Irak stammen oder aus benachbarten Ländern, ob sie in diesem Krieg etwas verloren haben oder etwas zu gewinnen glauben, ob sie sich gegen die amerikanische Präsenz im Irak richten oder gegen die eigene multiethnische Regierung. Es ist noch nicht vorbei. Vielleicht sterben nicht mehr so viele amerikanische Soldaten, aber es sterben irakische Zivilisten, Kurden und Sunniten, Turkmenen und Schiiten.

Eine halbe Stunde nachdem wir die EOD-Einheit verlassen haben, ruft Nooa an. »Es gibt einen Alarm an einer befahrenen Kreuzung – wollen Sie mit?«

Der Gegenstand könnte ein Benzinkanister sein oder ein fest geschnürtes Paket, es könnte eigentlich alles sein, aus dieser Entfernung, auch mit dem Fernglas, ist nichts zu erkennen. Wie verheerend die Wirkung von Bomben dieser Größe sein kann, lässt sich an dem Radius von 400 Metern erkennen, in dem Nooa alle umliegenden Zufahrten evakuieren lässt. Nur ein einziger Wagen bleibt im Innern dieser Zone – in

dem sitzen wir. Es ist ein gepanzertes Spezialfahrzeug für solche Einsätze, es knirscht, wenn der schwere Wagen sich langsam bewegt. Nooa will ihn in Stellung zu dem Objekt bringen. Er holt sein Gewehr hervor, und erst jetzt wird klar, was er plant: Nooa will mit einem gezielten Fernschuss die Sprengladung auslösen und die Bombe hochjagen. Brillant. »Entschärfung« hatte ich mir anders vorgestellt.

Nooa öffnet die Beifahrertür und legt das Gewehr in den Winkel. Während er zielt, wandert mein Blick über die Armaturen des Wagens, »hearing protection required« steht überall auf roten Warnschildern, na großartig, meine Augen sind ohnehin schon schlecht, aber meine Ohren... Sebastian hat sowieso keine Hände frei, um sich seine Ohren zuzuhalten, aber ich finde, der braucht Ohren auch nicht so nötig wie ich, Nooa feuert ... nichts, er legt erneut an, wartet, in die Stille hinein lässt sich jede Druckwelle imaginieren, ich frage mich, wie sie das machen, dieses kalkulierte Unwissen, wie sie das aushalten, diesen Moment, direkt bevor es knallt, wenn es denn knallt, nicht einmal das lässt sich ja vorhersagen, diese Erwartung einer Explosion, er schießt ... nichts, die Patronenhülsen sammeln sich neben der Tür, er zielt, den Kopf über das Gewehr gebeugt, ruhig, und drückt ab ... wieder nichts, ein ganzes Magazin verschießt Nooa, ohne dass auch nur irgendein Geräusch hierherdringen würde, soll ich mal versuchen?, ich schlucke den Gedanken runter, Sroot schaut durchs Fernglas und murmelt etwas zu Nooa, Vahal übersetzt leise, er hat getroffen, Nooa dreht sich um, während er nachlädt. »Ich habe auch schon 18 Mal auf ein Objekt geschossen, immer getroffen, aber nichts ist passiert. Und dann beim 19. Schuss ging die Bombe hoch.«

Zwei ganze Magazine feuert Nooa auf den Gegenstand, dann gibt er auf. Er wendet den Wagen, öffnet die Heckklappe und setzt sich vor das Schaltpult von Remotec Andros II, einem Roboter, der langsam auf zwei Schienen aus dem Wagen rollt und dann über den Asphalt fährt. Minutenlang verfolgen wir auf dem winzigen Schwarz-Weiß-Bildschirm an der Schaltkonsole, wie die Kamera die Perspektive des Roboters einfängt. »Hat der auch einen Namen?«, lasse ich Vahal fragen, »Bruder Mohammed«, irgendwie beruhigend, doch kaum hat das Ding einen Namen, frage ich mich, was eigentlich mit »Bruder Mohammed« passiert, wenn die Bombe hochgeht, »Dann brauchen wir einen neuen« ... Der Roboter rollt dem bedrohlichen Paket

entgegen, und Nooa betrachtet die Bilder, die er ihm sendet, dann steuert er den Greifarm, und mit unendlicher Geduld beginnt er, das Paket zu drehen, zu wenden, anzuheben, er sucht einen Zipfel an der Hülle, die erst jetzt richtig zu erkennen ist, hebt es an und schüttelt, er setzt es ab, Minute um Minute vergeht, in denen Nooa Zentimeter um Zentimeter abtastet, nach und nach pellt er das Paket aus seiner Hülle, ein Karton kommt zum Vorschein, es scheint unwahrscheinlich, dass eine Bombe darinsteckt, aber Wahrscheinlichkeit reicht als Kategorie nicht aus.

Es dauert eine Stunde, schätzungsweise, bis das Paket geöffnet und als harmlos erkannt ist, eine Stunde, die eine Lektion in Demut erteilt und eine Ahnung vermittelt, dass nicht nur die Anschläge, bei denen Opfer zu beklagen sind, zählen, sondern auch alle vereitelten Anschläge, alle Absperrungen, die das normale Leben lähmen, jeder Alarm, der Angst auslöst, der Erinnerungen an zerstückelte Körper weckt, der normale Objekte auf einmal gefährlich erscheinen lässt, der alles Vertrauen in die gewohnte Umgebung untergräbt: Das ist es, was Terror bedeutet.

Zeugenschaft, übrigens, gibt es auch noch in einem anderen Sinn, das lateinische *superstes* bezeichnet ebenfalls einen Zeugen, einen, der ein Ereignis durchlebt hat, der eine Erfahrung gemacht hat, die er beschreibt, die ihn betroffen und die er überstanden hat (*superstite*).

Diesem Zeugen wird keine unabhängige Autorität zugeschrieben – aber er kann ein Ereignis in aller Genauigkeit beschreiben. Das ist nicht unbeteiligt, aber es gibt auch nicht mehr vor, distanziert und sicher aus einer unberührten Wirklichkeit heraus zu schreiben, nicht zuletzt, weil es diese unberührte Wirklichkeit in solchen Gegenden nicht gibt.

Deswegen fahren wir Journalisten meistens auch gar nicht hin, weil es uns zu gefährlich ist oder zu mühsam, und so erfahren wir Leser (und Journalisten sind ja zunächst auch nur die Leser der Texte anderer Journalisten) nichts davon. Diese Landschaften werden zu blinden Flecken auf unseren politischen Landkarten, wir wissen, es herrscht Gewalt, das reicht uns schon, aber wie sie sich auswirkt auf die Menschen, die dort leben, das wissen wir als Leser oder Zuschauer nicht, wir tun so, als reichte es, zu wissen, wie viele Tote es beim letzten Bombenschlag in Bagdad gab,

aber was das bedeutet, wie die Menschen arbeiten, die versuchen, die Bomben zu entschärfen, das schauen wir uns allerhöchstens im Kino an und denken, das sei Fiktion, schon allein, damit es erträglicher ist.

Als der Junge den Raum betritt, erstarren Vahal und ich. Wir hatten um einen Besuch im Gefängnis gebeten, weil uns die langen Schlangen von Frauen am Polizeihauptquartier aufgefallen waren, die Häftlinge besuchen wollten. Wir hatten gefragt, ob es möglich sei, ohne Bewacher mit einem Terrorverdächtigen zu sprechen, der hier in Untersuchungshaft sitzt. Der Gefängnisdirektor ist eher besorgt, ob mich ein Terrorist angreifen könnte, als dass ein Häftling sich über Misshandlungen beklagen könnte. Wir einigen uns darauf, dass Wachen vor der Tür stehen bleiben und ich im Notfall nach Hilfe schreien könnte. Fotos, sagt der Direktor, dürften nicht gemacht werden, das widerspräche den Menschenrechten.

Nacht für Nacht sehe ich diese Szene seither wieder: wie Samir Afif Ammar in den Raum geführt wird und wie er uns nicht einmal anzuschauen wagt, wie er kaum gehen kann, seine Füße nur kraftlos vor sich herschiebt, schlurfend, er ist 19, so groß wie ich, 1,75 Meter, und wiegt höchstens noch 55 Kilogramm, sein Kopf ist kahl geschoren, auf der rechten Hälfte zieht sich eine riesige Narbe in der Form eines Halbmonds durch die schwarzen Stoppeln, er trägt eine braune Hose und ein braunes T-Shirt, als der Beamte ihm den Stuhl anweist, gehorcht Samir, obgleich zu erkennen ist, dass er sich kaum setzen kann. Als wir allein sind, schlägt Vahal Samir vor, sich doch auf das Feldbett im Raum zu setzen, mit der Woldecke obendrauf, das ist ein weicherer Untergrund für jemanden, der vermutlich gequält wurde, indem er sich nackt auf eine Flasche setzen musste, bis sie bricht.

Und dann beginnt Samir seine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die ich nicht überprüfen kann und die so unwahrscheinlich klingt, dass jeder sie für eine Lüge halten muss, der sie nur hört und diesen Jungen nicht gesehen hat. Samir erzählt, dass er aus Syrien stammt, aus einem kleinen Ort nahe der irakischen Grenze, er habe einen Schulabschluss und habe auch einen Computerkurs besucht, als ihn eines Tages, vor neun Monaten, ein gewisser »Abu Omar« in einem Kaffeehaus angesprochen habe: Er könne ihm Arbeit vermitteln, auf den Ölfeldern im Irak, er werde ein gutes Gehalt

bekommen. Abu Omar schmuggelt Samir über die Grenze, genau zwei Wochen verbringt Samir im Irak. »Und dann kann ich mich nicht mehr erinnern«, sagt Samir, »das Nächste, was ich weiß, ist, dass ich mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch verhaftet werde und dass Polizisten auf mich einschlagen.«

Das soll die Geschichte sein? Er erinnert sich einfach nicht mehr? Er sieht unseren Unglauben. Samir fährt fort: »Ich kann einfach nichts anderes erzählen, das ist alles, woran ich mich erinnere, und das habe ich auch bei allen Verhören gesagt.« Wenn Samir spricht, bewegt er nur die linke Hand, die andere liegt schlaff auf seinem Bein. »Ich kann die rechte Seite nicht kontrollieren«, erklärt Samir, zehn Tage habe er im Krankenhaus gelegen, er streicht mit seiner linken Hand über die Narbe am Kopf, einmal aus dem Krankenhaus entlassen, begannen die Verhöre, durch Männer in ziviler Kleidung, vielleicht Araber, vielleicht Kurden, die Arabisch sprachen, erzählt Samir, er schaut immer nur geradeaus, nur wenn Vahal ihn anspricht, wendet er den Kopf. »Warum sollte ich das tun? Ich lehne Selbstmordattentate ab. Wenn Menschen sich umbringen wollen, sollen sie das tun. Aber doch nicht andere töten dabei.«

Er spricht leise, als müsse er seine Kräfte schonen, nie anklagend, nie eindringlich, als habe er den Glauben verloren, dass jemand wirklich zuhören könnte oder gar glauben, was er zu sagen hat. »Sie haben mich geschlagen«, sagt Samir, »immer wieder, mit Stöcken, Kabeln, sie haben mich mit Elektroschocks gefoltert«, er zieht mit der linken Hand die Hosenbeine hoch und zeigt die Narben auf seiner Haut, ich frage, ob ich mich ihm nähern darf, er zuckt kurz, vielleicht vor Angst, dass ich ihn verletzen könnte, vielleicht vor Schreck, dass sich jemand für ihn interessieren könnte. Ob auch Amerikaner ihn verhört hätten? »Ja«, sagt Samir, »aber sie haben mich nie angerührt.« Ob die Misshandlungen andauerten? Nein, ihm würden nur noch Bilder vorgelegt, und er solle sagen, ob er Menschen darauf kenne. Ob es die Polizisten hier im Hauptquartier gewesen seien? Nein, die Verhöre hätten an einem anderen Ort durch andere Männer in Zivil stattgefunden. Es sind diese Differenzierungen, diese Vorsicht, keine falschen Anschuldigungen zu machen, die meine Zweifel an seiner Geschichte unterwandern.

Würde ein überzeugter Terrorist, ein Selbstmordattentäter im Gefängnis, einer, der in flagranti verhaftet wurde, mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch, einer, der nichts mehr zu verlieren hat, weil schon alles verloren ist, sich noch um Genauigkeit bemühen? Wie das Gerät aussah, mit dem er die Elektroschocks bekommen hat? Samir formt mit seiner linken Hand einen kleinen Kasten. »Es war schwarz«, sagt Samir, »und die Folterer nannten das Gerät the American.«

Ich schaue auf diesen blassen Jungen und frage mich, was vom Krieg geblieben ist. Eine Wortschöpfung? »Amerikaner« als Synonym für ein Folterinstrument?

Vielleicht ist seine Erinnerungslücke erfunden, vielleicht wollte er Hunderte Menschen in die Luft sprengen, vielleicht ist seine Amnesie echt und Folge eines Schädeltraumas, das er bei seiner Verhaftung erlitten hat, vielleicht ist er unter Drogen gesetzt worden, wie so viele, die auf Selbstmordkommandos geschickt werden. Vielleicht. All das ist ungewiss. Gewiss ist, dass dieser Junge kaum gehen kann, dass er seit achteinhalb Monaten im Untersuchungsgefängnis sitzt, ohne Anwalt, ohne Gutachten, das beurteilen könnte, ob seine Geschichte möglicherweise stimmt. Gewiss ist, dass diejenigen, die Demokratie und Menschenrechte gegen Terroristen verteidigen wollen, sie selbst nicht achten. Gewiss ist, dass niemand sich um diesen Jungen scheren wird, weil niemand weiß, dass er da sitzt, weil er nur ein einzelner junger Syrer ist, weil das Unrecht, das ihm angetan wurde, den meisten nichtig erscheint in so einem wüsten Krieg, weil niemand sich für jemanden einsetzen will, der einen Sprengstoffgürtel trug, und schließlich, weil er selbst sich nicht zu verteidigen weiß, außer mit dem einen Satz: »Ich kann mich nicht erinnern.«

Seit zehn Jahren reisen wir zusammen, der Fotograf Sebastian Bolesch und ich, seit zehn Jahren reden wir miteinander über die Landschaften aus Tod und Zerstörung, in die wir fahren, und über die Menschen, denen wir begegnen. Seit zehn Jahren reisen wir zusammen, aber noch nie waren wir so zerschlagen wie nach dieser Reise, noch nie bin ich jeden Morgen aufgewacht danach, schweißnass, wie ein gehetztes Tier, und noch nie schien das Schreiben über den Krieg so entsetzlich unzulänglich. Noch nie schienen mir die Belange meiner Freunde so fremd, ihre Sorgen so narzisstisch, noch nie war ich so empfindlich, noch nie so grob im Ablehnen allerlei herzlich gemeinter

Einladungen. Ob wir fasziniert seien von Gewalt, werden wir gefragt, wenn wir wieder hier sind, und warum wir das machten, als müssten wir uns schämen dafür und nicht die, die so fragen.

Ich habe Samir Afif Ammar da sitzen gelassen, in seiner Zelle mit 40 anderen Häftlingen. Da wird er bleiben, ohne Besuch und ohne Anwalt, ich habe ihm nicht geholfen, ich bin nicht zum Polizeipräsidenten gegangen, um mich über die Folterungen zu beklagen, aus Angst, er würde dann erst recht misshandelt werden. Ich habe ihn nicht nach der Telefonnummer seiner Mutter gefragt, um ihr zumindest Bescheid zu geben, dass ihr Sohn noch lebt, aus Feigheit, ich würde dann nicht mehr distanziert und unbeteiligt sein. Das Schlimmste ist: Ich habe ihm nicht einmal gesagt, was ich denke, dass ich ihm glaube und dass ich mich schäme dafür, wie er behandelt wird, ich bin einfach nur rausgegangen aus dem Raum mit der Wache davor, hilflos und stumm.

Zurück in Berlin, habe ich die Geschichte von Samir verschiedenen Anwälten und Menschenrechtlern gemeldet, sie haben sie aufgenommen mit Entsetzen, aber hinfahren nach Kirkuk? Das können sie nicht. Das ist zu gefährlich.

Nein, ich bin nicht fasziniert von Gewalt. Aber sie geschieht. In unserer Welt, jeden Tag. Und wir sind beteiligt daran.

Alle.

Der lange Abschied

Erst macht man sich noch lustig: Das Alter, da wird man vergesslich. Doch irgendwann wird die Krankheit zur vielleicht letzten großen Bewährungsprobe einer Beziehung. Der Welt-Alzheimer-Tag am 21. September soll öffentliche Aufmerksamkeit auf ein Problem lenken, das für viele Paare oft jahrelang der beschwerliche Alltag ist.

Von Thorsten Fuchs, Hannoversche Allgemeine Zeitung, 18.09.2010

Wo ist er denn nur hin, ihr Mann? Er kann doch nicht einfach verschwunden sein. Schließlich sind sie verheiratet, seit 36 Jahren, und da steht er doch vor ihr. Die Haare weiß, die Augen wässrig, der Rücken leicht gebeugt, älter ist er geworden, natürlich, aber das ist er, das ist Heinrich, aber ja. Doch wie passt das zusammen damit, dass er so oft jemand anders zu sein scheint? Dass von dem Mann, den sie liebte, so wenig geblieben ist?

Das ist das Rätsel, vor dem Renate Hogreve steht. Das Rätsel, auf das sie keine Antwort weiß.

Ein Morgen im August, Renate Hogreve knöpft das Hemd ihres Mannes zu, zieht seine Hose hoch, schließt den Gürtel. Er steht unsicher, traut seinen wackligen Beinen nicht, seine Hände greifen nach ihren Oberarmen. Sie zieht ihn an, wie jeden Morgen.

Dann durchbricht etwas das Ritual. Er beginnt sie zu streicheln, sanft fahren seine Finger über ihre Haut, eine Geste aus einer anderen Zeit. Sie schaut aus den Augenwinkeln auf seine Hände, will ihn ermutigen, sagt: „Ach, nimm mich doch mal wieder in die Arme!“

Da hält er inne, schaut sie an, sehr ernst. „Ach, du verrückte Frau“, sagt er, und zieht seine Arme zurück. Für einen Moment war der Mann, den sie liebte, wieder da. Nur um dann gleich wieder zu verschwinden.

Es sind die Ärzte, die eine Antwort auf das Rätsel wissen. Alzheimer nennen sie die Krankheit, an der Heinrich Hogueve leidet. Mehr als 1,2 Millionen Demenzkranke gibt es in Deutschland. Mehr als die Hälfte von ihnen wird von Angehörigen gepflegt. Wie oft es die Partner sind, die sich um die Kranken kümmern, darüber gibt es keine Statistik. Fest steht nur, dass es auch ihr Leben massiv verändert. Dass wenig bleibt, wie es früher war. Bei Michaela El-Salamony und ihrem Mann Sayed ist das so, dem früheren Olympiaturner, bei Georg Hamann und seiner Frau Edith, die sich schon als Kinder kannten und von denen diese Geschichte auch noch handeln wird, und natürlich bei Renate und Heinrich Hogueve, dem Bauern.

Es begann, als der Pferdestall abbrannte. Als sei da etwas in seinem Kopf passiert, sagt Renate Hogueve. Acht Jahre ist das her. Danach wurde es schlimmer. Er kam vom Feld und hatte Dinge vergessen. Seine Tasche, einen Anhänger, ach, wo war das, sagte er und konnte sich nicht erinnern. Seit 40 Jahren hatte er Trompete im Musikzug der Feuerwehr gespielt, immer war er dabei, von Jugend an, aber nun konnte er auf einmal die Noten nicht mehr lesen. Die Linien verrutschen mir, sagte er und hörte auf. Er fiel beim Fahrradfahren um, einfach so. Er vergaß immer mehr, das, was man ihm vor fünf Minuten gesagt hatte und das, was er selbst vor fünf Minuten gesagt hatte. Sein Gang wurde unsicher. Am liebsten wollte er ständig liegen, immer nur liegen.

Irgendwann fällten die Ärzte ihr Urteil: Demenz. Ein unumkehrbarer Abbau seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Das heißt: Es wird immer schlimmer, nie besser. Hat er verstanden, was ihm bevorsteht? Hatte er ein Bewusstsein für das, was mit ihm geschieht? Er habe nie darüber geredet, sagt seine Frau. Es gab nur diese Momente.

Einmal sitzt er am Tisch, er soll die Tabletten nehmen, die vor ihm liegen. „So viele Pillen“, sagt er auf einmal. „Warum helfen die denn alle nicht?“ Dann schaut er wieder aus dem Fenster.

Seit 160 Jahren lebt Heinrich Hogueves Familie auf dem Hof zwischen Hannover und Celle, dem Immenhof. Renate zieht zu ihm aufs Land, sie bekommen zwei Söhne, und gemeinsam regeln sie den Wandel. Machen aus dem Bienenhof eine

Landwirtschaft mit 20 Zuchtsauen, Kühen und Pferden. Und als dieser Hof überrollt wird von der Konkurrenz der immer größeren Höfe, steigen sie wieder um. Machen aus dem alten Kuhstall Wohnungen, werden zu Pionieren des „Urlaubs auf dem Land“, und eröffnen ein Hofcafé. Den Kuchen backt Renate Hogreve selbst. Wo früher die große Küche war, lagern nun Kleider. Der Umbau ist noch im Gang. Das Bad ist schon hinter dem Schlafzimmer, sodass er es leicht erreichen kann. Es ist der nächste, der letzte große Umbruch. Der, den sie allein bewältigen muss, obwohl er bei ihr ist.

Manchmal durchsucht Renate Hogreve ihr gemeinsames Leben nach Spuren. Nach Zeichen, die auf all dies hindeuteten. Die Müdigkeit, die ihn auch früher manchmal befiel und die seinen Kopf unversehens auf die Tischkante sinken ließ, um zu schlafen. Oder die Schrofheiten, die es auch früher mal gab. Die Alzheimer-Krankheit kann auch schon in jüngeren Jahren auftreten, wenn auch selten. Bei den 45- bis 65-Jährigen sind 0,1 Prozent von Demenz betroffen. Aber damals fanden die Ärzte bei Heinrich Hogreve nichts. Überarbeitung, sagten sie nur. Heute ist er 77. Da ist Demenz nichts so Seltenes mehr. Von den 80- bis 84-Jährigen zeigen 13 Prozent die Symptome.

Es gibt Momente, in denen kann sie mit ihrem Mann lachen. Einmal im Sommer zum Beispiel gehen sie spazieren, und er besteht darauf, im Maisfeld auszutreten. Sie lässt ihn, nimmt es als gutes Zeichen, dass er Eigenständigkeit anmeldet. Aber dann stürzt er, fällt mit dem Kopf in den weichen Boden, und als er wieder steht, ist sein Kopf schwarz von der Erde. „Wie ist denn das nun wieder passiert?“, fragt er prustend, und die anderen Spaziergänger schauen die Lachenden an.

Aber da sind auch die anderen Momente. Die, in denen nichts von der Fröhlichkeit bleibt. Es ist Montagnachmittag, der Wagen des Pflegedienstes hält vor dem Hof, er bringt Heinrich Hogreve zurück. Zwei Tage in der Woche ist er bei der Tagespflege, das macht zwei Tage Auszeit für Renate Hogreve. Ihr Mann ist in die Pflegestufe drei eingruppiert, das heißt: Er braucht mehr als fünf Stunden Pflege am Tag. So besagen es die Kriterien der Kassen, aber was bedeutet das schon? „Mein Mann braucht rund um die Uhr Hilfe“, sagt sie.

An den zwei Tagen tut sie das, wozu sie sonst nicht mehr kommt. Freundinnen treffen, rausgehen und neuerdings Halsketten basteln. Das Café, die Pension, all das hat sie aufgegeben, jetzt bastelt sie Schmuck, Halsketten, aus edlen Steinen in hellem Blau, glänzendem Dunkelrot oder tiefem Grün, schöne Dinge in einem nicht immer schönen Alltag. Sie hat ihren Mann ins Wohnzimmer geführt, in kleinen, unsicheren Schritten ist er an ihrer Seite gegangen. Jetzt liegt er auf der Couch, und gegen die Kälte hat er eine Wärmflasche. Ihm ist fast immer kalt, auch im Sommer.

Renate Hogreve erzählt von kleinen Erfolgen. Davon, dass sie ihre Ketten in einem Kloster ausstellt, und davon, dass sie sie im Oktober auf einem Markt verkaufen darf. „Ich werde einen eigenen Stand haben“, sagt sie stolz. Heinrich Hogreve liegt auf der Seite, den Blick aus dem Fenster gerichtet, scheinbar abwesend. Plötzlich sagt er: „Warum machst du das immer, für die anderen Leute, verrücktes Weib?“

Jetzt schweigt Renate Hogreve.

Es ist die Krankheit, sagen Wissenschaftler. Aggressionen, Brutalität, alles das kann Alzheimer bei Menschen zum Vorschein bringen, selbst wenn ihnen all das zuvor fremd war. Psychologen vermuten, dass die Wut eine Folge der Angst ist, der Hilflosigkeit. Bewiesen ist nichts. Es gibt nur wenige Nachrichten aus dieser Innenwelt eines Kranken. „Meine Gedanken sind verworren, entbehren jeglicher Ordnung. Ich spüre eine Wut, einen Zorn in meinem Kopf. Sie ist nicht zielgerichtet, hat keinen genauen Gegenstand. Diese Wut richtet sich weithin gegen mich selbst.“ So hat es jemand beim Beginn der Krankheit beschrieben, ein amerikanischer Ingenieur namens Larry Rose. Diese Wut kennen viele Partner von Alzheimer-Kranken. Nur dass sie sich nicht immer nur gegen die eigene Person richtet.

„Es ist, als würde jemand einen Schalter umlegen“, sagt Renate Hogreve, „und auf einmal ist da eine andere Person.“

Wenn Sayed El-Salamony auf der Straße steht und jemand kommt vorbei, dann klatscht er in die Hände. Ist er mit seiner Frau im Supermarkt, fragt er fremde Menschen: „Wie heißt du?“ Und wenn Besuch kommt, steht er im ersten Stock und klopft unruhig an die Scheibe, so lange, bis man hochsieht und zurückwinkt. Dann ist er zufrieden. Wie ein Kind, sagt Michaela El-Salamony.

Dabei war er doch immer der Ältere, der Reife, fast 20 Jahre liegen zwischen ihnen. Ende 30 war er, als sie sich bei der Arbeit kennenlernten, die Sekretärin aus Hannover und er, der Ingenieur, der ehemalige Olympiaturner aus Ägypten. Und jetzt ist alles anders.

Sayed El-Salamony hatte sich den Kopf gestoßen, zwei Jahre ist das her, nichts Gravierendes, so dachten sie zunächst. Dann fanden die Ärzte eine Hirnblutung. Dreimal operierten sie ihn. Danach war er nicht mehr derselbe. Diagnose: Demenz. Manchmal kann sie auch durch Verletzungen ausgelöst oder beschleunigt werden. Sayed El-Salamony geht im Wohnzimmer auf und ab. Kurze, ruckartige Schritte.

„Alles klar, Schatz?“, fragt er.

„Ja, alles klar, Sayed.“

„Ich geh mal ans Fenster, da vorne, ans Fenster.“

„Ist gut, Sayed.“

„Alles klar, Schatz?“

Es gibt wenig Stille bei Sayed El-Salamony und keinen Stillstand, beständig geht er im Erdgeschoss des Hauses in Hannover-Bothfeld auf und ab. Er vergisst, dass er die Frage eben schon gestellt hat, und manchmal erscheint ein ganzer Satz nur mehr wie ein Kommunikationsreflex. „Und wie heißt du, Uta?“, hat er neulich gefragt.

„Du sagst es ja selbst: Uta.“

„War ja nur Spaß. Nur Spaß“, sagt er dann.

Es ist das Kurzzeitgedächtnis, das bei einer Demenz am stärksten betroffen ist. Sie essen ein Stück Schokolade, und binnen Minuten wissen sie es nicht mehr. Aber was vor 30 Jahren war, das wissen die Patienten manchmal noch ganz genau. Wenn im Radio die alten Hits laufen, singt Sayed El-Salamony mit. „I just called to say I love you ...“ Und die alten Bilder, die kennt er auch noch.

Sayed El-Salamony als junger Mann, im Turnerdress, am Barren, in Schwarz-Weiß. Mit einem Arm stützt er sich auf einem der Holme ab, die Muskeln bis in alle

Fasern angespannt, den anderen Arm hat er zur Seite gereckt, die Beine in die Höhe, über ihm nur der Himmel.

„Sie haben am Barren geturnt?“

„Zum Beispiel.“

„Noch mehr? An weiteren Geräten?“

„Das mit der einen Stange, wie heißt das?“

„Reck.“

„Ja, zum Beispiel, ja.“

Er hat tatsächlich am Reck geturnt, am Boden, an den Ringen, er war für Ägypten bei den Olympischen Spielen, 1952. Das weiß er noch. Nur der Name der Stadt sagt ihm nichts mehr. Helsinki.

Das Wohnzimmer ist voller Andenken. Mitbringsel von den gemeinsamen Reisen, Geschenke von Freunden aus der ganzen Welt. Kleine Figuren, Becher, eine Wasserpfeife, Bilder. Sie sind viel zusammen gereist. Indien, Australien, China, Burma, und natürlich alle zwei Jahre nach Ägypten, zu seiner Familie. Michaela El-Salamony war immer von der Ferne begeistert. Seit ihrer Jugend pflegt sie Briefkontakte nach Australien und Indien, „da haben sich richtige Freundschaften entwickelt“, sie schwärmt von ihrer Arbeit bei der Weltausstellung in Hannover. Jetzt ist sie froh, wenn sie mal mit einer Freundin in den Zoo kann, weil eine Hilfe ihren Mann kurz betreut. „Das ist für mich wie der Himmel auf Erden.“

Immerhin hat sie Zeit. Vor zwei Jahren hat die Firma, bei der sie gearbeitet hat, Pleite gemacht, ein Biotechnikunternehmen. „Der Mitarbeiter mir gegenüber hat an Alzheimer geforscht. Was für eine Ironie.“ Zuerst bekam Sayed keine Pflegestufe. Als der Medizinische Dienst kam, gab er den Charmeur von Welt, seine alte Paraderolle. Dann kamen die Gutachter erneut, nun ist er in die Stufe zwei eingruppiert. 420 Euro erhält sie im Monat für die Pflege. So geht es finanziell einigermaßen. Belastender ist etwas anderes. „Am schlimmsten“, sagt Michaela El-Salamony, „ist die Abhängigkeit.“

Es gibt viele Ratschläge, wie sich Angehörige gegenüber Demenzkranken verhalten sollen. „Vermeiden Sie Kritik. Bleiben Sie ruhig, und sprechen Sie sanft. Erkennen Sie seine Wünsche und seine subjektive Weltsicht an. Schaffen Sie Zeiten der Ruhe und Entspannung.“ Es sind hilfreiche Tipps - und zugleich hohe Ansprüche, die zu den vielen anderen Aufgaben dazukommen. Pflegende Partner stehen unter enormem Druck, sagen Experten. Sie geben ihre Hobbys auf, verlieren Freunde, werden selbst häufig krank und nehmen Medikamente.

Als Georg Hamann ins Krankenhaus kam, vermuteten die Ärzte zunächst einen Herzinfarkt. Dann stellten sie fest, dass es ein Kreislaufkollaps war. Die Ursache: Erschöpfung.

Es war kurz nach der goldenen Hochzeit, da entdeckten die Ärzte bei Edith Hamann die Demenz. Es begann nach einem Schlaganfall, noch im Krankenhaus. Sie schüttete pausenlos Süßstoff in ihren Kaffee. Wusste nicht mehr, warum sie im Krankenhaus war. Lächelte und wirkte zugleich, als habe sie sich von dieser Welt irgendwie entfernt. 50 Jahre lang hatte sie für ihren Mann gesorgt. Hatte den Haushalt erledigt, die Söhne großgezogen und ihrem Mann die Brote geschmiert, die er mit zur Arbeit nahm. Georg Hamann war Malermeister. Er wusste nicht mal, wie man Kartoffeln kocht. Jetzt, mit über 70, würde er es lernen müssen, das war ihm klar. Das und noch vieles mehr.

„Die Rollen“, sagt er, „haben sich völlig verkehrt.“

Georg Hamann ist einer der wenigen Männer, die ihre Frauen pflegen. Dabei erkranken mehr Frauen an Demenz als Männer. Nicht weil sie anfälliger wären, sondern weil sie länger leben. Aber meist sind die Männer dann schon tot. Oder sie trauen es sich nicht zu. Ich muss das schaffen, dachte sich Hamann.

Also begann er zu fragen. Wie macht man Gulasch? Wie sortiert man Wäsche? „Ich habe einfach alle angesprochen.“ Nachbarn, Freunde. Er wurde Hausmann, Pfleger, und dann gab es noch die Rolle, die ihm am schwersten fiel. Früher war es seine Frau, die die Entscheidungen traf. Die im Zweifel sagte, welches Sofa gekauft, wohin gereist und was gekocht wird. Georg Hamann war der Angepasste, schon als Kind.

Jetzt ist er ihr Betreuer. Er hat ein Schreiben vom Amtsgericht, da ist es so bestätigt. Er will alles richtig machen, in allen Rollen, man kann das sehen. In dem Wohnzimmer in dem kleinen Haus nahe dem Steinhuder Meer liegt nichts herum. „Ich räume immer alles gleich weg.“ Als könnte die kleine Unordnung ein Zeichen sein, dass er seine Rolle nicht ausfüllt. Für anderes bleibt keine Zeit. Über dem Sofa hängen Bilder, Aquarelle, Landschaften mit See. „Ach die ...“, sagt Günter Hamann. Ja, die sind von ihm. Aber die sind aus einer anderen Zeit. Gemalt hat er schon lange nicht mehr, seit Jahren nicht.

Er müsste sich nicht jeden Tag um sie kümmern, es gäbe Möglichkeiten. Sie ist in die Pflegestufe zwei eingruppiert, er könnte sie zur Tagespflege geben, jedenfalls mal für einen oder zwei Tage in der Woche. Aber dagegen wehrt er sich. Als wäre dies das Eingeständnis einer Niederlage. Die Überlastung, die Schwierigkeit, sich Pausen zuzugestehen - das ist das große Thema bei vielen Partnern, die Demenzkranke pflegen. Warum diese Vehemenz?

Da erzählt Georg Hamann von der Vergangenheit. Davon, wie sie als Kinder in einer Straße gewohnt haben, er in der Nummer 23, sie in Nummer 11. Davon, wie er erst mit ihrem Bruder befreundet war und dann begann sie auszuführen, ins Tanzcafé „Berolina“ sind sie immer gegangen. Er erzählt von der ersten gemeinsamen Wohnung, ein Stück einer alten Kegelbahn, die der Wirt mit ein paar Mauern unterbrochen hatte - sie waren ja froh, etwas zu haben. Dann bauten sie ihr Haus. „So etwas verbindet doch.“ Und dann erzählt er noch, wie er mit seiner Frau mal in einer Klinik war, bei einer Gruppe für Demenzkranke und ihre Angehörigen. Es roch nach Klinik und alten Menschen, überall standen Rollatoren herum, Rollstühle. Er ertrug den Anblick nicht. „Mir wurde übel, ich musste da sofort raus.“ Und seine Frau, nein, die will er da nicht hingeben.

Edith Hamann sitzt dabei, während ihr Mann redet. Lächelnd, ruhig, als spräche er nicht über sie. Manchmal wirft sie einen Satz ein. Zum Beispiel, als er von der Einsamkeit erzählt, von Bekannten, von denen sie schon lange nichts mehr gehört haben.

„Wir könnten doch mal wieder die hier aus der Straße einladen.“

„Du meinst Hans und Erika?“

„Genau, Hans und Erika.“

„Aber die sind doch längst tot.“

„Was, die sind tot?“

Für einen Moment scheint sie über sich selbst erschrocken, dann sitzt sie wieder lächelnd auf ihrem Stuhl. Man sieht ihr nicht an, dass sie krank ist, und über die Wunden am Kopf sind ja auch schon wieder Haare gewachsen, kurze weiße Haare.

Es war vor einigen Monaten, Georg Hamann war wegen des Zusammenbruchs im Krankenhaus, da war sie für einen Moment allein im Badezimmer. Das Feuerzeug hatte sie in der Küche gefunden, ein vergessenes Werbegeschenk. Den Sohn machte der verbrannte Geruch aufmerksam. Edith Hamanns Haare waren verschmort, ein Großteil der Kopfhaut versengt. Da lagen sie beide im Krankenhaus. Die Kinder sagten Georg Hamann zunächst nichts, um ihn zu schonen.

Er muss sich kümmern, das war seine Lehre. Er darf nicht krank sein.

Am Ende, nach dem Gespräch, steht Georg Hamann in der Tür. Ihm ist etwas aufgefallen, deshalb hält er inne. „Es ist komisch, ich sage noch immer ‚wir‘, wenn ich über mich und meine Frau spreche.“ Er macht eine kurze Pause. „Dabei weiß ich gar nicht, ob es dieses ‚wir‘ überhaupt noch gibt.“

Respekt

Väterchen Frost: Louis van Gaal war beim FC Bayern München schon so gut wie entlassen. Dann ging sein Konzept auf. Brachial steht der Holländer vor seinen Spielern, predigt Werte und Holz gegen die Medien. Zu Besuch bei einem Mann der Familie.

Alexander Gorkow und Holger Gertz, Süddeutsche Zeitung, 21.04.2010

Alles an ihm ist gewaltig. Der Kopf. Der Händedruck. Der Blick ist eine Frechheit. Er starrt einen an. Ruft er Daten im Gegenüber ab?

So schaut Louis van Gaal auch, wenn er sauer ist. Im Internet kann man sich diese Filmchen ansehen. Wie er ganz nah an arme Menschen - er würde sagen: an Ahnungslose - 'rangeht und sie zu Tode guckt: Linienrichter, Journalisten. Man sollte sich wappnen. Ein Anruf beim Sportreporter Marcel Reif, der diesem Blick live im Fernsehen standhalten muss. Was macht man, wenn van Gaal so guckt? Reif sagt: "Zurückgucken! Das ist keine Arroganz. Er ist halt das Gegenteil eines Schleimers. Er checkt den Respekt. Es ist ein Spiel, aber eines, das er wie fast alles im Leben sehr ernst nimmt. Wenn du ihm ausweichst, oder wenn du auf dicke Hose machst und blöd 'rumgrinst - zack, bist du erledigt."

So wird man in einem Büro am Trainingsgelände auf der Säbener Straße angestarrt. Man starrt zurück. Es ist ein Spaghetti-Western in Giesing.

Er sitzt in einem Sofa, T-Shirt mit seinen Initialen, Trainingshose, Adiletten. Er ist bei der Arbeit, sagt dieser Aufzug. Er unterbricht seine Arbeit für ein Interview. Keiner hat ihn gezwungen, aber alles an ihm sagt: Was soll das? In 24 Stunden geht es gegen Hannover, den Verein, der Schalke besiegte, und danach - im ersten Championsleague-Halbfinale für den Verein seit zehn Jahren - gegen Lyon. Vor ihm, auf dem Tisch: eine Tasse Kaffee, in der er rührt, auch dies mit Gewalt. Er schaut einen an, eindringlich, womöglich fassungslos über die ersten Fragen, man weiß es ja nicht. Er nimmt einen Schluck Kaffee, wobei er einen, über den Rand der Tasse hinweg, weiter- fixiert. Seine Augen sind klar und blau.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Die Medien haben ein anderes Interesse als ich", sagt er, "das ist das Problem. Wenn die Medien einen Spieler erniedrigen, werde ich den Spieler schützen."

Aber Medien sind nicht gleich Medien, Herr van Gaal.

"Dohoooch!" - sein kehliger, leicht singender Akzent. "Alle Medien haben ein anderes Interesse als ich. Alle."

Aber nicht alle Journalisten sind böse.

"Doch." Pause. "Alle."

Wir sind nicht böse.

"Doch." Pause. "Sie auch."

Eigentlich ist es saukomisch. Man versucht es also mal mit einem Lächeln. Er lächelt nicht.

Van Gaal hat ein Bein über das andere gelegt, die rechte Adilette schaukelt angriffslustig auf Tischplattenhöhe. Das Gespräch bewegt sich bereits jetzt im schweißtreibenden Bereich. Van Gaal sagt nichts. Er ist ein Zahnarzt, der kurz mit dem Bohren aufhört, um nachzusehen, ob er tiefer rein muss. In der Regel muss er tiefer rein. Also: "Ich denke, dass ich eine lange Erfahrung habe mit den Medien. Tut mir leid, aber ich habe auch mehr Erfahrung als Sie."

Man muss ihm jetzt etwas anbieten. Von Spielern fordert er Leistung, von Journalisten Ahnung und ein lohnendes Thema. Werte sind ein großes Thema in seinem Leben. "Wir würden gerne über Werte mit Ihnen reden, Herr van Gaal." Da zieht er eine Braue hoch.

Aloysius Paulus Maria van Gaal, geboren in Amsterdam als letztes von neun Kindern in einer erzkatholischen Familie. Der Vater war ein Patriarch. Als Louis van Gaal sechs Jahre alt war, erlitt der Vater einen Schlaganfall und lag im Bett. Er starb fünf Jahre später, vergaß in seinen letzten Lebensjahren aber nicht, sich den Kleinsten der Familie bringen zu lassen, um ihm wieder und wieder den Hintern zu versohlen.

Jetzt ist Louis van Gaal 58 Jahre alt, ehemaliger Fußballer, Trainer seit 1986 - und seit Beginn der Saison beim FC Bayern. Die Bayern haben ihn geholt, weil er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erfolg hatte: Champions-League-Sieger mit Amsterdam, Meister und Pokalsieger mit Barcelona, holländischer Meister zuletzt mit dem AZ Alkmaar. Es gab auch Misserfolge, die Wunden hinterlassen haben. Sein Rauswurf in Barcelona, sein Scheitern als Bondscoach in Holland.

Die Bayern haben ihn auch geholt, obwohl er überall Theater hatte, immer wieder mal mit Spielern und immer mit Journalisten. Sein Engagement war also so logisch wie waghalsig. Dann starteten die Bayern in der Bundesliga schwächer als ein Jahr zuvor mit dem Trainerpraktikanten Jürgen Klinsmann. Sie verloren in der Champions-League 0:2 gegen Bordeaux. Karl-Heinz Rummenigge, der Vorstandschef, hatte schon wieder diesen fletschenden Zug um den Mund, dessentwegen man ihn Killerkalle nennt. Es war die Phase, in der viele im Verein, auch im Vorstand, glaubten, sie haben keinen Trainer engagiert, sondern einen Diktator und Brachialkommunikator.

Auf dem Oktoberfest saß der Trainer neben Edmund Stoiber, man hatte sich ersichtlich wenig zu sagen. Vorher probierte van Gaal eine Lederhose an, und weil er nicht der Typ ist, der mit seinem Körper unzufrieden wäre, fand er, dass er in dieser Hose aussehe wie Gott. Es war eher so ein hingeworfener Satz, und auch einer mit einer Prise Selbstironie. Aber Fußball und Ironie sind so eine Sache. In den Medien stand: "Van Gaal: ‚Ich bin wie Gott`". Nachdem er sich beschwert hatte, über die Medien, denen Werte wie Ehrlichkeit und korrekter Umgang mit Zitaten nichts bedeuten, titelten sie: "Van Gaal: ‚Bin kein Gott`". Da war er schon fast gescheitert.

"Das Wichtigste ist, dass der Trainer von seinen Spielern respektiert wird. Dann vom Vorstand. Dann vom Publikum. Dann von den Medien. Das ist die Reihenfolge", sagt Louis van Gaal jetzt im Bayern-Büro.

Von den Spielern kam damals in der schlimmen Anfangszeit keine Kritik. Anders als bei Klinsmann, anders als, Jahre vorher, bei Rehhagel. Philipp Lahm beklagte sich über alles Mögliche im Verein, über den Trainer aber nicht. Mark van Bommel, der für Knackiges gegen Klinsmann immer zu haben war, brummelte tapfer, er habe ein gutes Gefühl mit van Gaal, man brauche halt Zeit. Schließlich kaufte der Verein Arjen Robben aus Madrid, den van Gaal schon trainiert hatte, als der noch

Haare hatte und in der holländischen Juniorennationalmannschaft spielte. Van Gaal war zu diesem Zeitpunkt mit Abstand Spitzenreiter unter jenen Trainern in der Geschichte des FC Bayern, die sehr bedroht waren und dann im letzten Moment doch nicht gefeuert wurden.

Kurz vor Weihnachten gewannen sie plötzlich 4:1 in Turin. Es war eine Explosion. Eine chemische Verbindung war aufgegangen: Sie hatten für sich gespielt, aber auch für den Trainer. Wenn das Verhältnis kaputt ist, kann man nicht so spielen. Man hätte ohne diese Chemie später auch nicht das technisch weit überlegene Manchester United aus dem Wettbewerb geworfen.

Es gibt viele Gründe, warum man inzwischen glauben kann, van Gaal sei der richtige Trainer für die Bayern, ein Glückstreffer schon deshalb, weil er der Gegenentwurf zu Klinsmann ist, dem es zum bis heute anhaltenden Entsetzen im Verein und bei den Fans gelang, jeden Spieler jeden Tag ein bisschen schlechter zu machen. Klinsmann war ein Virtuose an der Computertastatur. Van Gaal pflegt zu Computern ein ähnlich distanziertes Verhältnis wie der Vereinspräsident Uli Hoeneß, der erst nach ewigen Debatten bereit war, sich von seiner Frau wenigstens erklären zu lassen, wie Online-Banking funktioniert. Van Gaal hält Computer für Kommunikationskiller. "Als ich klein war, woraus bestand da meine Welt? Der Lehrer in der Schule, der Pastor von der Kirche, und meine Eltern. Und jetzt? Macht es pling, und die Kinder sind mit der Welt verbunden. Chatten ist nur schreiben. Aber ich schaue Sie an, ich entwickle ein Gefühl für Ihre Persönlichkeit - das ist Kommunikation! Man muss sich sehen, wenn man miteinander redet. Sonst bleibt alles kalt."

Es gibt Trainer, die verpflichten einen Spieler, nachdem sie Videos von ihm gesehen haben. Van Gaal verpflichtet einen Spieler, nachdem er ihn kennengelernt, betrachtet und getestet hat. Toni Kroos, der an Leverkusen ausgeliehene Mittelfeldmann, war gerade da. Die beiden haben sich sehr lange unterhalten, über Fußball und vor allem das Leben. Toni Kroos hat dem Blick standgehalten.

Louis van Gaal ist in Holland populär, aber inzwischen auch berechenbar, ein Journalistenfresser wie hier in Bayern früher Franz Josef Strauß oder in Deutschland

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Helmut Schmidt. Van Gaals Theater mit Reportern in Holland ist Legende. "Bin ich so schlau, oder bist du zu blöd?", hat er einen Reporter angebellt. Seine Biographie wurde beworben mit dem Slogan: "Willst du auch klug werden und keine dummen Fragen mehr stellen, dann bestell hier das Buch von Louis van Gaal!"

In Deutschland klingt alles noch neu, was van Gaal sagt, das Publikum hier ist süchtig nach Personen, die ihm dabei helfen, Dinge zu ordnen. Die Popularität von Menschen wie Helmut Schmidt oder Uli Wickert erklärt sich so. Vaterfiguren sind das, und dass sie bisweilen Strenge versprühen, die arrogant wirkt, schmälert ihre Beliebtheit nicht in Zeiten, in denen politisches Personal ölig und hemdsärmelig daherkommt. Erst recht nicht in Bayern, einem immer noch konservativen Flächenstaat, in dem die Leute ein Herz haben für starke Typen, und weniger für einen Ministerpräsidenten, der das Weißblaue vom Himmel verspricht und lange braucht, um sich zu entscheiden, ob er lieber bei seiner Frau bleiben will oder bei der Liebschaft in Berlin, mit der er ein Kind gezeugt hat.

Louis van Gaal hat gemerkt, dass die Menschen in Deutschland ihn lieber mögen als die Medien. Als es schlecht lief bei ihm und dem FC Bayern, im November 2009, da war die Jahreshauptversammlung des Vereins mit Tausenden Mitgliedern in der Münchner Messe. Was die Medien wunderte: Louis van Gaal wurde bejubelt. Das hat ihn berührt.

Wenn es gut läuft, dann ist ein Fußballverein wie eine Familie. Uli Hoeneß, der Präsident, hat sich den FC Bayern immer so vorgestellt. Die Fußballer durften bei ihm auf dem Sofa schlafen, wenn sie von ihrer echten Familie eine Auszeit brauchten. Für seine Anführer war der FC Bayern immer eine Heimat, auch, wenn die Karriere vorbei war: Beckenbauer wurde Präsident, Hoeneß Manager, Müller Amateurtrainer, Scholl Amateurtrainer, Aumann Fanbeauftragter; Dremmler wurde Scout, Maier Torwarttrainer auf Lebenszeit, Schwarzenbeck lieferte das Büromaterial, und auch Jürgen Wegmann durfte darauf vertrauen, dass Hoeneß ihn nie verstoßen würde. Für Wegmann fand sich eine Anstellung als Lagerist im Bayern-Fanshop Oberhausen.

Aber dann wurde in München Klinsmann Trainer, der dünnhaarige, spitzgliedrige Projektleiter. Der Torwarttrainer Sepp Maier, der Klinsmann verachtete,

zog die abgewetzten Handschuhe aus, der Schreibwarenlieferant Schwarzenbeck ging in Rente. Es war klar, dass Beckenbauer bald kein Präsident mehr sein würde und Hoeneß kein Manager. Als Louis van Gaal kam, stand viel mehr als nur der Ruf der Familie auf dem Spiel: Es ging jetzt um die Familie selbst.

Der größte Glücksfall für die Bayern ist jetzt Louis van Gaals Talent als: Vater seiner Spieler.

Das eine ist, Schweinsteiger und Van Bommel als Doppelsechs hinten im strategisch wichtigen Raum aufzubieten und ihnen beizubringen, Bälle in die Spitze zu spielen, wie das die Doppelsechs bei Barcelona kann. Das andere ist: das Familiengefühl zu beleben. Van Gaal bestimmt die Sitzordnung beim Essen. Am Anfang fanden die Fußballer das nervig. "Aber inzwischen ist unter den Spielern so viel Kommunikation, dass ich mit einem Löffel an ein Glas schlagen muss, wenn ich etwas ankündigen will", sagt van Gaal und schlägt mit seinem Löffel an die Kaffeetasse. Er bestimmt auch, wer auf dem Mannschaftsbild wo steht. Wenn eine Mannschaft wie eine Familie ist, dann ist das Mannschaftsbild wie ein Familienfoto: "Das wird in der ganzen Welt gezeigt, da muss es auch schön aussehen, denke ich. Alle müssen das Hemd in der Hose haben. Und der kleine Ribéry darf nicht neben dem riesigen van Buyten stehen, das sieht ja schrecklich aus."

Aber sind das, in Wirklichkeit, nicht alles verzogene Burschen, die sich alles kaufen können, die die Puffs der Stadt testen und dann weiterziehen?

Louis van Gaal mag solche Fragen. Sie geben ihm Gelegenheit, sich vor die Spieler zu stellen. Man muss wissen, wo der Feind sitzt. Er kann auch leise so reden, dass es wie Gebrüll klingt: "Wenn ein junger Mann viel Geld verdient, dann ist er für Sie kein Mensch mehr? Für mich sind die Spieler Menschen. Und Menschen können zuhören."

Ein paar Mal hat man in dieser Saison gesehen, wie weit es van Gaal gebracht hat mit seiner Familienplanung. Einmal hat sich Franck Ribéry auf ihn gestürzt nach einem Tor, einmal rannten ihm Schweinsteiger und Robben hinterher, man sieht solche Szenen selten in der Bundesliga. Van Gaal sagt: "Das war herrlich." Allerdings

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hat er sich, auf der Flucht vor Schweinsteiger und Robben, einen Muskel gezerzt. Die Medien haben sich gewundert, dass er diese Nähe zulässt. Gibt es zwei van Gaals?

"Einen!", ruft van Gaal jetzt, und wieder: "Einen!" Sein Zeigefinger bohrt in die Luft. "Beim Training zum Beispiel", ruft er: "Sie, die Journalisten, Sie könnten zeigen, dass ich den jungen Thomas Müller beschimpfe. Oder: dass ich ihm einen Kuss gebe! Beides kommt vor im Training. Und was zeigen Sie? Sie zeigen, dass ich Müller beschimpfe. Nicht den Kuss."

Ein Kuss für Thomas Müller?

Van Gaal starrt einen jetzt wieder sehr konzentriert an. Immer noch wackelt die Adilette. Endlich, ein Lächeln. Und dann der nahezu niederschmetternde Satz: "Es könnte auch sein, dass ich IHNEN einen Kuss gebe!" So ein Ding kommt bei ihm wie von Robben einer dieser Sprints: sozusagen aus dem Stand. Beides erfordert eine gewisse Helligkeit im Kopf. Ein Schockmoment im Büro an der Säbener Straße, den van Gaal genießt. Er sagt dann noch: "Vielleicht küsse ich Sie gleich - vielleicht aber auch erst in einem Jahr!"

Der Charakter eines Menschen, das ist auch die Summe der Erfahrungen, die er gemacht hat. Es gibt Schlüsselerlebnisse, Momente, die einen prägen. Vielleicht erklärt die Geschichte mit Fernanda den Trainer Louis van Gaal - und vor allem den Menschen. Fernanda war seine erste Frau. Sie hatten 1973 geheiratet, gerade zwanzig waren sie. Eine schöne Frau und ein Mann mit einer schon damals interessanten Nase. Zwei Töchter, Renate und Brenda. Nach zwanzig Jahren Ehe wurde bei Fernanda van Gaal Leberkrebs diagnostiziert, Louis war gerade Trainer in Amsterdam bei Ajax.

Die holländische Liga heißt Eredivisie, Ehrendivision, aber der Name verpflichtet zu nichts. Die holländischen Fans mit den kalten Herzen singen nicht das harmlose Zeug aus der Bundesliga, "Scheiß FC Bayern" oder "Schiri, wir wissen dass du Strapse trägst!" Es geht in Holland schlimmer zu. In der Eredivisie singen die Fans "Kezman in een Massagraf" ("Kezman in ein Massengrab") oder "Joden hebben kanker, alle Joden hebben kanker": Joden sind Juden, und Kanker bedeutet Krebs. "Kanker van Gaal, Kanker van Gaal, kanker, kanker, kanker van Gaal" sangen die Fans aus Rotterdam, und: "Van Gaal hat eine krebskranke Frau!"

Louis van Gaal sitzt im Bayern-Büro, alles liegt fast zwanzig Jahre zurück, aber jetzt ist es nah. "Die haben laut genug gesungen." Er macht eine seiner langen Pausen. "Ich war das Opfer, das stimmt. Aber ich konnte das analysieren und eine Position dazu haben. Deswegen konnte ich das auch ertragen. Das war nur ein Teil der Fans." Der Krebs war aggressiv, Fernanda wurde bestrahlt, am Ende bekam sie Morphium gegen die Schmerzen. Mehr konnte man nicht mehr tun. Sie starb mit 39.

Die Fans der anderen sangen: "Louis van Gaal - der wohnt allein!"

"Wie man miteinander umgeht, welche Werte gelten, das sieht man auch am Verhalten der Fans", sagt er: "Der Unterschied zwischen Holland und Deutschland ist sehr groß."

Van Gaal erzählt nun über seine erste Frau und ihren Tod. Es war ein Drama, in dem vieles angelegt ist, was den Mann heute ausmacht. Seine Vorsicht mit Menschen, seine Akribie beim Zusammenstellen seiner Mannschaft, seine Suche nach Wärme in einem Team, sein Fürsorgegefühl für die Spieler, denen er haarklein erklärt, warum er sie nicht aufstellt; seine Distanz zur Welt draußen - und seine Erdung im Hier und Jetzt statt zum Beispiel in der Religion.

Es gibt Leute, die finden, wenn sie einen geliebten Menschen verlieren, Trost bei Gott, an dessen Existenz sie vorher zweifelten. Und es gibt Leute, die fühlen sich, wenn sie einen geliebten Menschen verlieren, nicht von der Welt, aber von Gott in einer Art alleingelassen, die gemeiner, weil stiller nicht sein könnte. Man brüllt und brüllt, und es kommt keine Antwort. Van Gaal kennt dieses Brüllen, und auch die Stille, die folgt. Also verlässt er sich auf Menschen statt auf den lieben Gott.

"Ich bin erzogen als katholischer Bub. So einem Jungen werden Geschichten erzählt. Diese Geschichten sind nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe das Leid gesehen von meiner Frau. Dieses Leid war unmenschlich. Wenn ein Gott da ist, so erlaubt der das nicht. Er erlaubt es aber. Jeden Tag. Ich glaube nicht mehr an ihn."

Was, wenn auch Gott nicht perfekt ist?

"Ein Mensch ist nicht perfekt", sagt van Gaal, "natürlich nicht. Aber ein Gott? Ein Gott und nicht perfekt? Das ergibt doch keinen Sinn. Nein: Es gibt keinen Gott."

Er wischt sich kurz über die Augen. Er ringt ein bisschen mit sich. Und sagt dann:

"Wissen Sie, das war ein sehr guter Mensch, meine Frau."

Man muss Regeln aufstellen und darauf achten, dass alle die Regeln einhalten, sonst geht alles den Bach runter. Man muss Verantwortung übernehmen, für sich und für seine Familie, es gibt keinen, der einem das abnimmt.

Einen Tag vor dem Gespräch ist Fernandas Mutter, van Gaals frühere Schwiegermutter, gestorben.

Louis van Gaal ist zur Beerdigung gefahren, um mit seinen Töchtern da zu sein. Die Beerdigung war am Dienstag, einen Tag vor dem Halbfinale seiner Bayern heute Abend gegen Lyon. Und wegen des Flugverbots: von München nach Amsterdam mit dem Auto, das sind rund neun Stunden. Er wird zum Spiel zurück sein. Aber in dem einen oder anderen Internetforum fragen sie: Darf man das? So kurz vor so einem Spiel?

Es sind exakt die Fragen, die Louis van Gaal für wahnsinnig dumm hält.

Die letzte Elite

Im September 1988 begann eine Klasse der Immanuel-Kant-Oberschule mit dem Abitur. Die Schüler sollten den Sozialismus voranbringen. Dann fiel die Mauer, und das Leben musste eine neue Richtung finden. Welche? Wo sind sie 20 Jahre später angekommen?

Jochen-Martin Gutsch, Spiegel, 29.10.2009

Auf dem letzten Foto stehen wir vor der Schule. Es ist der Sommer 1990, und wir haben gerade ein DDR-Abitur gemacht. Es ist kein echtes Abschlussfoto. Wir stehen nicht in Reihen, wir tragen aus Gründen, die ich vergessen habe, weiße Hemden oder Blusen, kaum jemand schaut in die Kamera, es ist ein wackliges, chaotisches Foto, aber vielleicht passt es ganz gut zur Stimmung und den Zeiten, damals. Wir sind 18 Jahre alt. Es ist nicht mehr ganz klar, wohin wir jetzt gehen werden.

Fast alles, was auf diesem letzten Foto noch sichtbar ist, ist heute verschwunden. Zuerst verschwand das Land, die DDR. Dort wurden wir groß, im Ost-Berlin der siebziger und achtziger Jahre, Stadtbezirk Lichtenberg. Im September 1988 begannen wir mit dem Abitur an der Erweiterten Oberschule Immanuel Kant. Es gab einen Fahnenappell, wir trugen FDJ-Hemden und waren die Auserwählten, zugelassen für zwei weitere Schuljahre. Es war nicht leicht, in der DDR ein Abitur zu machen. Der Zugang war beschränkt. Wir hatten gute Noten und waren als politisch überzeugt oder unbedenklich eingestuft worden. Der Direktor hielt eine Rede, er sprach von Ehre und Verpflichtung. Wir sollten das Abitur machen, anschließend studieren und sozialistische Akademikerpersönlichkeiten werden, die nächste DDR-Elite, die den Sozialismus voranbringt. Wir waren die neuen Fahmenträger für die große Sache. Wir waren 20 Schüler in unserer Klasse. Einige wollten Offizier werden, andere Arzt, Lehrer, Ökonom.

Ein gutes Jahr später fiel die Mauer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein weiteres Jahr später verhandelten Michail Gorbatschow und Helmut Kohl in Strickjacke und Strickpullover die deutsche Einheit. So wurden wir keine sozialistische Elite, sondern der letzte Abiturjahrgang der DDR. Die letzte DDR-Generation, die im Sozialismus die Schule beendete. Die erste, die im Kapitalismus erwachsen wurde. Eine Schulklasse an historischer Schnittstelle. Die Klasse von 1989/90.

Die schmale Straße, die zur Schule führte, beginnt gegenüber dem ehemaligen Gebäude der Staatssicherheit und trägt den Namen des Widerstandskämpfers Schulze-Boysen. Sie führt in ein Plattenbaugelände, elfgeschossig, viel DDR-Beton, die Fassaden sind heute bunt, aus der alten HO-Kaufhalle wurde ein Kaiser's-Supermarkt, an der Seite der Asia-Imbiss, wo sich die Trinker treffen. Ansonsten könnte man hier noch immer einen Film drehen über Ost-Berlin. Man müsste die Autos austauschen, ansonsten nicht viel.

Auch die alte Schule ist verschwunden. Auf dem letzten Foto sieht man sie noch im Hintergrund, vor einigen Jahren wurde sie abgerissen und ein neues Gebäude errichtet, rund und apfelsinenfarben. Ein Kiez-Treff, der Yoga-Kurse anbietet, eine Senioren-Singgruppe und Osteoporose-Gymnastik. Die alte Schule war blassweiß und eckig. Ein DDR-Einheitsschulneubau. Die einzigen Überlebenden auf dem letzten Foto sind anscheinend wir selbst. 19 junge Ost-Berliner, gerade volljährig, vor einer verblassenden Kulisse.

Im Sommer 1990 machte unsere Lichtenberger Klasse noch eine Abschlussfahrt in die CSSR. Wir saßen dort in einer verrumpelten Kneipe, umhüllt von Zigarettenrauch, und sahen im Fernsehen, wie die D-Mark nach Ost-Berlin kam, wie unsere Landsleute die Sparkassen stürmten. Kurze Zeit später verabschiedeten wir uns voneinander und gingen los. Jeder in seine Richtung. Wir hatten den gleichen Startpunkt, wir kannten uns in einer anderen Gesellschaftsordnung.

Manche gingen anschließend nach Westen, weil dort die Zukunft zu liegen schien, manche suchten den Weg im Osten, der ihnen vertrauter war. Vielleicht sind wir ja trotzdem alle irgendwo angekommen in den vergangenen fast 20 Jahren.

Die Frage ist, wo das sein könnte.

Und wie wir dort leben.

Maria Pfennig blieb im Osten. Man kann sie sich auch nur schwer vorstellen im Westen. Auch nach all den Jahren nicht. Auf dem Wohnzimmertisch in Berlin-Pankow steht eine Kanne mit Kaffee, es ist früher Sonntagnachmittag, aber Maria ist noch nicht lange wach. Am Abend war sie auf einem Geburtstag, jetzt kämpft sie gegen die Müdigkeit und sucht ihr Leben zusammen. Wahrscheinlich hat sie von uns allen den weitesten Weg zurückgelegt. Nicht geografisch, eher ideologisch. Maria hing an der DDR. Die Wende war für sie erst mal eine Niederlage.

Maria war unsere FDJ-Sekretärin, eine aufrichtig Überzeugte. Ihre Großeltern waren Kommunisten aus der Aufbaugeneration der DDR, Schriftsteller, Dramaturgen, Meisterschüler von Bertolt Brecht. Ihr Vater war Sprengmeister bei den "bewaffneten Organen", der Staatssicherheit, beauftragt, die DDR-Führung vor Anschlägen zu schützen. "Es war schmerzhaft für mich, als das Land so zerbröselte", sagt Maria. "Ich war sauer auf die Erwachsenen. Ich fühlte mich alleingelassen. Ich war die Generation, die das Land jetzt prägen sollte, und dann gab es die DDR nicht mehr. Auch das, was ich studieren wollte, Lehrerin für Deutsch und Staatsbürgerkunde, gab es plötzlich nicht mehr." Maria trug rote, wilde Haare damals, und als die Mauer fiel, ging sie nicht rüber nach West-Berlin, so wie wir anderen. Sie blieb bockig im Osten. Erst im Dezember überquerte sie zum ersten Mal die Grenze, zusammen mit Markus, einem Mitschüler. Sie gingen auf eine Party in Kreuzberg. "Alle waren da irgendwie bekifft", sagt Maria. Es ist ihr erstes Bild vom Westen.

Gleich 1990 wurde Maria schwanger. Mit 18, ein Unfall. Sie taumelte durch die Wendezeit, suchte Halt bei trotzkistischen Ideen, in der Antifa-Szene, im Februar 1991 brachte sie ihre erste Tochter zur Welt, sie zog in eine kleine Altbauwohnung in Berlin-Friedrichshain, Ofenheizung, kein Bad. "Das Kind war wichtig. Ich nutzte die Mutterschaft, um so etwas wie Identität zu schaffen." Später studierte Maria an der Humboldt-Universität Sozialtherapie, für ein paar Jahre feierte sie aus Trotz und Spaß weiter den 7. Oktober, den Nationalfeiertag der DDR. Mitte der neunziger Jahre wurde sie ein zweites Mal Mutter. Das Leben beruhigte sich ein bisschen.

Maria arbeitet heute bei einem Kinderbetreuungsangebot als Projektentwicklerin. Sie ist Abgeordnete im Bezirksparlament für Bündnis 90/Die Grünen und macht Schulpolitik. Sie ist parteilos. Sie würde auch in keine Partei eintreten, sagt Maria. Das habe sie aus der Wende gelernt. "Ich habe mich einmal für eine Idee verheizen lassen. Das reicht. Ich bin vorsichtig geworden." Maria ist alleinerziehende Mutter, ihre älteste Tochter ist heute so alt, wie Maria war, als die Mauer fiel. 2005 starb Marias Vater, mit Mitte fünfzig. "Er hat die Wende nie richtig verkraftet. Er war kaputt am Ende. Ein enttäuschter Mann, der sich aufgegeben hatte."

Mit den Jahren änderte sich Marias Bild von der DDR. Es bekam Risse. Aber es fiel nie ganz zusammen. "Was wäre in der DDR noch gekommen? Ich hätte studiert, geheiratet, Ehekredit, fertig. Wahrscheinlich hätte ich mich irgendwann erschrocken über meine DDR. Wenn ich dort noch leben würde, wäre ich heute vielleicht eine sehr gebrochene Figur", sagt Maria.

Ist das jetzt ihr Land geworden? Die Bundesrepublik Deutschland?

"Ich bin Berlinerin. Das ist meine Stadt. Aber dieses Land? Ich war einmal in Hamburg, einmal in München, in Hannover. Diese drei Städte. Aber ich kenne kaum westdeutsche Landschaften. Ich kenne auch den Text der Nationalhymne nicht."

Vor einiger Zeit, sagt Maria, flog sie nach Chile, beruflich. Chile habe sie seltsamerweise an die DDR erinnert. "Die Art, wie die Menschen miteinander umgehen. Dass jeder irgendwas macht, auch Sinnloses, das war wie Osten. Die DDR war so langsam, so slow. Ohne Hast. Aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Vielleicht stimmt mein Bild nicht mehr."

Es gibt heute etliche Bilder von der DDR. Es gibt das Bild der Westdeutschen und viele Bilder der Ostdeutschen. Es gibt die Bilder der DDR-Bürgerrechtler, der DDR-Funktionäre, der Durchschnitts-DDR-Bürger, derjenigen, die in den Westen flüchteten, derjenigen, die im Osten blieben, der Wendegewinner, der Wendeverlierer, der Jungen, der Alten. Die DDR war so dramatisch wie in den TV-Movies mit Veronica Ferres, so grau wie bei Guido Knopp, so durchtrieben und verloren wie im Film "Das Leben der Anderen" oder so lächerlich wie in "Sonnenallee".

Manchmal widersprechen sich die Bilder. Manchmal vermischen sie sich. Manchmal weiß ich nicht mehr, welches das richtige ist. Es fällt mir bereits schwer zu unterscheiden zwischen den Dingen, die ich in der DDR selbst erlebt habe, und denen, über die ich später nur selbst gelesen habe. Die DDR ist ein riesiger Geschichtsbrocken geworden. Vielleicht ist sie heute größer, als sie damals je war. Die DDR ist nicht mehr erlebbar. Nur noch bewertbar.

Es ist seltsam, wenn das Land, in dem man geboren wurde, in dem man 18 Jahre lang lebte, der Erinnerung entwindet. Die DDR war Heimat, trotz alledem. Man kann es sich nicht aussuchen. Vielleicht waren wir in den vergangenen fast 20 Jahren so sehr damit beschäftigt, irgendwo anzukommen, dass wir mehr und mehr vergessen haben, wo wir herkommen.

Vielleicht aus einem Unrechtsstaat. Ich habe kein Problem damit, wenn man die DDR einen Unrechtsstaat nennt. Die DDR war kein Rechtsstaat, wer will das ernsthaft bestreiten. Ich frage mich nur, ob man dadurch irgendwas versteht. Oder ob das Label Unrechtsstaat nur zu dem bequemen Schluss verführt, damit sei alles über die DDR gesagt.

Ich war in der DDR alles Mögliche. So wie viele aus unserer Lichtenberger Klasse. Jungpionier, Thälmann-Pionier, FDJ-ler, ich ging zur Christenlehre, ich hatte die Jugendweihe mit 14 und die Konfirmation mit 15. Ich hatte zu Hause ein Buch über Lenin und eines über Jesus. Ich war gleichzeitig Christ und Atheist. Ich hatte zwei Onkel im Westen und einen im Osten. Meine Eltern waren in keiner Partei, aber ich wusste trotzdem gut Bescheid über die Geschichte der SED, denn so hieß unser Geschichtsbuch während der zwei Jahre Abitur: "Geschichte der SED. Abriss". Ein anderes Geschichtsbuch hatten wir nicht.

Nach der Wende studierte ich Rechtswissenschaften und wurde Jurist. Später Journalist. Im Osten wäre ich heute Zahnarzt. So stand es in meiner Studienzulassung vom Ministerrat der DDR. Es war ein schizophrenees Erwachsenwerden. Ich kann es nicht mehr richtig verstehen, ich kann nur sagen: So war es. Vielleicht wollen die Ostler deshalb immer so viel erklären. Weil die eigene Vergangenheit heute manchmal fremd erscheint. Vielleicht gibt es deshalb so viele Bilder von der DDR.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drei Jungs aus unserer Lichtenberger Klasse wollten Offiziere der Nationalen Volksarmee werden. 25 Jahre NVA. Es war dann schnell klar, dass der Beruf im neuen Deutschland keine Zukunft haben würde.

Jens wurde gleich Zivildienstleistender, studierte Pädagogik und lebt jetzt seit zehn Jahren in Hamburg. Er arbeitet als Abteilungsleiter in einem Institut, das Schülerleistungstests durchführt und auswertet. Für die Pisa-Studie beispielsweise.

Sven nutzte die neuen Zeiten, wurde Geschäftsmann und verkaufte an der ostdeutschen Ostseeküste Verkleidungen für Hausdächer. Es lief wohl nicht so besonders. Jedenfalls fuhr er später in Berlin Pakete aus für UPS. Niemand weiß, was er heute macht. Über das Einwohnermeldeamt kann man erfahren, dass er vor einem Jahr verzogen ist. Nach China.

Gunnar Lang wurde am Ende als Einziger Offizier. Sein Berufswunsch hieß Militärapotheker. Im September 1990 ließ sich Gunnar zum Armeedienst einziehen, als einer der letzten Soldaten der NVA. "Ich stand da und wunderte mich, denn die NVA war gar nicht tot. Die taten so, als ginge alles weiter." In Deutschland wurde für den 3. Oktober die Wiedervereinigung vorbereitet. In einer Greifswalder Kaserne bekam Gunnar eine NVA-Uniform und begann die Grundausbildung bei einer Armee in Auflösung. "Wir haben sogar noch den Sturmangriff geübt. Der Offizier rief: 'nicht mehr Richtung Westen! Richtung Norden!'"

Es hieß, der Studienplatz sei sicher. Gunnar wartete ab. Manche der alten Offiziere verschwanden von einem Tag auf den anderen, sie entsorgten Uniformen und Wintermäntel in Container, aus denen Gunnar und andere Rekruten sie wieder herausfischten, die Schulterstücke ablösten und auf die eigenen Uniformen knöpften. Anschließend machten sie Fotos. Auf den Bildern posierten sie als Oberst oder Leutnant. Es muss eine seltsame Zwischenzeit gewesen sein. Sie endete, als im November eine Ausbildungskompanie aus dem Westen einrückte. Die Bundeswehr war da. Sie kam aus Leer, Ostfriesland. Wer noch immer studieren und Offizier werden wollte, konnte sich jetzt ein letztes Mal entscheiden: gehen oder bleiben. Gunnar blieb. 17 Jahre lang.

Seit 2008 lebt er in Hanau. Er arbeitet als Toxikologe bei einem Chemieunternehmen und sucht nach einer großen Wohnung, damit endlich seine Freundin und das gemeinsame Kind mit einziehen können. Beide wohnen noch in Berlin.

Gunnar studierte als Soldat der Bundeswehr Pharmazie und Lebensmittelchemie. Er arbeitete in Stützpunkten in Leipzig und Koblenz, er war dort zuständig für die Arznei- und Lebensmittelüberwachung. Im Herbst 2003 packte der Ex-NVA-Offiziersbewerber Gunnar Lang seine Sachen und fuhr für das wiedervereinigte Deutschland auf Friedensmission nach Bosnien. Gunnar ging später auch nach Mazedonien, in das Kosovo und wieder nach Bosnien. Er überprüfte Trinkwasser, schaute sich Bäckereien und Zulieferbetriebe an, die die Truppe versorgen sollten. "Du bist dort immer im Dienst, immer unter Strom, unterbrochen nur von der Nachtruhe. Einige verkraften das nicht und bauen schnell ab. Andere kriegen den Lagerkoller und werden aggressiv. Ich hatte immer Angst vor einem traumatischen Erlebnis. Irgendwas, das mich dann auf Jahre verfolgt."

Zu Hause fehlte ihm die Anerkennung. Er kam zurück, aber war kein Held. Freunden wollte er Fotos zeigen. "Zerschossene Häuser, Minenfelder, unser Lager. Aber die meisten haben nur gesagt: Gunnar, lass gut sein."

Einen Tag nach unserem Treffen werden in Afghanistan drei deutsche Soldaten getötet. In Afghanistan ist Gunnar nie gewesen. Ende 2007 machte er Schluss bei der Bundeswehr. Sein letzter Dienstgrad ist der eines Oberstabsapothekers.

Vor kurzem hat sich Gunnar einen neuen Skoda-Kombi gekauft, mit hellen Ledersitzen. Skoda, die alte Ostmarke. Aber das ist Zufall, sagt Gunnar. "Die DDR kommt mir heute sehr fremd vor, unwirklich. Ich bin eigentlich ganz froh, wie alles gekommen ist." Als er damals aus dem Kosovo zurückkam, sagt Gunnar, fuhr er vom Flughafen über die Autobahn. Es gab keine Schlaglöcher, keine Ruinen, keine Schüsse, er konnte 140 fahren, 160. "Da dachte ich: Ist doch ein schönes Land hier, dieses Deutschland."

Viele aus unserer Klasse gingen Umwege. Ines, die "Ökonomie des Binnenhandels" studieren wollte, ist heute Richterin. Josefine, die ein Praktikum beim

Fernsehen der DDR beginnen sollte, lernte Schneiderin, da das Fernsehen der DDR bald verschwand. Rückblickend kommt es mir so vor, als seien wir alle sehr pragmatisch gewesen. Wir haben wenig gespielt mit den Möglichkeiten. Es gab keine Erfahrungswerte, keinen Ratschlag, wenig Geld. Unsere Eltern wussten nichts über die neuen Zeiten. Unsere Eltern hatten mit sich selbst zu tun.

Katharina Pejic ging auch einen Umweg. Sie verließ den Osten gleich im Sommer 1990 und zog nie wieder zurück. Sie ist, wenn man China mal vergisst, die Einzige aus unserer Lichtenberger Klasse, die heute im Ausland arbeitet. In Luxemburg. Katharina wäre gern Au-pair-Mädchen geworden für ein Jahr. Vielleicht in Frankreich. Aber niemand wusste damals genau, wie man Au-pair-Mädchen wird und was ein Au-pair-Mädchen macht. Die Eltern rieten Katharina ab. Also führte der Weg nach Westen über eine Hauswirtschaftsschule bei Bielefeld. Hauswirtschaft war nicht der große Traum, aber es schien etwas zu sein, was man auch in den neuen Zeiten gebrauchen konnte. Die Klasse war voller Mädchen aus dem Osten, die ihren Ausbildungsplatz verloren hatten, in einer LPG oder irgendeinem untergehenden volkseigenen Betrieb. "Die Schule war wie ein Auffanglager für gescheiterte DDR-Existenzen", sagt Katharina.

Sie lernte ein Jahr lang Kochen, Bügeln, Nähen. Dann zog sie weiter Richtung Westen, studierte in Köln Bibliothekswesen, lernte dort einen Luxemburger kennen, den sie mit 25 Jahren heiratete. Sie bekamen zwei Mädchen, kauften ein Haus in Perl, einem kleinen Ort an der Grenze zu Luxemburg. Dort blieben sie.

Es soll keine Endstation sein, sagt Katharina, eher eine Zwischenstation. Oder ein Umsteigebahnhof. Im Wohnzimmer sind die Pokale ihres Mannes aufgestellt, der Boule spielt. Draußen vorm Panoramafenster liegt ein großer Garten mit einem schönen Kirschbaum. Katharina arbeitet bei Luxair-Tours gleich am Flughafen. Sie macht Kalkulationen für Reisekataloge. Sie spricht meist Luxemburgisch, wenn sie Deutsch spricht, hört man noch ihren alten Ost-Berliner Akzent.

Ihr Mann hat sie vor kurzem gefragt, ob sie irgendwas vermisse aus der DDR. Katharina fiel nichts ein. Sie wolle die DDR auf gar keinen Fall zurück, sagt sie. "Aber ich möchte die Zeit, die ich dort gelebt habe, auch nicht missen."

Warum?

"Ich sehe das heute als Bereicherung an, in diesem anderen Land gelebt zu haben, in dieser anderen Welt", sagt Katharina.

Ihre Eltern wohnen noch immer in der Plattenbauwohnung in Lichtenberg. Aber Berlin, sagt Katharina, sei ihr fremd geworden. Und Perl, die neue Heimat, sei ihr fremd geblieben. Sie würde lieber in Luxemburg wohnen. "Eigentlich kann ich nicht sagen, wo ich angekommen bin."

Italien wäre ein guter Ort gewesen. Italien war lange Katharinas Traum. Er rüttelte noch einmal an ihrem geraden Leben. Vor ein paar Jahren kaufte sie mit ihrem Mann ein Haus in der Nähe von Rimini, 20 Kilometer vom Meer entfernt. Sie begannen das Haus auszubauen, drei, vier Ferienwohnungen sollten entstehen, von denen sie leben wollten. In den Zeitungen stand, die Gegend würde bald die neue Toskana werden. Aber dann bekamen sie das erste Kind und dann das zweite, und es sah auch nicht so aus, als ob die Gegend wirklich die neue Toskana würde. Vor ein paar Wochen verkauften sie das Haus, schweren Herzens. Es wäre wirklich eine gute Geschichte gewesen. Fast wie in einer Fernsehserie. Von Ost-Berlin nach Rimini.

Vielleicht, sagt Katharina noch, sei sie ja doch irgendwo angekommen. Sie wohne in Deutschland, arbeite in Luxemburg und kaufe Brot und Käse meist in Frankreich. Ihr Mann sei Luxemburger, sein Vater Serbe, seine Mutter Belgierin.

Vielleicht in Europa, sagt Katharina.

Kein schlechter Ort in einer Geschichte über das Ankommen. Eine Europäerin. Auch wenn Ankommen ein seltsamer Begriff ist. Er begleitet die Ostdeutschen seit 20 Jahren. Er scheint eine Richtung vorzugeben, in die sich die Ostdeutschen bewegen sollen. Die Westdeutschen sind vom Ankommen befreit, weil sie denken, dass sich für sie durch die deutsche Einheit nichts geändert hat. Womöglich stimmt das sogar. Sie können sitzen bleiben und warten. Ankommen klingt, als müssten die Ostdeutschen zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sein, als gäbe es einen Ostler-Fahrplan in die freiheitlichdemokratische Grundordnung. Es ist ein dummer Begriff.

Ich lebe, wie eigentlich alle aus unserer Lichtenberger Klasse, ganz gern in Deutschland. Mehr kann ich nicht sagen. Ich bin Ost, und ich bin West, ein Mischwesen, so wie das Flügelpferd. Wir sind mit 18 Jahren zwischen die Systeme geraten. Wir sind keine Revolutionäre, wir waren die ersten Kinder der Revolution, die man ins neue Land entließ. Ich habe meine Wurzeln in der DDR, ich bin zu Hause in Deutschland. Ich möchte auf beides nicht verzichten. Ich habe weder eine DDR-Identität gehabt noch eine BRD-Identität erlangt. Vielleicht bin ich heute ein Gesamtdeutscher mit sozialistischem Migrationshintergrund.

Jörg Sydow hat damals versucht, ins Herz des Westens vorzudringen. Er ging dorthin, wo der Westen am westlichsten ist. Er verließ 1991 die Plattenbauten am Ost-Berliner Anton-Saefkow-Platz und stieg in einen Zug nach Düsseldorf. Das ist heute noch eine Entfernung, die sich schwer vermessen lässt, aber 1991 war es wie eine Zugfahrt zum Mond. Jörg wollte Arzt werden, entschied sich aber für eine Ausbildung zum Außenhandelskaufmann. "Kaufmann hieß, es geht um Kapitalismus, um Wirtschaften. Das konnte ich mir vorstellen. Da lag die Zukunft."

Er war der einzige Ostler in seiner Klasse, dazu ein Junge aus Polen. In Düsseldorf wusste niemand, wer der Kommunist Anton Saefkow war, Jörg wusste nicht, was das HB-Männchen ist. "Wir lernten ja auch Marketing, Werbung. Aber ich kannte die ganzen Sachen nicht. Wer ist Clementine? Das Michelin-Männchen? Ich war ja aufgewachsen fast ohne Westfernsehen. Ich habe also meine Klappe gehalten und so getan, als ob ich das alles kenne. Ich wollte mich schnell anpassen."

Jörg wurde Düsseldorfer. Zumindest äußerlich. Er kaufte sich Diesel-Jeans, Polohemden und dunkle Halbschuhe, weil das alle trugen in Düsseldorf. Er sah die Leute in der Königsallee, die Autos, die Schmuckläden, den selbstverständlichen Reichtum, an den Wochenenden fuhr er zurück in den Ost-Berliner Plattenbau, ins wacklige Nachwendeleben seiner Eltern. "Ich musste mich regelrecht zwingen, dass mir der Anton-Saefkow-Platz nicht fremd wird. Mein ganzes altes Leben."

Nach der Ausbildung blieb Jörg in Düsseldorf und arbeitete drei Jahre bei einem großen Unternehmen als Export-Sachbearbeiter. Anschließend ging er nach Berlin und London und studierte Wirtschaftskommunikation. Er arbeitete bei einem

Fernsehsender, dann bei einem Verlag, schließlich fing er bei einer amerikanischen IT-Firma an. Einmal im Jahr flog er in die Staaten zur Verkaufsschulung, er saß in Las Vegas, er war im wahren Herzen des Westens angekommen, Ost-Berlin und der Anton-Saefkow-Platz verschwanden langsam. Die Verkaufsvorgaben der Amerikaner waren hoch, 1,6 Millionen Euro sollte Jörg im Jahr umsetzen, er rannte immer schneller, aber dann stürzte er plötzlich.

Im Frühjahr 2009 schloss die amerikanische Firma ihr Büro in Berlin. Alle Mitarbeiter wurden entlassen, auch Jörg. Er schrieb Bewerbungen, ging zu Bewerbungsgesprächen. Er wollte weiter im Vertrieb arbeiten, aber manchmal fragte er sich, ob er nicht doch besser Arzt geworden wäre, damals. Jörg ist ein großer, zurückhaltender Typ. Niemand, der in den Vordergrund drängt. Man kann ihn sich eigentlich schwer als Verkäufer vorstellen. "Manchmal habe ich Angst, dass ich im Wirtschaftsleben unter die Räder komme", sagt Jörg in einem Café in Berlin. "Man kann schnell zum Arschloch werden in dem Job, ein Intrigant. Das habe ich oft erlebt. Aber ich will sauber bleiben."

Zurzeit, sagt Jörg, suchen die Firmen vor allem Hunter. Wenn sie überhaupt suchen. Schließlich ist Krise.

Hunter?

"Ein Hunter verkauft aggressiv. Er sucht schnelle Erfolge, ohne großes Interesse an einer Kundenbindung. Das Gegenteil vom Hunter ist der Farmer. Ein Farmer hat langfristige Ziele. Er ist bedächtig. Ich bin eher der Farmer", sagt Jörg.

Ein aufrechter, ostdeutscher Farmer.

Ein paar Wochen nach unserem Treffen findet Jörg einen neuen Job. Er arbeitet heute für eine Nachrichtenagentur. "Vielleicht habe ich ja zu viel gemacht in den vergangenen Jahren. Vielleicht bin ich ein bisschen viel rumgerannt. Aber für irgendwas wird es schon gut sein."

Als sich Jörg und unsere Lichtenberger Klasse im Sommer 1990 zum letzten Foto zusammenfanden, hatten wir 18 Jahre in der DDR gelebt. Jetzt sind 19 Jahre

Bundesrepublik hinzugekommen. Es ist schwer zu sagen, welche Jahre mehr Spuren hinterlassen haben, wie viel DDR noch in unserem Blut ist.

Wir haben nicht die Trümmer beseitigt, dafür waren wir zu jung. Wir waren mit dem Suchen beschäftigt.

Marco, der verheiratet ist, zwei Kinder hat und Pädagogik studiert, sagt, sein Bildungsfundament sei nach wie vor ostdeutsch, geprägt von der naturwissenschaftlichen Ausbildung der DDR-Schule.

Josefine, die heute Obergewandmeisterin am Thüringer Landestheater in Rudolstadt ist, sagt, dass ihr der Osten gefühlsmäßig immer noch näher sei. "Eigentlich will ich das gar nicht. Aber es ist trotzdem so."

Anja, die eine Zahnarztpraxis in Berlin-Schöneberg hat, sagt, dass sie gern Leute aus dem Osten einstellt, aus einer "seltsamen Verbundenheit heraus".

Markus, der Urologe ist, sagt, dass sein Vorgänger ihm wohl kaum die Arztpraxis in Berlin-Mitte verkauft hätte, wenn er ihm nicht erzählt hätte, dass er auch aus der DDR komme. Geboren in Greifswald.

Jens, der in Hamburg lebt, sagt, dass er sich Anfang der neunziger Jahre aus dem Ost-Berliner Schwimmstadion, in dem er jahrelang trainiert hatte, noch einen Startblock abmontierte, bevor es abgerissen wurde. Als Erinnerung. "Es war das Schwimmstadion, in dem die DDR in einem Länderwettkampf gegen die USA einige Weltrekorde erzielte. Nicht ganz dopingfrei, wie man heute weiß." Der Startblock steht in seinem Hamburger Garten.

Mein Ostgefühl zeigt sich oft in dem Wunsch nach einem würdigen ostdeutschen Repräsentanten. Ich sehne mich nach jemandem, der in den Fernsehstudios sitzt und einem nicht peinlich ist. Mein altes Land ist tot, ich habe kein Heimweh, aber ich möchte, dass man mit dem Osten anständig umgeht. Von allen Ostdeutschen wird allerdings ausgerechnet Peter Sodann Bundespräsidentenkandidat. Wolfgang Thierse wackelt in Diskussionsrunden seit Jahren nur bedächtig mit dem Kopf. Gregor Gysi ist Gregor Gysi. Manchmal wird der Kabarettist Uwe Steimle

eingeladen, bei dem ich das Gefühl habe, er möchte die Mauer wieder aufbauen. Oder Axel Schulz sitzt plötzlich vor einer Studiowand. Oder Henry Maske, der Gentleman-Boxer. Sie sollen dann die DDR erklären.

Zwei Boxer.

Manchmal beneide ich die Leute aus dem Westen dafür, wie unbefangen sie durch ihre Nachkriegsgeschichte spazieren können. Ein Gebiet ohne Minen. Die Ostdeutschen sollten nicht nur ankommen, sondern auch aufarbeiten. Sie sollten ihre Geschichte sortieren, kühl und mit Abstand. Sie sollten ihr altes Leben betrachten wie durch ein Fernglas.

Die Westdeutschen sind gern westdeutsch. Sie lieben die Rosinenbomber, das Wirtschaftswunder, das Wunder von Bern, den Kniefall von Warschau, sie haben plötzlich die Revolution im Blut, wenn sie '68 hören, und sie frösteln wohlig, wenn sie im Kino noch mal die RAF sehen. Selbst Helmut Schmidt wird immer größer.

Auch der Ostdeutsche darf zurückblicken, sich erinnern, soll aber zugleich auch immer gedenken, und nichts verklären. Er soll am besten gedenkerinnern.

Das macht ihn ein bisschen verklemmt.

Und so stirbt am Ende auch seine Geschichte. Manchmal habe ich bereits das Gefühl, es gibt kaum noch ostdeutsche Geschichte. Die DDR wird zusammengeschnürt auf zwei Daten. Den Mauerbau und den Mauerfall. 1961 und 1989. Isolation und Revolution. Sie besteht aus einigen Organisationen und Abkürzungen. FDJ, SED, Stasi, LPG, FDGB, NVA. Ansonsten wird der Ostdeutsche vor allem mit westdeutscher Geschichte konfrontiert.

Markus Sachs aus unserer Lichtenberger Klasse sagt, er habe vor einiger Zeit im Fernsehen eine Show gesehen, über die "emotionalsten Momente in der bundesdeutschen Geschichte". Markus sah die Hamburger Sturmflut mit dem Kämpfer Helmut Schmidt, er sah die Entführung der "Landshut" nach Mogadischu. "Ich fand das spannend. Von manchen Dingen hatte ich zuvor auch noch nie gehört. Aber ich frage mich, ob ich das als die Geschichte meines Landes empfinden kann."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich weiß es auch nicht. Kann man Geschichte adaptieren? Ich habe vieles damals im Westfernsehen gesehen. Aber es waren Berichte von drüben. Aus einem anderen Land. Das sind sie geblieben.

Ist das jetzt also meine Geschichte? Und gehören Tamara Danz, Wilhelm Pieck, Täve Schur, Georg Buschner oder Sigmund Jähn, der Kosmonaut aus Morgenröthe-Rautenkranz, plötzlich auch zur Geschichte der Westdeutschen, auch wenn sie im Westen vermutlich niemand kennt?

Das wird schwierig.

Vor einigen Monaten gab es einen großen SPIEGEL-Titel. Eine Art Geburtstagsausgabe. 60 Jahre Deutschland. Das Titelbild zeigte in einer Collage viele Helden der westdeutschen Geschichte, aber nur einen einzigen Ostdeutschen: Angela Merkel. Die DDR schien verschwunden. Sie war aus der gesamtdeutschen Geschichte gerutscht.

Markus Sachs hätte aus unserer Klasse als Erster in der westdeutschen Geschichte ankommen können. Noch vor dem Mauerfall. Am 5. Oktober 1989 flüchtete seine

Mutter über Ungarn in die Bundesrepublik, zusammen mit Markus' jüngerem Bruder, zehn Jahre alt, und ihrem neuen Lebensgefährten. Markus ging nicht mit.

Er war 17 und blieb zurück in der Hochhauswohnung in Berlin-Friedrichsfelde, Nähe Ost-Berliner Tierpark, in der noch sein Stiefvater wohnte. Sie müssen eine seltsame Wohngemeinschaft gebildet haben. Der DDR-Teenager, der nicht in den Westen wollte, und der Mann, dem plötzlich die Frau abhandengekommen war.

"Meine Mutter wollte natürlich, dass ich mit ihr gehe", sagt Markus. "Aber meine Freunde waren in Ost-Berlin, ich war frisch verliebt, ich wollte mein Abi machen. Und auch wenn es heute seltsam klingt: Ich empfand so etwas wie die totale Freiheit. Mein Stiefvater hat mir mein Kindergeld als Taschengeld ausgezahlt, und eine Zeitlang hatte ich sogar die Schlüssel für die verlassene Wohnung des neuen Lebensgefährten meiner Mutter. Die war in Mitte, am Spittelmarkt. Da bin ich mit Freunden hin, wir haben Bier getrunken, Spaghetti gekocht, wir konnten uns die

Bücher ausräumen, und als jemand sagte, dass die Stasi hier vielleicht Wanzen versteckt hat, haben wir uns alle 'nen Kochtopf aufgesetzt und rumgealbert, dass die Stasi uns ja jetzt nicht mehr hören kann."

Ein paar Wochen später, im November, brach die DDR zusammen. In unserer Schule blieben einige Lehrer zu Hause, andere fuhren viel nach West-Berlin. Die FDJ-Nachmittage entfielen bald, im Geschichtsunterricht schlossen wir das Buch von der Geschichte der SED. Stattdessen sprachen wir jetzt über Stalinismus und wandten uns wieder der Urgesellschaft zu. Den Jägern und Sammlern. Es war aufregend und auch ein bisschen verwirrend.

So wie sich Markus damals nicht vorstellen konnte, in den Westen zu gehen, kann er sich heute eigentlich nicht mehr vorstellen, zurück in den Osten zu gehen. 1990 zog er erst in eine eigene Wohnung in Lichtenberg, dann nach Friedrichshain, später nach Kreuzberg. Er studierte Medizin in Berlin, in London, er ging in die USA, heute ist er Urologe, und an einem Sommerabend 2009 sitzt Markus in einer Altbauwohnung in Kreuzberg, die Decken sind hoch, die Dielen abgeschliffen, die drei Kinder schlafen. Auf dem Tisch liegen kleinformatige Schwarzweißfotos, und Markus versucht, in die DDR zurückzukehren. Das ist nicht leicht an einem Kreuzberger Küchentisch fast 20 Jahre später.

Markus war in der Jungen Gemeinde, er war auch der stellvertretende FDJ-Vorsitzende unserer Klasse, seine Frau Nicole kommt aus Hessen. "Was habt ihr denn da eigentlich gemacht, auf so einer FDJ-Versammlung?", fragt sie. "Tja, was haben wir gemacht. Ist 'ne gute Frage. Vielleicht den Kassenbericht verlesen oder den Rechenschaftsbericht? Und dann die Zeitungsdiskussion: Was ist los in der Welt. Wie stehen wir dazu. So was vielleicht? Tja, was noch? Irgendwas organisieren wahrscheinlich. Fahnenappell gestalten oder so."

Aha, sagt Nicole. Man fragt sich, wie das Wort Fahnenappell in ihren Ohren klingt.

Markus' Mutter wohnt heute in Aachen, Nicoles Familie bei Frankfurt am Main. "Damit sind meine Anlaufpunkte eigentlich alle im Westen", sagt Markus. Vor einiger Zeit war er mit den Kindern im Tierpark, in Berlin-Friedrichsfelde, der alten Heimat.

Dort, von wo er 1989 nicht weggehen wollte. Er stand dort, und er habe gemerkt, wie er zu der Gegend jeden Bezug verloren habe, sagt Markus. "Da war einfach nichts mehr. Keine Bindung. Nichts."

Womöglich ist das der logische Endpunkt unserer Entwicklung. Ein zwangsläufiges Schlussbild. In wenigen Wochen wird das Jubiläum begangen, 20 Jahre Mauerfall. In den Buchhandlungen stellen sie schon wieder die Tische zusammen mit den dicken Büchern über die DDR. Es wird ein 30. Jubiläum geben, ein 40., und am 9. November 2039 ist dann ein halbes Jahrhundert vergangen, und wir blicken zurück aus immer größerer Entfernung und werden selbst immer unschärfer.

Vielleicht verblassen wir irgendwann vollständig auf dem letzten Foto unserer Lichtenberger Klasse, so als hätte es das Land, die blassweiße Schule und auch uns Schüler nie gegeben. Die Klasse von 1989/90. Wir könnten uns fühlen wie Heinz Rühmann in der "Feuerzangenbowle".

Sind wir also angekommen? Untergekommen? Irgendwo gelandet, fast 20 Jahre später? In Pankow, in Hanau, in Kreuzberg, in der Bundesrepublik, in Europa?

Hoffentlich sind wir noch immer unterwegs. Noch immer in Bewegung.

Zeit des Erwachens

In diesem Sommer fand auf einer Südtiroler Alm in knapp 2400 Meter Höhe ein einzigartiges Experiment statt: Elf Jungs mit der Diagnose ADHS, im Alltag ruhig gestellt durch Ritalin, sollten acht Wochen lang lernen, ohne die Tablette zu leben. Stattdessen gab es Regeln, Bewegung, Zeit und Zuneigung. Die Kinder wuchsen über sich hinaus

Uli Hauser, Stern, 29.10.2009

Adrian weint viel in den ersten Tagen. Er vermisst seine Eltern, er hat Bauchschmerzen, er kotzt nachts vor Sehnsucht. Seine dunklen Augen sind voll mit Tränen. Der Neunjährige hat seinem Vater versprochen durchzuhalten.

Er will nicht mehr zum Doktor, zum Psychologen, zum Psychiater, seinen Stoffwechsel untersuchen lassen oder seine Intelligenz.

Adrian hat schon mit sieben Jahren ein 500-Teile-Puzzle legen können, ganz allein. Aber in der dritten Klasse kommt er nicht mit, er stört den Unterricht, steht auf, läuft fort, macht das Licht an, macht das Licht aus. So kann die Lehrerin nicht arbeiten. Seine Mutter zu Hause weiß sich nur mit Schreien zu helfen. Seit dieser Zeit kriegt Adrian die Pille.

"Die Pille macht, dass ich traurig bin", sagt Adrian. Sie macht auch, dass er keinen Hunger hat.

Der Kleine ist durcheinander. Das Heimweh, die fremde Umgebung, die anderen Jungs, alle so laut, so unordentlich, so aufgeregte. Hör auf, lass das, ich will nicht; der ärgert mich, der tritt mich. Nur Zank und Gezeter. Keiner kann sich zurückziehen, sie schlafen auf einem Matratzenlager. Adrian kommt kaum zur Ruhe in der Hütte; einige Kinder schrecken schreiend aus dem Schlaf. Morgens hat er die Füße von Fabian im Gesicht.

Oder von Simon, das macht keinen Unterschied.

Aber Adrian will endlich wegkommen von dieser verdammten Pille. Er will es versuchen. Deshalb ist er hier. Auf der Alm.

Seine Eltern schluchzen, als sie ihn ziehen lassen. Schweren Herzens und schlechten Gewissens.

Sie stehen an der Wieserhütte, am Ende des gewaltigen Altfasstals, oberhalb von Meransen in Südtirol. Wer gibt sein Kind schon für acht Wochen weg? Adrian schaut sich noch einmal um, dann schleppt er stöhnend den Rucksack hoch, an einem Bergsee entlang, über ein Schneefeld, das den Wasserfall speist. Eine Hütte mit Ofenrohr und Plumpsklo wird nun seine Heimat sein. Ein Sommer ohne Süßigkeiten. Kein Zucker.

Kein Fernsehen, keine Playstation.

Von den Hängen blöken Schafe.

Die Tiere schauen verdutzt auf ihre neuen Nachbarn. Elf Jungs im Alter von acht bis 14 Jahren, begleitet von drei Erwachsenen, zwei Eseln und Jokke, dem zotteligen Berner Sennenhund.

Da, wo früher Käse reifte, sollen nun Kinder über sich hinauswachsen.

Ein einfaches Leben führen, ihre Versorgung selbst sichern.

Lernen, mit Sorgen und Macken, Schwächen und Stärken, Talenten und Behinderungen besser umzugehen. Alte Verhaltensweisen hinter sich lassen und neue probieren.

Denn die Kinder sind am Ende.

Ihre Mütter und Väter sind es auch. Sie haben sich aufgerieben im Inferno von Schule und Erziehung.

In den Köpfen der Kinder herrscht Krieg, und sie beherrschen keine Mechanismen, diese Schlacht zu beenden. Die Eltern plagen Schuldgefühle, dass sie die Erziehung nicht auf die Reihe und ihre Jungs nicht in den Griff bekommen.

Nun entlassen sie ihre Kinder in eine Einöde, auf die Seefeld-Alm, einem Hochtal auf fast 2400 Metern.

Adrians Vater vergleicht die Entscheidung mit dem Griff nach einem Strohalm; Maltes Mutter glaubt, die Alm sei die letzte Chance. Vielleicht werde die Natur helfen. Man hat schon viel probiert. Malte sagt, seine Eltern bemühten sich nach Kräften.

Die Kinder hier oben kommen nicht klar mit den Verhältnissen da unten. Dem stillen Sitzen in der Schule. Dem Ermahnen und Maßregeln. Sie schieben Aufgaben vor sich her und tun selten, was man ihnen sagt. Sie sind zappelig und nervös. Ruhelos und gereizt.

Unberechenbar. Die Stimmung schwankt zwischen aggressiv und depressiv. Diese Kinder kennen nur zwei Verhaltensweisen:

Angriff oder Flucht. Einordnen können sie sich nicht.

Deshalb sind sie in Behandlung.

Bei Psychologen und Psychiatern, Ergotherapeuten und Logopäden. Sie machen Therapien mit Hunden und Eseln und Pferden und ihre Hausaufgaben in heilpädagogischen Tagesstätten.

Ihre Eltern rennen von einem Arzt zum nächsten, die Ämter bewilligen Fördermaßnahmen wegen "drohender seelischer Verwahrlosung". Über Malte, 11, den Blondschoopf, der meint, er sei "ein bisschen wie Tarzan", schreibt ein Arzt: "Ein extrem freiheitsliebender Mensch, der jeglichen Umgang mit räumlicher Enge ohne Fluchtmöglichkeit als unerträglich empfindet." Aber wo Ordnung sein muss, wird das gereizte Gemüt mit Medikamenten gedimmt. Einem chemischen Wirkstoff namens Methylphenidat, besser bekannt unter dem Markennamen Ritalin.

Das Präparat verändert den Stoffwechsel im Gehirn, der Kopf bekommt Nachhilfe in Konzentration.

Die Pille stellt die Kinder ruhig und beruhigt die Eltern.

Zumindest die Schulzeit kann man so überstehen.

Die Diagnose heißt: "Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyper- aktivitätssyndrom", kurz ADHS.

Oder: "Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom", kurz ADS. Es gibt kaum eine Symptomatik, über die Meinungen so weit auseinandergehen, Ärzte und Wissenschaftler liefern sich heftigen Streit, einen Glaubenskrieg fast. Viele Ärzte vermuten in der verminderten Fähigkeit zur Selbststeuerung hauptsächlich eine genetische Ursache, eine angeborene Stoffwechselstörung.

Entwicklungspsychologen erklären das ADHSPhänomen mit der zunehmenden Reizüberflutung und der abnehmenden Bereitschaft, Kinder kindgerecht zu erziehen. Sind die Verhältnisse krank? Oder die Kinder?

1991 wurde in Deutschland 1500 Kindern und Jugendlichen ADHS attestiert. Heute leiden, nach Schätzungen des Robert-Koch-Instituts, 600 000 junge Leute unter dem Syndrom. Viermal mehr Jungen als Mädchen, viel mehr in Großstädten als auf dem Land. Der Absatz von Psychostimulanzien ist allein in den Jahren 1990 bis 2007 um das 150-Fache gestiegen. Die kurzfristige Wirkung von Ritalin ist gut dokumentiert, die langfristige nicht.

In der bislang umfangreichsten Elternbefragung für die Gmünder Ersatzkasse jedoch gaben zwei Drittel an, ihre Kinder würden unter Nebenwirkungen leiden.

Die Kinder auf der Alm haben Alpträume und Panikattacken hinter sich, Schreikrämpfe, Verfolgungswahn und Suizidversuche.

Pascal, 8, nimmt die Pille seit zwei Jahren: eine vor der Schule, eine halbe danach. Seine Mutter geht morgens um fünf aus dem Haus, um bei McDonald's Frühstück zu machen. Sie weckt ihren Sohn über das Handy. Den Vater kennt der Junge nicht, Pascal schluckt allein. "Sie haben sich wegen mir gestritten", sagt er.

Bei Florian stellte der Arzt gleich beim ersten Termin fest: "Florian hampelte während der gesamten Untersuchung herum. Schon während der Situation in der Praxis zeigte sich, dass der Junge ein ADHS hat." Obwohl die Eltern den Elfjährigen als "begeisterungsfähig und kreativ" beschreiben, kam er in der Schule nicht zurecht. Seine Lehrerin nervte "unterrichtsfremde Aktivitäten" wie das Herumlaufen in der Klasse. Die "Einstellung auf Ritalin" führte "rasch zu einer Verbesserung der gesamten Symptomatik." Nikola, 10, wurde nach zahlreichen psychodiagnostischen Tests, neurologischen Untersuchungen und einem Abgleich mit der weltweit gültigen

"Child Behavior Checklist", die von der Norm abweichendes Verhalten von Kindern bewertet, positiv auf ADHS getestet. Fragt man Nikola nach seinem größten Wunsch, sagt er, dass seine Eltern wieder zusammenkommen sollen. Und dass weniger Zank ist, um ihn und seinen Bruder.

Auf der Alm gibt es keine Pillen.

Hier sind auch keine ungeduldigen Lehrer. Hier sind ein paar Menschen, die glauben, dass man Kinder nicht betäuben sollte, wenn sie Schwierigkeiten machen.

Dass sie, so schmerzhaft es ist, Zugang finden sollten zu ihren Gefühlen. Um Halt zu suchen in sich. Umgeben von mächtigen Dreitausendern, steilen Grashängen, schmalen Pfaden. Wo nichts von allein geht, außer der Wind.

Der Göttinger Neurobiologe Gerald Hüther hat das Almprojekt angeschoben. Seit mehr als 30 Jahren erforscht er, wie einmal gemachte Erfahrungen das Verhalten steuern, wie Probleme Lösungen produzieren, wie Menschen an Aufgaben wachsen.

Hüther hat zahlreiche Bücher geschrieben, hier oben will er wissen, was in krankgeschriebenen Kindern reift, wenn sie in einer Umgebung sind, die sie ganz auf sich zurückwirft.

Gerald Hüther, 58, ist überzeugt, dass Kinder heute viel zu früh viel zu groß zu sein haben, ohne Zeit zu finden für die richtigen Schritte, die richtige Reihenfolge.

Dass sie überfordert sind und unterschätzt werden. Dass es an Geduld fehlt und sinnvollen Aufgaben, stärkenden Gemeinschaften und Vorbildern. Dass Kinder kaum mehr in der Lage sind, eigene Erfahrungen zu sammeln, weil sie zu viel Vorgefertigtes konsumieren. "Die Erwachsenen", sagt Janis, 14, "machen einen großen Fehler:

Sie regeln immer alles für einen." Janis ist der älteste Junge auf der Alm. Ein schmaler Typ, eher unauffällig. Ein Abenteurer. Balancierte schon mit drei Jahren zum Schrecken der Mutter auf dem Gerüst der Gartenschaukel.

Aber jetzt steht er unter Druck, in der Schule, zu Hause. Janis misst knapp einen Meter sechzig, nach vielversprechenden 58 Zentimetern bei der Geburt. Die Pille hat ihn nicht groß werden lassen, meint seine Mutter. Dass Wachstumsstörungen auftreten können, stand in der Packungsbeilage.

Seine Sorgen begannen in der Grundschule. Die Eltern hatten sich getrennt, den Vater sah er kaum. Als die Belastungen stiegen, in der Familie, im Unterricht, wurden einfache Hausaufgaben zur unendlichen Qual. Janis brauchte Nachmittage für eine Aufgabe und trieb seine Mutter nervlich an den Rand.

Nach drei Jahren hatte ein Arzt einen Namen für das Problem: ADS. Die Mutter war erleichtert, die angehende Heilpädagogin widmete der Beschreibung des Sohns und seiner Symptomatik ihre Diplomarbeit.

Sie beschrieb, wie ihr Junge, nun eingestellt auf Ritalin, von einem auf den anderen Tag kaum wiederzuerkennen war: Er funktionierte.

Im vierten Schuljahr war er Klassenbesten.

Janis sitzt am Lagerfeuer, am Himmel flimmern Sterne. Ein voller Mond verzaubert die Alm, hinterm Haus gluckst der Bach. Der Junge wirft Stöckchen in die Glut.

"Alles gut und schön", sagt er.

Hühnerstall bauen und Holz hacken.

Zäune ziehen und die Kuh melken. Joghurt machen aus Milch. Cowboy und Indianer spielen, die Runden im Kreis. "Aber was bringt das?" Janis vermisst seine Kumpel, die Alkohol trinken und rauchen, seine Musik, schwarze, schwere Metallmusik, bei der er sich entspannt und Aggressionen loswird. So eine Alm ist eine schöne Sache, aber sie löst nicht seine Sorgen.

Hinter Janis liegen Umzüge mit der Mutter, ein Aufenthalt in der Psychiatrie, nachdem er versucht hatte, im Internat aus dem zweiten Stock zu springen. Die Pille hat nur für eine Weile für Entspannung gesorgt, mit der Pubertät waren die alten Probleme wieder da. Janis kommt nicht mit Lehrern klar, die nur auf Noten achten und Benehmen, nicht aber auf Bedürfnisse.

Ein Lehrer hat gesagt, in 25 Jahren Schule habe er kein vergleichbares Kind erlebt, das so intensiv betreut werden müsse.

Janis schüttelt den Kopf. Auf der Alm lehnen die Kleinen an seiner Schulter, er zeigt ihnen, wie man sägt, wie man melkt; er hilft beim Packen, er trägt die meisten Lebensmittel hoch. Janis ist freundlich, hilfsbereit, hört zu.

Er ist so ganz anders, als es in den Gutachten steht. Dauernd ist er in Behandlung, ständig muss er sich erklären. Janis findet keine Worte für das, was ihn bewegt. Seine Mutter habe ihn erst im letzten Moment gesagt, dass er auf eine Alm müsse. Dann bricht es plötzlich aus ihm heraus: "Sie schicken mich überall hin. Sie reden über mich. Aber niemand hört mir zu!

Ich meine, so richtig!" Außenseiter zu sein und Störenfried, diese Erfahrung eint die Kinder. Sie tun alles, um den Schmerz zu unterdrücken, sich nicht angenommen zu fühlen. Sie sehnen sich nach Freundschaften.

Und sind unfähig dazu. Adrian, Fabian, Florian. Malte, Simon, Robin. Gehen zwei zum Bach, darf der Dritte nicht mit. Räumt einer auf, zerstört der Nächste die Ordnung. Die Kinder tun, was sie am besten gelernt haben: sich und andere ausschließen.

Für Gerald Hüther ist dies die Katastrophe: die einzige Erfahrung, die sich diesen Kindern eingebrannt hat, ist Einsamkeit.

"ADHS", sagt er, "ist vor allem eines: eine Beziehungsstörung." Eine Bewältigungsstrategie, mit dem Leid zurechtzukommen.

"Das menschliche Gehirn", sagt Hüther, "ist ein soziales Organ. Es entwickelt sich über Beziehungserfahrung.

Wir Menschen können nicht allein leben. Und doch wird heute mehr denn je die Illusion geweckt, als käme einer ohne den anderen aus." Wer nicht dazugehören darf, spüre einen ähnlichen Schmerz wie jemand, der geprügelt wird. "Wenn es gelänge, dass sich die Kinder dazugehörig fühlen, bräuchten sie diese Symptomatik nicht mehr." Jedes der Kinder ist bemüht, alle Aufmerksamkeit nur auf sich zu ziehen. Die Kleinen machen auf groß, die Großen auf klein. Sie sind verträumt, schmollen oder schlagen. In den ersten Wochen dauert es 20 Minuten, bis die Kinder einen Kreis

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bilden können, eine halbe Stunde, bis alle versammelt sind. 28 Tage vergehen, bis der Letzte freiwillig seinen Teller vom Tisch räumt.

Ihre Köpfe sind dick wie die Wand, gegen die sie laufen. Die Wand heißt Rüdiger. Wenn der Ja sagt, bleibt es dabei. Wenn Nein, dann auch. Wer zu spät zum Frühstück kommt, bekommt keins mehr. Jedenfalls nicht das große, das Büfett aus Obst und Joghurt und Sahne. Regeln einhalten, das sollen die Kinder lernen.

Rüdiger Bachmann, 44, ist Vater von vier Kindern, ein studierter Betriebswirt mit einer sanften, aber festen Stimme. Erzieher, Schulgründer, Freigeist. Einer von der Sorte, die im Leben mit einem T-Shirt auskommt: seins schmückt ein Bisonkopf. Bachmann verteilt Aufgaben und Komplimente, er schaut hin. Und schläft unterm Küchentisch, wenn das Gewit- ter mal wieder das große Zelt zusammengefaltet hat.

Hier oben ist die Zeit nicht portioniert.

Rüdiger Bachmann ist einfach da. 24 Stunden lang. Wie seine Frau Claudia, wie Martin Gecks, der andere Sozialpädagoge; der hatte sich früher schon um Crash-Kids gekümmert. Und schlägt sich jetzt die Nächte um die Ohren, um zu hören, was die Kinder auf dem Herzen haben. Er fragt vorsichtig nach, er konfrontiert.

Taucht ein in Familiengeschichten, erfährt, wie sehr die Kinder unter Trennung leiden.

Unter dem häufigen Partnerwechsel ihrer Eltern. Dass sie gehänselt, gemobbt, geprügelt werden.

Die drei Erzieher wissen anfangs wenig von den Kindern, die Expertisen in den Leitz-Ordern interessieren sie nicht. Die Eltern haben ihnen seitenlange Gebrauchsanweisungen für ihre Kinder mitgegeben, wegen Platzangst, Vollkornallergie, Kopfweh. Die Notfallpläne verstauben schließlich im Müsliregal, zusammen mit Vitaminpillen, die sollen ja auch gut sein.

Die Betreuer warten ab, ob sich Konflikte von allein regeln.

Manchmal ist es nicht zum Aushalten, manchmal zum Verzweifeln.

Aber sie bleiben bei ihrem Entschluss, Grenzen zu setzen.

Als Simon, 9, der manchmal Migräne hat, wieder mal nicht wandern will, um aus dem Tal Lebensmittel zu holen, präsentiert Rüdiger Bachmann zwei Möglichkeiten.

Die eine: mit Kopfweh den Berg hinunter. Die andere: ohne Kopfweh. Simon geht. Und ist später ziemlich stolz. So läuft es die ganze Zeit. Sagen zwei Kinder, wir trauen uns zu, allein am See zu sein, dürfen sie das. Hebt ein Kind die Axt in Richtung eines anderen, wenn auch nur "zum Spaß", ist die Axt weg.

Die Erzieher wollen Vertrauen säen. "Am meisten", sagt Rüdiger Bachmann, "erstaunt mich, in welcher Tiefe die Kinder unselbstständig sind. Und dass ihre Konflikte immer wieder darauf hinauslaufen, sich gegenseitig auszuschließen." Aber das wird langweilig auf Dauer. Langsam, es muss in der fünften, sechsten Woche sein, kurz nachdem die Eltern auf eine Stippvisite vorbeigekommen sind, als wieder Tränen fließen, aber das Heimweh nicht mehr eine solche Macht hat, machen sich Veränderungen bemerkbar. Die Verlassenen merken, dass sie nicht so hilflos sind, wie es ihnen immer erzählt wurde. Adrian konnte vorher nicht einmal allein ein Streichholz entzünden.

Es setzt nicht mehr so viele Ohrfeigen im Vorbeigehen, es wird nicht mehr so viel darüber gesprochen, am Sonntagmorgen schon um sechs vor dem Fernseher sitzen zu dürfen oder Musik zu hören, von Typen, denen das Blut aus dem Mund läuft.

Plötzlich werden Kaulquappen gerettet und nicht mehr von Händen zerquetscht, die zwei Esel geben bockig Reitunterricht.

Janis brüllt Malte an, mit seinem "Scheißegoismus" werde er nicht weiter kommen als einmal den Berg hoch und runter. Florian lässt Robin beim Floßbau mitmachen, und Pascal schreckt nachts kaum noch auf, um sich zu vergewissern, dass jemand da ist für ihn.

Die Kinder geraten in Bewegung.

Sie bekommen eine Ahnung davon, dass es anders geht.

Die Veränderungen lassen sich nicht messen und nur schwer beschreiben.

Janis kann es noch am besten. Er sagt nach langem Überlegen, er sei jetzt "stärker im Kopf". Mit den Lehrern, da würde es sicher schwierig werden, "aber jetzt muss mein Wille mitspielen".

Malte sagt, er müsse nicht mehr immer Erster sein. Simon sagt, er werde weniger Fernsehen gucken zu Hause.

Und Adrian verspricht, morgens von allein aufzustehen.

Er spricht nicht mehr so oft von seiner Mutter, die so schlecht sprechen kann nach ihrem schweren Unfall. Adrian ist der Einzige auf der Alm, der immer seine Sachen beisammen hat; bei ihm hat sich am härtesten eingegraben, dass er funktionieren muss. Er fühlt so viel Verantwortung für seine Eltern, dass ihn jede weitere aus der Fassung bringt.

Als er dann, nach 55 Tagen, Adrian hat jeden einzelnen gezählt, durchlebt, durchlitten, seine Eltern in die Arme schließt, sieben Kilo schwerer, irgendwie größer, nicht mehr so wehleidig dreinschauend, sagt er: "Ich will mit euch ein besseres Leben führen." In einer Ecke, unten im Tal, wo alles losging, hockt Rüdiger Bachmann und kämpft mit den Tränen.

Er hatte nicht damit gerechnet.

Nicht damit, dass er so gerührt sein würde. Nicht damit, dass auf der Alm so viel passiert.

Am Ende weint er dann doch noch, nach acht Wochen mit den wilden Kerlen. In deren Köpfen so viel drin ist, was da nicht reingehört.

Und so viel reingehört, was noch nicht drin ist.

Pascal hat seine Mutter gleich nach seiner Rückkehr in den Bioladen geschleppt und ihr gesagt, dass Zucker ihm nicht gut tut. Seine Mama kaufte ein Tipi, darin übernachteten sie jetzt am Wochenende. Dominik, 10, hängt der Zeit auf der Alm nach, für ihn waren es die schönsten Wochen seines Lebens. Seine Mutter hat sich während der Almzeit von ihrem Freund getrennt. Oder umgekehrt.

Robins Vater berichtet, sein Sohn sei deutlich ruhiger geworden und könne sich nun länger allein beschäftigen. Janis hat einen schwierigen Schulstart gehabt und bemüht sich, zuversichtlich zu sein. Maltes Mutter traut dem Frieden noch nicht, dass ihr Großer so plötzlich ohne Murren den Alltag bewältigt. Sie rechnet jeden Moment mit einem Rückschlag, zu viel hat sie erlebt.

Und Adrians Mama sagt strahlend, ihr Junge sei wie ausgetauscht.

Wie neu geboren.

Operation geplünderter Wald

Die Raubfäller im Regenwald glauben, man könne ihnen nichts nachweisen. Ihre Camps liegen tief im Dschungel, Polizisten und Zöllner sind bestochen, die Rechtslage ist verworren - und internationale Kunden profitieren davon. Doch die verdeckten Ermittler einer kleinen Naturschutzgruppe sind den Plünderern auf der Spur. Ein GEO-Team hat sie in Madagaskar begleitet

Philip Kohlhöfer, GEO 01.04.2010

Um eine glaubwürdige Legende aufzubauen, hatte der Mann uns zuvor gesagt, müsse man nah an der Wahrheit bleiben. Sonst laufe man Gefahr, sich zu verhaspeln. Und so versucht er am Anfang des Gesprächs, nur wenig zu lügen.

Es habe einige Zeit gedauert, sagt er seinem Gegenüber, bis er gewusst habe, was aus seinem Leben werden solle. Er mustert den Mann auf der anderen Seite des Schreibtisches, gibt sich entspannt, plaudert. Bei der US-Eliteeinheit Marines sei er gewesen, habe Soldat werden wollen. Vielleicht, um die Last seiner berühmten Familie abzuwerfen, die er manchmal als bedrückend empfinde.

So weit, so korrekt.

Auf einer Reise sei ihm dann klar geworden, dass er einen Beruf suche, in dem er der Natur nah sein könne. Und was gebe es natürlicheres als Bäume?

Der Erzähler trägt Lederschuhe und Anzughose, sein Hemd ist bis zum obersten Knopf zugeknöpft, und obwohl die Sonne mit tropischer Wucht vom Himmel brennt und die feuchtheiße Luft zwischen den mit dunklem Rosenholz getäfelten Wänden des Büroraums steht, schwitzt er nicht. Auch dann nicht, als er mit den Unwahrheiten beginnt: Seither handle er eben mit Holz. Er beliefere die Hersteller von Musikinstrumenten mit bester Qualität. Das sei es auch, was er in Madagaskar suche. Der Mann faltet die Hände vor dem Bauch wie zum Gebet. „Die beste Qualität.“

Wie war noch gleich Ihr Name, fragt sein Gegenüber.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Alexander von Bismarck, Biologe, 37 Jahre alt, Chef der Washingtoner Umweltschutzgruppe Environmental Investigation Agency (EIA), schiebt eine Visitenkarte über den Schreibtisch. Darauf steht: „Thomas C. Bolton, President. Nexis Trading.“

Der Fotograf Toby Smith und ich reden so wenig wie möglich. „Thomas C. Bolton“ hat uns dem madagassischen Geschäftsmann als seine Kunden vorgestellt, Gitarrenbauer, die mit ihm auf die Suche nach dem besten Material gegangen sind. Die Wahrheit: Wir begleiten Alexander von Bismarck bei seiner Undercover-Aktion und wollen verfolgen, wie er den illegalen Handel mit bedrohten Hölzern dokumentiert.

Bismarck dreht nun ebenfalls eine Visitenkarte seines Gegenübers zwischen den Fingern. „Roger Thunam“ steht darauf, „Vanillehändler.“ Vanille? Der mächtige Boss der Holzmafia in Nordmadagaskar lacht. Vor der Tür stehen zwei Leibwächter. Thunam fühlt sich sicher. Doch alles, was er sagt, wird gefilmt. Denn „Bolton“ trägt eine versteckte Kamera.

Roger Thunams Büro in Antalaha ist ein Zentrum für das größte illegale Geschäft des Landes. Thunam und seine Leute fällen und verkaufen Edelholz. Vor allem Rosenholz, ein Sammelbegriff für mehrere vom Aussterben bedrohte Arten aus der Gruppe der Palisanderhölzer. Und Ebenholz, hervorragend geeignet für den Bau von Musikinstrumenten. Von 103 Ebenholzarten gelten nur zwei als nicht bestandsgefährdet.

Roger Thunam verstößt mit seinen Geschäften seit Jahren gegen die Gesetze seines Landes. Schon im Jahr 2000 hat die Regierung von Madagaskar das Fällen von Rosenholz und Ebenholz in „sensiblen Zonen“ verboten; ohnehin kommen die Bäume längst fast nur noch in den Nationalparks vor. Doch seit dem Sturz des gewählten Präsidenten im März 2009 ist der korrupte Staatsapparat fast völlig zusammengebrochen. Auf Madagaskar wird so viel Holz gefällt wie nie zuvor. Oft wird es als Sturmbruchholz oder alter Lagerbestand deklariert, für deren Verkauf es begrenzte Ausnahmegenehmigungen gibt. Ein Nationalparkdirektor spricht vom „Drehtüreffekt“: Sobald Teile des alten Bestandes verkauft sind, füllen die Sägewerke

die Lücken im Lager heimlich mit frisch geschlagenem Holz auf – und erklären dies dann erneut zum Altbestand.

Ein Bericht zweier internationaler Naturschutzorganisationen, der in Zusammenarbeit mit der madagassischen Forstbehörde erstellt wurde, sieht zudem Anzeichen für „geheime Absprachen zwischen Exporteuren und Strafverfolgern“. Umweltschützer um eine ehemalige hohe Mitarbeiterin des madagassischen Wirtschaftsministeriums haben Belege für erhebliche Schmiergeldzahlungen gesammelt. Inzwischen laufen Bestellungen für bedrohte Hölzer sogar im Lokalradio: Zwischen zwei Musiktiteln verkündet der Moderator, wer wie viel Rosenholz oder Ebenholz benötigt und wo es übergeben werden soll.

Roger Thunam beteiligt sich nicht an solch geringfügigem -Geschacher. Er hat eigene Holzfällertrupps, die er für seine internationalen Kunden in den Wald schickt. Zu befürchten hat er dabei wenig. Sobald die Stämme das Land verlassen haben, sind sie nach internationalem Recht „legal“, ganz gleich welchen Schutz sie in Madagaskar genießen. Denn im CITES-Abkommen, das den zwischenstaatlichen Handel mit Tieren und Pflanzen beschränkt, haben sich die 175 Unterzeichnerstaaten nur bei einer Handvoll Bäume auf einen übernationalen Schutzstatus einigen können. Nur 0,5 Prozent des weltweiten Holzmarktes sind von den Beschränkungen betroffen. Und nur zwei Holzarten auf der Liste, Mahagoni und Ramin, sind von kommerzieller Bedeutung. Ebenholz und Madagaskar-Rosenholz, obwohl unbestritten gefährdet, werden von CITES nicht berührt.

Die Abnehmer der Hölzer in Asien oder Europa machen sich nicht strafbar, wenn sie Besenstiele oder Gartenmöbel aus Rosen- oder Ebenholz herstellen. Naturschützer können sich zwar ärgern, wenn sie erfahren, dass gefährdete Arten eingeführt werden – eine Handhabe dagegen haben sie nicht. Allein Deutschland importiert jährlich sogenanntes Raubholz aus den Tropen im Wert von einer Milliarde Euro.

Hoffnung stiftet einzig ein US-amerikanisches Bundesgesetz, das seit 2008 in Kraft ist: Ein Zusatz zum „Lacey Act“ soll helfen, die letzten Primärwälder der Erde gegen die Gier der Händler zu verteidigen. Er verbietet in den USA den „Import,

Export, Kauf, Verkauf, Transport, Erwerb und Zukauf“ von Holz oder Holzprodukten bis hin zu Papier, wenn das verwendete Holz in seinem Ursprungsland illegal gefällt wurde. So will der US-Gesetzgeber verhindern, dass illegales Holz einfach durch Export „gewaschen“ werden kann. Ein Schritt, zu dem sich kein anderer Staat hat durchringen können.

Nicht nur ein Verkäufer, der über die illegale Herkunft seiner Ware täuscht, auch ein Käufer, der sie ignoriert, kann mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestraft werden – ein revolutionäres Gesetz.

Es waren Alexander von Bismarck und seine Kollegen von der EIA, die dem Gesetz zum Durchbruch verhelfen. In jahrelanger Arbeit hatten sie eine Interessengemeinschaft geschmiedet: aus Umweltschützern, denen die Wälder am Herzen liegen, und aus Holzfirmen, Sägewerken, Industrievertretern, denen das illegal geschlagene Holz aus den Tropen die Preise verdirbt.

Weil Raubfäller keine Ausgaben für Wiederaufforstung haben und weil sie meist keine Arbeits- und Umweltschutzaufgaben erfüllen, drücken die illegal gefällten Bäume den Weltmarktpreis für Holz um bis zu 16 Prozent.

Und weil illegaler Einschlag mit Korruption und Steuerhinterziehung einhergeht, schätzt die Weltbank allein den finanziellen Schaden auf 15 Milliarden Dollar jährlich. „Der Lacey Act“, sagt Bismarck, „ist der größte Naturschutzereignis seit Jahren in den USA. Wenn er Wirkung zeigt, dann hat das Vorbildcharakter.“

Doch der Nachweis einer illegalen Herkunft von Holzprodukten ist schwierig. Deshalb hat der Lacey Act bislang in keinem Fall zur Anklage geführt – dabei stammen Schätzungen zufolge zehn Prozent des in die USA importierten Holzes aus illegalen Quellen (in Europa laut EU-Kommission sogar eher 20 Prozent).

Und genau deshalb ist Alexander von Bismarck nach Madagaskar gereist: Er will Beweise -suchen, Aussagen aufzeichnen, Fotos und GPS-Daten von Holzfällercamps sammeln, Frachtpapiere einsehen. Alles in einen Zusammenhang bringen, vom Regenwald in Madagaskar bis zu Kunden in den USA. Er will, dass nach dem Gesetz, für das er gekämpft hat, endlich jemand bestraft wird.

Das Büro des Edelholz-Dealers ist düster. Paneele und Parkett, Schnitzereien auf allen Regalen – überall ist so viel Holz, dass man das Gefühl hat, man sitze in einem Baumstamm. Neben dem Schreibtisch hängt ein Kalender, das Bild zeigt eine gotische Kirche irgendwo in Deutschland. „Theodor Nagel“ prangt in großen Buchstaben daneben. Darunter ist eine Weltkugel abgebildet und das Wort „Holz“ in fünf Sprachen.

Die Geschäftsbeziehung mit den Deutschen, sagt Thunam stolz, bestehe seit mehr als zehn Jahren. Für manche Edelhölzer habe man sogar eine Exklusiv-Vereinbarung getroffen.

Die Firma Nagel ist Großhändler im Hamburger Hafen. Im November 2009 bot sie als Sonderangebot „Madagaskar Palisander“ an, perfekt, um etwa das Griffbrett von Gitarren herzustellen. Unter ihren Kunden ist auch die amerikanische Gitarrenfirma Gibson – die, falls sie illegales Holz kauft, gegen den Lacey Act verstößt. Ebenso wie Nagels Vertreter in den USA. Nach Recherchen der EIA hat Thunam im März 2009 einen Container Ebenholz nach Hamburg geschickt. Der Holzhändler Nagel verkaufte madagassisches Ebenholz dann an Gibson weiter. Auf Nachfrage von GEO beteuert die Firma Nagel, alles von ihr importierte Holz sei legal. Exportpapiere und eine Konzession zum Einschlag außerhalb der Nationalparks habe man geprüft. Von dubiosen Machenschaften des langjährigen Partners wisse man nichts.

Ob sich andere Einkäufer auch so sehr für die Qualität von Thunams Hölzern interessieren, will von Bismarck alias Bolton wissen. Es gelingt ihm, unverfänglich zu klingen. Er ist geübt darin, wichtige Fragen unter einem Berg von Small Talk zu verstecken. „Der Kunde aus Hamburg“, sagt Thunam lächelnd und deutet auf den Kalender, „macht es genau wie Sie: Er war etliche Male hier, um sich alles anzuschauen.“

Roger Thunam bietet Wasser an, in Plastikflaschen aus dem Supermarkt. Ein Statussymbol, das ihn als einen Mann ausweist, der etwas zu sagen hat, hier in einer der ärmsten Regionen der Welt.

Neben dem deutschen Kalender hängen Urkunden des Staates für Roger Thunams Beitrag zur Wirtschaftsförderung, Bilder zeigen ihn mit den letzten drei Präsidenten Madagaskars. Einer hat ihn sogar zum Ritter geschlagen.

Erst am Tag zuvor ist Thunam aus Antananarivo, der Hauptstadt, zurückgekehrt. Seit dem Putsch gibt es dort neue Amtsträger, die er überzeugen muss, dass sein Geschäft Vorteile für alle bringt. In seiner Heimatstadt bezweifelt das ohnehin niemand. Als Thunam am Flughafen ankam, bildeten sich Mensentrauben, wo immer er stand. Man steckte ihm Zettel zu, Dankeschreiben von Menschen, denen er irgendetwas bezahlt oder einen Job vermittelt hat. Das Getränk an der Bar im Terminal bezahlte er nicht.

Thunam stützt seine Ellbogen auf dem Schreibtisch ab: „Für wie viel Dollar wollen Sie Ebenholz kaufen, Mr. Bolton?“

„Vielleicht für 50 000, mal sehen“, sagt von Bismarck.

Kein Riesendeal. Aber Roger Thunam, obwohl reich, das halbe Dorf auf der Lohnliste, ein Haus in Frankreich, eines in China, die Kinder auf einem französischen Internat, dreht seinen Kopf, so, als könne er die Zahl noch einmal hören, wenn er seine Ohren nur nahe genug an die Lippen seines Gegenüber bringen könnte.

Er nickt. Natürlich dürfe sich Mr. Bolton im Lager umschauchen, die Qualität begutachten, gleich hier, vor dem Büro. Nur ein paar Schritte entfernt liegen rund 6000 Edelholzstämmen. Aber Holz in einem Hinterhof zu sehen, das nutzt Bismarck nichts. Er muss in den Nationalpark, um beweisen zu können, dass Thunam dort Holz schlagen lässt. Bismarck verweist auf uns, seine „Gitarrenbauer“, zuckt die Achseln. Das seien eben komische Typen, er lacht, die müssten die Qualität des Holzes am Baum sehen, wollten wissen, wo es wachse, wie es sich nass und trocken verhalte...

Thunam nickt. Das beste Holz, sagt er, wachse in den Bergen.

Im Masoala-Nationalpark?

Er windet sich. Er sei nur Händler, woher das Holz genau komme, sei ihm egal. Dann stockt er. Seine Miene verkrampft. Mit einem Ruck steht er auf. „Warum fragen

Sie eigentlich so viel?“ Thunam spuckt den Satz mehr aus, als dass er ihn spricht.
„Warum fällt mir das erst jetzt auf? Sind Sie nicht dieser Umwelt-Typ?“

Die Leibwächter vor der Tür sehen in unsere Richtung. Der Fotograf und ich würden am liebsten mit dem Boden verschmelzen, hören auf zu atmen, hoffen. Auf was? Auf von Bismarck. Und der bleibt ungerührt: „Nein, Sie müssen mich verwechseln.“

Und als habe man einen Schalter umgelegt, entspannt sich Roger Thunam wieder. Er entschuldigt sich, die Schwerkraft scheint nun an ihm zu ziehen, er fällt in den Sessel zurück. „Ihr Weißen seht alle gleich aus“, murmelt er.

Alexander von Bismarck leistet sich ein gequältes Lächeln.

„Ich schicke Leute zu Ihrem Hotel“, sagt Thunam. „Die werden Sie in die Berge bringen.“

Stille. Nicken. Der Holzboden knarrt unter dem Gewicht zweier Männer, die aufstehen und sich die Hände schütteln.

Es ist ein weltweites Geschäft mit der Natur, gegen das die kleine EIA seit 1984 ankämpft: Gerade mal neun Leute arbeiten für die Greenpeace-Abspaltung in den USA, ihr Jahresbudget beträgt 900 000 Dollar, es kommt vor allem von Stiftungen wie der Rockefeller Foundation.

Alexander von Bismarck, ein entfernter Verwandter von Otto, dem Eisernen Kanzler, geboren

in München, wegen seiner amerikanischen Mutter US-Bürger, las 1995 in einer Zeitung von der -Arbeit der EIA, die damals den Schmuggel mit Elfenbein dokumentiert hatte. Als er später als Harvard-Biologe in Uganda arbeitete, hatte Bismarck sein Schlüsselerlebnis: Er forschte am Nilbarsch, der in den 1960er Jahren im Viktoriasee ausgesetzt worden war. Der fremde Fisch hatte alle anderen Arten im See dezimiert – und wurde als Delikatesse nach Europa ausgeflogen, während die einheimische Bevölkerung Hunger litt. „Da habe ich begriffen, dass ich nicht einfach als Biologe so tun kann, als sei alles in Ordnung – während ich an Ökosystemen

forsche, die im Begriff sind, zerstört zu werden.“ Er flog nach London, begann in der EIA-Filiale als Freiwilliger. Seit 2007 ist er Chef des Washingtoner Büros.

Dem illegalen Holzhandel spürt er auf der ganzen Welt nach. In China, Honduras und Russland hat er ermittelt. In Malaysia ist er einmal enttarnt worden und mit Glück entkommen. Hier ein Beweis, da ein kleiner Erfolg – alles mit dem Ziel, das globale Netz der Waldplünderer zu enttarnen.

Weltweit dürfte jeder fünfte Baumstamm illegal geschlagen sein. In Sibirien und Brasilien sogar 50 Prozent, in Westafrika 70, in manchen Ländern Asiens 90 Prozent. Satellitenbilder zeigen, dass Fäller in Indonesien in 37 von 41 Nationalparks aktiv sind.

Die Gewinnspanne ist enorm. So kostet ein Kubikmeter Merbau-Holz, das fast nur noch in West-Papua vorkommt, in Indonesien 120 Dollar. In China hat sich der Preis nach Verarbeitung zu Bodenbelägen verdoppelt. In den USA kostet dieselbe Menge 2200 Dollar. Rosenholz bringt in Asien sogar bis zu 5000 Dollar pro Kubikmeter. Allein in Madagaskars Schutzgebieten werden seriösen Schätzungen zufolge täglich bis zu 250 Kubikmeter davon geschlagen.

Nachrichten für James Bond, bitte nach dem Signalton.“ Der Besitzer des Telefons, dessen Nummer wir von einem Kontaktmann Thunams haben, will sich nicht gleich zu erkennen geben. Bismarck bittet um Rückruf – denn der Mann soll sich mit Exportgenehmigungen für heikle Waren auskennen.

Wir laufen die Hauptstraße von Antalaha entlang, diesem zu groß geratenen Dorf, das aussieht, als habe jemand die Hütten einfach so über dem öden Land ausgekippt. Unser Hotel, es heißt Palissandre, ist ein Treffpunkt

für Holzhändler, in erster Linie Chinesen. Sie blicken von ihrem Mittagessen auf und grüßen den Kollegen Bolton. Sie wissen nicht, dass der am Abend zuvor in der Hotelloobby ein Aufnahmegerät hinter der Wandvertäfelung befestigt hat, um ihre Gespräche aufzunehmen. Wir beobachten, wie sie mit Türmen aus Bauklötzen spielen, die aus Tropenhölzern zusammengesetzt sind, beschriftet mit den Namen der Bäume, damit auch fachfremde Händler erlernen, was Antalaha ihnen für ihr Geld zu bieten hat.

Am Nachmittag ruft James Bond zurück. Er will Steve genannt werden. Als Holzhändler wisse er, wie schwer es sei, gewisse Waren außer Landes zu bekommen. Für die Papiere, raunt er, müsse man bezahlen. Natürlich. Auch da spricht Steve aus Erfahrung. Im Hauptberuf ist er Chef der örtlichen Zollbehörde.

Alexander von Bismarck sieht auf seine schwere Armbanduhr. Er muss im Büro anrufen, Bescheid sagen, dass er die nächsten Tage im Wald verbringt. Wenn seine Kollegen nichts von ihm hören, sollen sie nicht gleich die US-Botschaft einschalten.

Kaum, dass wir unsere Sachen gepackt haben, melden sich Thunams Leute vor der Tür. Sechs Männer mit Macheten sollen uns begleiten. Wir fahren über eine Straße, die diesen Namen nicht verdient, mehr eine Spur im Sand. Zebuherden auf der einen und der Indische Ozean auf der anderen Seite. Es geht Richtung Süden. Richtung Nationalpark.

Der Fahrer hört Chansons, singt mit, feuert an, mitsingen Monsieur, mitsingen, „Oh, Champs-Élysées“, während draußen Pick-ups kreuzen, beladen mit Rosenholz. Er überfährt in kurzer Folge ein Huhn und zwei Schlangen; sie platzen mit dem Knall eines prallen Luftballons.

Dann kippt die Straße in einen Fluss. Keine Brücke. Wir müssen warten, bis zwei Männer mit langen Stöcken eine Fähre angelandet haben. Thunams Männer essen Käsecken. Sie werfen die Alufolie achtlos ins Unterholz.

Alexander von Bismarck, der so kühl geblieben ist, als er im Büro des Mafiabosses fast enttarnt worden wäre – jetzt wird er unruhig. Müll im Busch. Er kann das einfach nicht ertragen. Er geht am Ufer auf und ab. Ringt mit sich. Minutenlang. Soll er das aufheben? Tagelang den Abfall mit sich herumtragen? Was werden Thunams Leute denken? Schließlich ist Thomas C. Bolton ein rücksichtsloser Holzdealer, der Wald ist ihm egal, solange er Geld damit verdienen kann. Er darf nicht aus der Rolle fallen. „Ach was“, sagt er trotzig zu sich selbst. „Ich bin eben ein exzentrischer Typ. Ich achte auf die Landschaft und verkaufe trotzdem Tropenholz.“

Er geht zu der Gruppe von Männern, redet irgendetwas Unbedeutendes, und nimmt dann, ganz beiläufig, den Müll mit.

Auf der anderen Seite des Flusses betreibt ein Militärposten den „letzten Kühlschrank vor dem Wald“, so steht es auf einem Schild. Zwei Soldatendarsteller lehnen in zerlumpte Uniformen an einem Steinhäuschen. Man grüßt sich. Es wäre einfach, an diesem Posten den Holzschmuggel zumindest aus dem Nationalpark zu unterbinden, von Nordosten gibt es keine andere Straße in die Masoala-Berge. Der Kommandant hat sich aber für eine andere Strategie im Umgang mit der Holzmafia entschieden. „Ich arbeite nicht für die Regierung“, sagt er. „Ich bin unabhängig.“ Und betrunken.

Dann lässt er uns durch, hinein in das Gebiet, zu dessen Schutz er abgestellt ist: eine entwaldete Landschaft, durchzogen vom Geruch von Holzfeuern. Hektarweise graue Aschefläche sehen wir, aus der manchmal Baumreste aufragen, an denen Siedler mit Macheten das letzte Holz schlagen, um es unter einem Reistopf zu verfeuern.

So ist das fast überall, wo Tropenwälder ausgebeutet werden: Auf den Pfaden der Holzfäller folgen die Siedler, brennen nieder, was noch steht, um Äcker anzulegen. Die Brandrodung ist weltweit für fast 20 Prozent des CO₂-Ausstoßes verantwortlich. Und weil Waldböden zusätzlich etwa fünf Mal so viel CO₂ speichern wie die auf ihnen wachsenden Pflanzen, geht mit der Rodung auch die Speicherfunktion des Ökosystems verloren. Wälder sind zudem für den Wasserkreislauf unersetzlich. Durch ihre Vernichtung breiten sich Wüsten an eigentlich feuchten Orten aus, etwa an der Elfenbeinküste. Unter anderem durch diese Zerstörung verlieren jedes Jahr bis zu 50 000 Tier- und Pflanzenarten ihren Lebensraum – und sterben aus.

Auf Madagaskar ist die Situation besonders dramatisch. Die Bevölkerung hat sich binnen 50 Jahren auf 21 Millionen Menschen vervierfacht. Das Land hat den höchsten Pro-Kopf-Reisverbrauch der Welt. Und weil Reispflanzen viel Platz brauchen, wird entwaldete Fläche sofort in Beschlag genommen. Dazu treiben Siedler oft Kühe auf die kahl geschlagenen Gebiete, die jeden Regenerationsversuch des Walds wegfressen, so lange, bis der Boden keine Kraft mehr hat. Ein gerodetes Stück Regenwald bleibt noch drei Jahre produktiv, dann ist es ausgelaugt, die Siedler müssen tiefer in den Wald – und können darauf vertrauen, dass die Holzfäller ihnen längst die nächste Anbaufläche frei geschlagen haben.

All das geschieht auf einem der artenreichsten Flecken der Erde. 90 Prozent aller auf Madagaskar vorkommenden Lebewesen sind endemisch, es gibt sie nur dort. Der Masoala-Nationalpark wiederum ist die artenreichste Region der Insel, die Arche Noah auf der Arche Noah. Jeden Tag werden hier etwa zehn Hektar zerstört. Wenn sich das nicht ändert, ist der Regenwald des Nationalparks in 60 Jahren verschwunden.

Aus dem verkohlten Boden ragen die Schilder auf, auf denen die Parkbehörde verspricht, sich um diesen Wald zu kümmern.

Auf einmal türmt sich eine Wand von Wald vor uns auf. Wir haben den Rand der Rodung erreicht.

„Wird hier das Holz für Roger Thunam geschlagen?“

„Noch nicht“, sagt einer der Männer. Er trägt eine Baseballkappe von der letzten Fußball-EM, „Hopp Schwiiz“ steht darauf unter dem Schweizerkreuz. „Wenn wir zum Camp wollen, müssen wir viel weiter rein.“

„Hilft ja nichts“, sagt Bismarck. In Wahrheit brennt er darauf, tief in den Nationalpark vorzudringen, um zu dokumentieren, dass Roger Thunam tatsächlich an Orten schlagen lässt, wo keine Ausnahmegenehmigung dies rechtfertigen kann. Doch der Ermittler will sich seine Euphorie nicht anmerken lassen: Mit missmutiger Miene läuft er los.

50 Kilometer in drei Tagen, das klingt machbar. Es wird aber zur harten Prüfung für Ungeübte, wenn der Weg durchs Dickicht erst mit der Machete in das Grün geschlagen werden muss.

Äste schlagen auf den Körper, Lianen halten die Beine fest, Tiere die nicht zu sehen sind, stechen von allen Seiten zu. Dann das erste Schlammloch. Es geht bis zu den Knien, und es fühlt sich an, als ob jemand die Beine von unten festhält. Meine Schuhe bleiben einfach unten – zum Glück habe ich ein zweites Paar dabei.

Wir besteigen Wasserfälle, überqueren reißende Bäche auf Baumstämmen. Und wenn der Fluss zu breit ist, dann mittendurch, Wasser bis zum Kinn, Rucksack auf dem Kopf. „Das war Teil meines Trainings bei den Marines“, sagt von Bismarck lapidar. Auch Fotograf Smith hat eine Armee-Ausbildung. Ich aber werde in einem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fluss umgerissen und etliche Meter abgetrieben, die Hälfte meiner Ausrüstung treibt in Richtung Indischer Ozean. Unsere Begleiter lachen. Für die Tarnung ist das gar nicht schlecht – schließlich bin ich ein feinsinniger Gitarrenbauer.

Das Wetter wechselt zwischen Extremen. Auf sengende Sonne folgt Regen, so heftig, als wolle er das Hochland frei spülen von Wald und Erde, von Tieren und Menschen. Ohne Regenponcho ist man in Sekunden durchnässt. Mit Poncho auch, vom Schweiß. Und irgendwann ist jede Kraft aufgebraucht. Die Füße sind wund, die Haut ist aufgescheuert.

„Hier ist das Bett“, sagt der Führer mit der Machete und zeigt irgendwohin, auf den Boden. „Sieht doch gut aus, oder?“

18 Uhr, es dämmt. 18.10 Uhr, es ist stockdunkel.

Noch zwei Tage bis zum Camp.

Es ist 5 Uhr, es dämmt. Um 5.10 Uhr ist es taghell. Eine Machete wirbelt durch die Luft, zerschneidet das Gestrüpp hinter dem Lager. „War nur ein Vogel“, brummt einer der Führer. Er hatte gehofft, einen Lemuren zu erlegen. „Die sind das Beste.“ Er schnalzt mit der Zunge.

Lemuren, eine mehr als 100 Arten starke Gruppe von Halbaffen, haben nur auf Madagas-

kar überlebt, weil ihnen hier bis vor Kurzem keine Primaten den Lebensraum streitig gemacht haben. Sie zu fangen, sagt der Mann mit der Machete, sei beim Holzfällen quasi eine Selbstverständlichkeit. Man müsse bloß auf einem gerodeten Waldstück zwei Bäume stehen lassen, damit die Tiere sie als Waldbrücke über die Freifläche erkennen. „Dann stellt man sich unten hin und kann sie mit der Machete abwerfen.“ Das Messer wirbelt in seiner Hand. „Ganz leicht“, sagt er.

Bismarck kann es nicht lassen: „Weißt du, dass es Lemuren bald nicht mehr geben wird?“

„Es gibt nichts mehr zu sagen“, sagt Thunams Mitarbeiter mürrisch, lässt die Machete von Hand zu Hand wechseln und redet dann doch weiter. Es gebe so viele

Lemuren, dass man sie gar nicht alle essen könne. „Das ist gut, denn den Rest kann man verkaufen.“

An wen? „Chinesen“.

Die Asiaten sind nicht nur bei weitem größter Holzkäufer in Madagaskar – sie kaufen ihre Delikatessen gleich dazu.

Von Bismarck ist chinesischen Händlern in vielen Ländern begegnet. China importiert 60 Prozent allen tropischen Holzes. Allein die Lieferungen von Tropenholzprodukten aus China in die USA und die EU sind binnen zehn Jahren um fast 1000 Prozent gestiegen. Ob das Holz aus dubiosen Quellen stammt, ist nach dem Umweg über Asien besonders schwer nachzuweisen.

Noch ein Fluss, noch mehr Schlammlöcher, noch eine Nacht im Dreck – und ein Skorpion in meiner Unterhose. Dann, endlich, hinter einem besonders tiefen Fluss, kommt das Lager in Sicht.

Machetenmänner stehen am Ufer, starren feindselig. Drei Weiße! Argwöhnisches Murren. Auf Rat des Dolmetschers halten wir Abstand. „Ich kläre das“, sagt er und verschwindet.

Nach endlosen Minuten kommt er zurück. „Sie hatten Angst, dass du ein Agent bist“, sagt er zu Alexander von Bismarck. „Ein Umweltschützer, der spionieren will.“ Er habe die Männer aber beruhigen können.

Bismarck lässt seinen Blick über das Camp schweifen. Hütten aus Blättern, geschützt mit Planen, auf denen das Logo der staatlichen Hilfsorganisation der USA gedruckt ist: USAID. Am Flussufer dümpeln schwere schwarze Stämme. Wir zählen 80 Stück. Ständig werden Bäume abgeflößt, ständig ziehen Männer neues Holz aus dem Wald an Seilen heran. Das Holz ist bereits geschält, auf den Stämmen sind Markierungen: Jede Holzfällercrew hat ihr Zeichen, an dem der Aufseher die Tagesleistung erkennt.

Bismarck schaltet das GPS-Gerät ein. Wir sind im Nationalpark. Darf er sich darüber freuen? Weil es nun bewiesen ist? Er atmet durch und macht sich an die Arbeit. „Thomas Bolton, hallo“, sagt er, nickt jedem zu, schüttelt alle Hände, plaudert

sich durchs Camp. Die Geschichte vom abgetriebenen Gitarrenbauer macht die Runde. Smalltalk: „Meine Güte, was macht ihr denn hier draußen, wenn ihr gerade kein Holz schlägt?“, fragt Bismarck.

„Massage“.

Die Masseurin sieht aus, wie man eben aussieht, wenn man den Launen von vierzig Männern ausgeliefert ist. Sie verkauft auch Pillen, die nach Farben sortiert sind. Die Käufer suchen aus, welche sie am schönsten finden, und hoffen, dass sie helfen.

In der Hand hält Bismarck ein Aufnahmegerät, völlig entspannt, als gehöre das zu einem Gespräch im Wald einfach dazu. „Wenn man offensichtlich etwas mitschneidet“, sagt er leise, „erweckt man am wenigsten Verdacht.“

Manchmal geht das Gespräch ins Detail: „400 Dollar für zwei Wochen Arbeit“, sagt ein Arbeiter. Er habe zwei Kinder in der Stadt. Er wisse, dass seine Arbeit illegal sei, und das gefalle ihm nicht. Er wolle es einfach hinter sich bringen. Er erzählt, dass die Holzfäller erst Geld erhielten, wenn die Stämme außer Landes seien. Ein kluger Zug der Holzlobby: Falls die Behörden ein Exportverbot ernsthaft durchsetzen wollen, müssen sich die Beamten der Wut der Arbeiter stellen.

Eigentlich sei Rosenholz ohnehin totes Holz, sagt ein anderer Fäller. Es wachse zwar, aber irgendwie anders, und es werde nicht besonders groß, man könne es ruhig abhacken. „Okay, zugegeben, wenn man das Holz aus dem Park zieht, geht viel kaputt.“

Das lässt sich nicht leugnen: Weil Rosenholz eine größere Dichte hat als Wasser, werden fünf Stämme aus anderem Holz um jeden Stamm gebunden, um den Auftrieb zu erhöhen. Sie werden später weggeworfen.

Aber woher, will „Thomas C. Bolton“ jetzt wissen, kommt das Holz denn nun genau?

Einen weiteren Tagesmarsch entfernt laufen wir durch die zerhackten Stümpfe von Eben- und Rosenholz. Wenn Rosenholz geschlagen wird, spritzt roter Saft aus dem Baum. Der Boden sieht aus, als sei er blutverkrustet.

Der Mann mit der „Hopp Schwiiz“-Mütze hat unsere Wanderung begleitet. Mit Stolz in der Stimme sagt er: „Hier ernten wir für Roger Thunam. Dieses Holz können Sie bei ihm kaufen.“

Dies also ist – endlich! – der Anfangspunkt einer Handelskette, die über den Hafen von Vohémar führt, wo Leute wie „James Bond“ die Zollbehörde leiten; über Zwischenhändler, die gleichgültig oder ahnungslos den Waldplünderern ihre Waren abnehmen, bis nach China. Oder in die USA, wo Gitarrenbauer und Tischler all das offenbar nicht wissen wollen.

Im August 2009 haben Experten des World Wide Fund for Nature (WWF) Rosenholzbestände in Westen und Nordosten Madagaskars untersucht. Sie fanden noch sechs verschiedene Arten – von ehemals 15. Keiner der Bäume hatte einen Durchmesser von mehr als 30 Zentimetern. Für Gitarrengriffe genügt das allemal.

Von Bismarck nickt, starr und versunken, als habe er den Glauben daran verloren, dass die letzten Urwälder gerettet werden können. Nach einer Minute kommt die Zuversicht zurück. Er beginnt zu filmen, läuft zwischen den Stämmen hin und her, fährt mit den Fingern über Schnittkanten. Er tut wieder das, was er unablässig tut: Beweise sammeln, die im Idealfall eine Anklage nach dem Lacey Act ermöglichen.

Er steht zwischen den Stämmen, in der Mitte einer neuen Lichtung. Von links ist das Rascheln des Waldes zu hören, von rechts dröhnt das Rufen der Holzfäller heran. Alexander von Bismarck legt den Kopf nach links und schließt die Augen.

Drei Wochen später, im Winter 2009, stürmen Beamte des US-Innenministeriums eine Fabrik des Gitarrenbauers Gibson in Tennessee und beschlagnahmen Rechner und Akten. Anlass sind unter anderem die Beweise, die Alexander von Bismarck in Madagaskar gesammelt hat. Der Firma wird vorgeworfen, via Theodor Nagel in Hamburg Ebenholz in die USA eingeführt und damit möglicherweise gegen den Lacey Act verstoßen zu haben.

Gibson veröffentlicht eine Pressemitteilung. Man nehme die Zertifizierung von Holz aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern ernst. Und: „Gibson bezieht Holz von Händlern, die sich an die Regeln halten.“

Unerwähnt bleibt, dass das Nachhaltigkeits-Zertifikat der Organisation Rainforest Alliance, mit dem Gibson sich schmückt, sich nur auf spezielle Holzarten bezieht – insbesondere auf Mahagoni aus Südamerika. Für madagassisches Holz hat die Firma kein Zertifikat. Darauf weist die Rainforest Alliance kurz nach der Durchsichtung in einer eigenen Erklärung hin.

Henry Juskiewicz, Chef der Gitarrenfirma, legt seinen Sitz im Vorstand der Rainforest Alliance vorerst nieder.

Im US-Bundesstaat Connecticut dürfte derweil der Partner von Nagel, der das Holz des Hamburger Händlers in den USA vertreibt, Post von den Justizbehörden bekommen haben. Dann müsste er Informationen über Madagaskar-Lieferungen an die Ermittler übergeben.

Erst nach Sichtung der Unterlagen werden die Beamten -entscheiden, ob ein Prozess angestrengt wird. Beschuldigt werden könnte in diesem Fall nicht nur der Käufer Gibson – sondern laut Lacey Act auch die Firma -Nagel, falls sie nachweislich an einem in den USA illegalen Geschäft beteiligt war.

Die Hamburger Händler sehen das gelassen: „Wir wissen nicht, was der Auslöser für die Vorwürfe gegen die Firma Gibson ist. Unsere Holzimporte aus Madagaskar erfolgten zu jeder Zeit in Übereinstimmung mit der nationalen madagassischen Gesetzgebung“, erklärt Geschäftsführer Dieter Krauth. „Unser Leitmotiv ist ein respektvoller und nachhaltiger Umgang mit Holz. Regelmäßige Prüfungen der Dokumente und des Rundholzbestandes unseres Lieferanten seitens der Forst- und Zollbehörden bestätigen uns die Legalität seines Holzes.“

Die Ermittler der EIA wollen dennoch beweisen, dass Roger Thunam illegales Holz verkauft. Das ist schwierig: Wie schätzt man in einem Land wie Madagaskar die Glaubwürdigkeit von „Sondergenehmigungen“ und Prüfdokumenten ein? Wie kann man beweisen, dass in Madagaskar nicht einmal die Behörden verhindern können, dass Exporteure das „Drehtürprinzip“ einsetzen, um möglicherweise legale Verkäufe von „altem“ Holz in ihrem Lager heimlich durch illegal geschlagene frische Ware ersetzen? Welche Handlung kann wann und wie gerichtsfest als „illegal“ bezeichnet werden?

Immerhin ist eine Analyse der oft widersprüchlichen Dekrete, Verordnungen und Gesetze Madagaskars, die in Zusammenarbeit mit den dortigen Forstbehörden erarbeitet wurde, zu dem Schluss gekommen: So gut wie alle Holzexporte aus dem Land verletzen seit 2006 das geltende Recht.

„Und am Ende“, so Alexander von Bismarck, „geht es auch um die Frage, ob ein langjähriger Handelspartner eines Holzhändlers wie Thunam tatsächlich nicht bemerkt haben kann, was wir binnen einer einzigen Woche herausgefunden haben: dass Roger Thunam auch im Nationalpark Holz schlagen lässt. Was ohne jeden Zweifel illegal ist.“

Verhaftet wird wenig später Roger Thunam, den die madagassische Polizei in Antananarivo festnimmt. Er kommt nach zwei Tagen wieder frei.

Alexander von Bismarck sitzt in seinem Washingtoner Büro und wartet. Darauf, dass er seine Erkenntnisse aus Madagaskar vor Gericht präsentieren darf. Gibson könnte die erste Firma sein, die nach dem Lacey Act angeklagt wird. Sie soll nicht die letzte sein. Und so wartet er, kurzfristig, darauf, dass das Telefon klingelt: Ein Informant hat Daten über Raubholz aus Afghanistan versprochen.

Am 31. Dezember 2009 verlängerte der Ministerpräsident von Madagaskar ein Dekret, das den Export von unverarbeitetem Rosen- und Ebenholz erlaubt. Wieder ein Manöver, das den Exporteuren Spielraum für Winkelzüge gibt. Umweltschützer fürchten eine Beschleunigung des Raubbaus. Ob und wie US-Gerichte dieses Gesetz einer international isolierten Putschregierung bei Anklagen nach dem Lacey Act berücksichtigen, bleibt abzuwarten.

Das Telefon klingelt. Von Bismarck schnellst vor, hebt ab. Afghanistan? Nein. Die ehemalige irakische Umweltministerin will ihn treffen, jetzt sofort, wichtige Informationen, er muss los. Alexander von Bismarck nimmt seine Jacke und verlässt den Raum, ohne sich zu verabschieden, in Gedanken längst mit dem Baumbestand zwischen Euphrat und Tigris beschäftigt. Es geht weiter.

Du sollst töten

Die Geschichte des mexikanischen Stierkämpfers Cristian Hernández, der den Stier nicht töten wollte

Von Guido Mingels, Das Magazin; 18.09.2010

Ein Mann mit einem viel zu grossen Sombrero auf dem Kopf geht durch die Zuschauerreihen und verkauft geschnitzelten Stierpenis an Tabascosauce. Unten im Ring stirbt gerade ein Bulle. Er heisst Montañas, ein Berg von Tier, fast 500 Kilo schwer, Produkt der Zuchtfarm Coronado. Ein meterlanges Schwert steckt bis zum Griff in seinem Nacken, rot glänzt sein blutüberströmter Rücken, die geschwollene Zunge hängt aus dem Maul, Urin rinnt unkontrolliert aus seinem Geschlecht in den Sand. Das Tier steht still, es weiss noch nicht, dass es tot ist.

«Viril» nennt man die Nascherei, wie sonst, der Mann mit dem Sombrero bietet sie in kleinen Plastikbechern aus seinem Bauchladen an, zu 20 mexikanischen Pesos die Dosis, etwa 1.50 Franken. Soll potent machen. Sieht aus wie Litschi, fühlt sich im Mund an wie Tintenfisch, nur glibbriger. Schmeckt nach: Tabasco. Cristian Hernández, zum Zuschauen verbannt, Held und Verräter, spiesst ein Stück ums andere mit einem Zahnstocher auf und hat schwer zu kauen. An seinem Imbiss und an allem anderen auch.

Torero sin huevos, nennen sie ihn, seit dem 13. Juni 2010. Torero ohne Eier.

Doch hier, in San Luis de la Paz, einer staubigen Kleinstadt sechs Autostunden nördlich von Mexico City, gibt es etwas zu feiern an diesem 25. August, dem Todestag des heiligen Ludwig, zu dessen Ehren heute sechs Stiere verenden werden. Die spanischen Eroberer hatten im 16. Jahrhundert nicht nur Mord, Totschlag und Windpocken mitgebracht, sondern auch Kampfspiele mit Stieren. Mexiko, das in diesen Tagen 200 Jahre Unabhängigkeit feiert, ist hinter Spanien das Land mit der zweitgrössten Anzahl von Stierkampfarenen. Über dreihundert sind es, und in der Hauptstadt steht mit der 50 000 Zuschauer fassenden Plaza de Toros México die

weltgrösste Anlage ihrer Art. Corrida heisst der Stierkampf in Spanien, Fiesta Brava in Mexiko.

DER WICHTIGSTE TAG

Eine mobile Arena ist aufgebaut worden in San Luis de la Paz, ein Paso-Doble-Orchester trötet seine Weisen, die gekrönte Miss San Luis ist in einem VW-Käfer-Cabrio durch den Ring gefahren worden und hat allen gewunken. 3000 Leute sind gekommen, sechs Matadores werden ihren Todesmut beweisen, keine grossen Namen, wir sind in der Provinz.

«Matador» kommt von matar, töten: der, der tötet.

«Was soll ich tun?», fragt Cristian Hernández, erschöpft und verzagt, am 13. Juni in der Plaza de Toros México, seinen Assistenten, der hinter der Barrera steht, der schützenden Holzwand, die den Ring umgibt. Es regnet in Strömen. Der Stier schnaubt. «Matalo», sagt dieser. Töte ihn. Dann rennt Cristian davon. Vor dem Stier und vor seinem ganzen bisherigen Leben.

Der junge Mann, 22, verfügt über die Traummasse eines Toreros, schlank und kaum länger als einssiebzig, wohingegen grossen, muskulösen Männern die Wendigkeit vor dem Bullen fehlt, sie sehen grobschlächtig aus in der prachtvoll glitzernden Berufsmontur, der Traje de luzes, Anzug der Lichte. Seine breiten Schultern verhelfen Cristian dennoch zu einer unmissverständlichen Männlichkeit und einer imposanten Statur vor dem Feind. Schliesslich nicht unwichtig für die Karriere, die er sich erhoffte hat er ein ausgesprochen hübsches Gesicht.

Cristian konnte kaum gehen, da nahm ihn sein Vater Román schon mit zur allsonntäglichen Fiesta Brava in der Arena seiner Heimatstadt Santiago de Querétaro. Mit zwölf war er ein Becerrista, Kälberkämpfer, und übte sich gegen Jungbullen, denen kein erwachsener Mann, des Stierkampfes unkundig, jemals nahe zu kommen wagen würde. Mit siebzehn ernannte man ihn zum Novillero, Novize, und er tötete seinen ersten ausgewachsenen Stier vor Publikum. 115 Kampfbullen hat er in seiner bisherigen Laufbahn den Todesstoss versetzt, ein Dutzend Mal ist er verwundet worden dabei, dreimal schwer.

Der Kampf in Mexico City am 13. Juni sollte sein letzter werden vor seiner Weihe zum Matador, ein Titel, den erst ausgereifte und erfahrene Stierkämpfer tragen dürfen. Alles, was bisher geschehen war im Leben des Cristian Hernández, lief auf diesen Tag zu, auf die Erfüllung seines Traums.

DAS IST NICHT MEIN DING

Doch am 13. Juni geht der Videobeweis seiner Flucht vor dem Stier via Youtube um die Welt. Mehr als hunderttausend Menschen haben diesen siebzig Sekunden kurzen Film angeklickt, auf dem man einen jungen Torero sehen kann, der mit kurzen Schritten, zu denen ihn sein enges Kostüm zwingt, über den Sand wieselt, sein Schwert und sein rotes Kampftuch fallen lässt und sich dann kopfvoran über die rettende Schutzwand stürzt. Man sieht auch den Stier, der zurück bleibt auf dem Feld, ratlos und unwissend, dass der Kampf vorbei ist. Sofort halten Reporter dem Torero Mikrofone ins Gesicht, und er sagt diesen Satz, den er später bereut: «Me faltaron huevos, mir haben einfach die Eier gefehlt, esto no es lo mio, das hier ist schlicht nicht mein Ding.» Dann geht er zurück in den leeren Ring und schneidet sich die Coleta ab, den künstlichen Haarzopf im Nacken, den jeder Torero trägt als Zeichen seines Berufsstandes, eine Geste, die ein Stierkämpfer normalerweise erst beim Übertritt in den Ruhestand vollführt. Cristian zeigt dem Publikum das geflochtene Bündel Haar, reckt es kurz in die Luft, so wie er früher unter Akklamationen der Aficionados die abgeschnittenen Ohren von besiegten Bullen präsentierte, die ihm verliehen worden waren als Auszeichnung für einen besonders gelungenen Kampf. An diesem Tag aber wird er ausgebuht für seine Feigheit vor dem Stier.

«Stierkämpfer in Panik», titelt «Semana News» in Mexico. «Horror vor den Hörnern», erkennt Sky News in den USA. «Ein Torero kommt zu Sinnen», glaubt der «Guardian» in England. «Flüchtender Matador gebüsst», weiss die «Times of India» in Mumbai.

Denn die Schmach ist noch lang nicht zu Ende für Cristian Hernández. Er wird noch in der Arena verhaftet wegen Vertragsbruchs, da er sich verpflichtet hatte, den Stier zu töten. Als er in einem Dienstwagen zur nächsten Polizeiwache gefahren werden soll, hält der Mob das Auto auf, hämmert auf das Dach, manche giessen Bier

darüber, sie schreien «¡Pendejo!», Feigling, «¡Huevon!», Schlappschwanz, «¡Maricon!», schwule Sau, mühsam bahnt sich der Wagen einen Weg. Auf der Wache wird er verhört, dann sperrt man ihn drei Stunden in eine Zelle, lässt ihn warten, denn die Beamten müssen erst einmal herausfinden, wie mit einem solchen Delinquenten zu verfahren sei. Schliesslich wird ihm beschieden, dass das Gesetz eine Busse von dreihundert Tagessätzen Mindestlohn vorsehe, 16 000 Pesos, 1250 Franken. Dann lassen sie ihn laufen. Anderntags verkündet die mexikanische Stierkämpfervereinigung, dass Cristian Hernández per sofort aus dem Verband ausgeschlossen sei.

Drei Tage darauf erhält Cristian ein E-Mail einer gewissen Ingrid Newkirk, der Präsidentin der 2 Millionen Mitglieder umfassenden amerikanischen Tierschutzorganisation Peta, die ihm zu seiner Entscheidung gratuliert, den Stier nicht zu töten. Sie hat eine Ehrenurkunde mit dem Titel «Echte Männer quälen keine Tiere» beigelegt und bietet an, das Bussgeld zu bezahlen. Die Nachrichten der Stierkampfgegner treffen im Dutzend bei ihm ein, eine Sina Merete aus Norwegen schreibt, «Du hast der Welt gezeigt, dass du nicht mehr mitmachen willst bei dieser Schlachtere! Thank you so much!!». Sein Facebook-Account quillt über mit Freundschaftsanfragen, vor allem von Frauen, er hat inzwischen 4041 Online-Freunde rund um den Globus. «Das Leben geht weiter», hat Daniela gepostet, «du hast mehr Eier als alle anderen», schreibt Zarii, «wir brauchen mehr Männer wie dich!», sagt Margerita, zu ihm, dem Torero, dieser reins-ten Verkörperung des Latino-Machos. Sie lieben ihn für seinen Mut zur Schwäche, für seine zur Schau gestellte Angst, ihn, den Stierkämpfer, den Killer.

ADRENALIN FÜR ARME

Schon Cristians Grossvater, José Hernández Espinoza, wollte Matador werden, ebenso sein Vater, doch beide, sagt Cristian, konnten es sich nicht leisten, also investierten sie in den Sohn und Enkel. Torero zu werden, kostet viel Zeit und viel Geld, und die meisten Stierkämpfer stammen aus der Unterschicht. Jeden Tag der letzten Jahre trainierte Cristian von sieben Uhr morgens bis mittags, vor allem Fitness und Pilates, zur Körperbeherrschung. Wöchentlich traf er seinen Meister, den Matador

José María Luevano, und sie mimten füreinander abwechselnd den Bullen, jeweils ein Paar Hörner vor sich hertragend. Eine 20-minütige Trainingseinheit mit einem echten Stier kommt auf 6000 Pesos zu stehen, rund 500 Franken. Auch die Ausrüstung Uniform, Schwerter, rote Tücher ist nicht billig. Fast jedes Wochenende während der Saison hat Cristians Vater seinen Sohn in den letzten Jahren zu einem Kampf gefahren, in Aguascalientes, Veracruz oder Monterrey, mehr als eine Million Pesos, knapp 100 000 Franken, hat die Sippe aufgebracht für sein Noviziat. Das Architekturstudium hatte er bald wieder aufgegeben, keine Zeit. Gagen für ihre lebensgefährlichen Darbietungen erhalten No-villeros nie, manchmal müssen sie sogar mitbezahlen für den Bullen. Sie tun es, weil sie Auftritte brauchen und in der Hoffnung, dass sich alles irgendwann lohnen wird, später, wenn sie so berühmt sein werden wie José Tomas oder El Juli, die grossen Spanier, deren Poster in Cristians Zimmer hängen, die pro Kampf bis zu 100 000 Dollar verdienen und deren Affären in den Klatschspalten stehen.

Aber die meisten Stierkampfsta-dien in Mexiko wie in Spanien sind seit langer Zeit halb leer. Nur noch in Touristenorten wie Cancún floriert das Geschäft, ein Publikum von Gringos, die nicht wissen, wann sie klatschen müssen, und die zu höflich sind zum Buhen. 84 Prozent von 120 000 befragten Mexikanern haben bei einer Untersuchung angegeben, die Brutalität im Stierkampf sei ihnen zuwider. Und im Mutterland Spanien haben die Katalanen im Juli dieses Jahres die Corrida verboten.

Was, Cristian, fasziniert dich so sehr an diesem Spiel, das nicht mehr in die Gegenwart passt?

Er lächelt und schlägt sich mit der Handfläche rhythmisch auf sein Herz. «Adrenalin», sagt er. Dieses rasend schnelle Pumpen des Herzens. Nichts sei vergleichbar mit diesem Moment, Auge in Auge mit einer halben Tonne Stier, einer der kraftvollsten Kreaturen, die auf der Erde gehen. Und nur diese Art der Gefahr sei es, die ihn reize, niemals würde er mit einem Gummiseil an den Füßen von einer Brücke springen, er leide an Höhenangst. Es gebe zwei Arten von Toreros, sagt er, Artistas und Tremendistas, Künstler und Draufgänger, und er gehöre zu den Letzteren.

Im Wohnzimmer seines Elternhauses legt er eine DVD mit seinen besten Momenten ein, man sieht ihn direkt vor dem schmalen Tor knien, durch das der Stier in den Ring getrieben wird, er ruft das Tier, schwingt seine rote Capote, bis der Bulle, der nur diesen Ausweg hat, auf ihn zugestürmt kommt und über ihn hinwegspringt.

In San Luis de la Paz ist bereits der vierte Matador an der Reihe, ein Mann namens Víctor Santos. Der Stier ist von den berittenen Picadores mit ihren Lanzen übel zugerichtet worden, dann haben ihm die drei Banderilleros je zwei mit buntem Tand verzierte Stöcke, Banderillas, in den Rücken getrieben. Diese Verletzungen, erklärt Cristian auf der Tribüne, geschehen nach dem immer selben Muster und verfolgen einen genauen Plan. Zum einen wird der Stier durch den Blutverlust geschwächt, zum andern wird der hochausgebildete Muskelstrang in seinem Nacken derart verstümmelt, dass er seinen mächtigen Schädel mit den scharfen Hörnern kaum mehr heben kann.

AUFGEBEN VERBOTEN

Beim Todesstoss muss das Schwert einen handtellergrossen Punkt treffen, nur dort kann die Klinge zwischen den mächtigen Schulterblättern hindurch und hoffentlich an der Wirbelsäule vorbei in die Eingeweide vordringen, wo sie im Idealfall eine Hohlvene zerschneidet. Sehr oft springt das Schwert jedoch an einem Knochen ab oder dringt nur zur Hälfte ein und muss vom Matador vor dem nächsten Versuch unter Schmährufen der unbarmherzigen Zuschauer wieder herausgezogen werden.

Doch soweit kommt Víctor Santos gar nicht. In einem jener seltenen Momente einer Corrida, wenn der Tod, der für den Stier fast immer sicher ist, auch für den Matador von der blossen Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit wird, erfasst der Bulle mit einem unerwarteten Schwenker seines Schädels seinen Gegner und hebt ihn mühelos in die Luft, wie ein Propeller wird der grosse Mann über den Hörnern herumgewirbelt, fällt dann zu Boden, und das Tier trampelt wütend über ihn hinweg. Die Menge im Kreisrund schreit auf, hingerissen von Mitgefühl und der Lust an diesem Augenblick, auf den es im Grunde nur gewartet hat. Víctor Santos sieht nicht

gut aus, blutverschmiert, mit schmerzverzerrtem Gesicht, ein Unterschenkel steht in unnatürlichem Winkel vom Knie ab.

Ein paar Helfer lenken den Bullen mit wilden Schwenkern ihrer Capotes weg vom Geschehen, vier Männer tragen den Matador aus dem Ring. Hatte die Menge den Torero zuvor noch ausgebuht für einen langweiligen Kampf, so skandiert sie ihm jetzt minutenlang mit «¡Torero!»-Rufen Mut zu, während er, für alle sichtbar, ausserhalb des Rings verarztet wird. Dann geschieht das Unglaubliche. Santos kommt, auf einen Sanitäter gestützt, humpelnd in den Ring zurück, sein rechtes Bein ist an zwei Stellen mit silbernem Heimwerker-Klebeband einbandagiert, er hält seinen Säbel in der Hand. Der Mann will den Job offensichtlich zu Ende bringen. Und tut es auch. Zwar braucht er seine drei Hilfs-Toreros, die den Stier bis zur Apathie erschöpfen und ihn dann dem Meister, der kaum stehen kann, schlachtgerecht positionieren, sodass Santos, dessen Gesicht pure Angst ist, nur noch das Schwert dort einzuschieben braucht, wo es hingehört. Und endlich ist das Vieh erledigt. Das Publikum feiert seinen Helden, den wiederauferstandenen Torero, und es schreit «¡Oreja!, ¡Oreja!», ein Ohr vom Stier als Belohnung für Víctor Santos, der trotz einem zertrümmerten Knie nicht aufgegeben hat, der seine Ehre behalten hat, denn niemals darf ein Matador, so er nur irgend kann, den Ring verlassen, wenn der Stier noch lebt. Niemals.

DER FALSCHER STIER

Daran erinnert Cristian Hernández sich genau: Die Leuchtanzeige auf dem Hotelwecker im Holiday Inn zeigt 5:18 Uhr an, als er am Morgen des 13. Juni erwacht. Viel zu früh, der Kampf ist nachmittags um vier. Er geht duschen, dreht den Fernseher an, es läuft Fussball, Weltmeisterschaft in Südafrika, Serbien gegen Ghana, er schaut das ganze Spiel, er ist nervös. Um neun trifft sein Assistent ein, Pedro Escamilla, um die Schwerter zu schleifen. Um elf kommt sein Vater von der Stier-Verlosung in der Arena zurück, Toreros gehen niemals selbst zur Verlosung, Aberglaube. Und der Vater hat schlechte Nachrichten. Es ist schon schlimm genug, dass Cristian und die andern beiden Novilleros an diesem Tag gegen Stiere aus der De Haro-Zucht kämpfen sollen, berüchtigte Viecher, bekannt für ihre besondere Aggressivität und Schlauheit. «Einen De Haro kannst du einmal reinlegen, vielleicht

auch zweimal», sagt Cristian, «aber beim dritten Mal hat ers durchschaut.» Matadoren von Rang kämpfen niemals gegen De Haro-Stiere, zu gefährlich, aber Novilleros haben keine Wahl, sie müssen töten, was sie kriegen. Einer der beiden Stiere, die das Los ihm zugewiesen hat, ist der gröss-te und schwerste von allen, vier Jahre alt, 472 Kilo schwer, Augurio mit Namen, spanisch für Zeichen oder Omen. Kein gutes Omen, kein guter Tag.

Dann packt sein Assistent den Anzug aus, poliert die Schuhe, hilft Cristian in die Jacke, knotet die schmale Krawatte, das Anziehen dauert fast eine Stunde. Vor dem kleinen, selbst aufgebauten Altar mit Figuren der Jungfrau von Guadalupe und des heiligen Charbel, Schutzpatron der Toreros, den er vor jedem Kampf aufstellt, spricht er im Hotelzimmer still das Gebet, das er von seinem Idol gelernt hat, dem grossen mexikanischen Matador David Silvetti, der sich im Jahr 2003 eine Kugel durch den Kopf jagte, weil ihn eine Verletzung zum Rücktritt gezwungen hatte. «O Herr aller Macht und Güte, der du alle Kräfte verleihst und allen Mut, ich bitte dich um Vergebung für meine Schwächen und lege mein Schicksal in deine Hände.» Danach brechen die Männer auf zur Arena.

In der Küche der Familie Hernández kandiert Cristians Mutter, Monserrath Galvan Rangel, ein paar Nüsse zum Nachtsch, sie trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift «Adore The Shore». Mit dem Jesuskind, das im Flur in einem Schrein auf eine Wiege gebettet liegt, hat sie einen Vertrag geschlossen: Immer, wenn der Sohn vom Kampf heil nach Hause kommt, kriegt es ein neues Kleidchen. Beim letzten Mal half es nichts. Wie kann man auch an einem 13. kämpfen! Monserrat hat die bösen Zahlen durchschaut, die gegen Cristian sprachen. Nachdem ihr Sohn am 23. April im Jahr 2005 seinen ersten Kampf als Novillero focht, erlitt er exakt fünf Jahre später, am 23. April 2010, in der Heim-Arena Santa Maria de Querétaro seine dritte und schwerste Cornada, wie man die Verletzungen durch Hornstösse nennt, eine achtzehn Zentimeter lange Wunde am Unterschenkel. Der Stier verbog dabei die Metallplatte, die die Ärzte Cristian nach seiner ersten Cornada zwei Jahre davor in den Knochen geschraubt hatten. Er hat ein Foto vom Unfall auf seinem iPhone, er zoomt an die klaffende Wunde heran. «Das», sagt die Mutter und tippt auf das Telefon, «hat seinen Mut gebrochen.» Der Sohn widerspricht nicht, entweder weil es stimmt oder weil er der

Mutter grundsätzlich nicht widerspricht. Nur sechs Wochen danach kehrt Cristian Hernández für seinen wichtigsten Kampf zurück in den Ring.

Wer den Stierzüchter Alejandro Martinez Vertiz finden will, braucht ein gutes GPS-Gerät und einen Jeep mit Vierradantrieb. Die Schotterstrassen in der Sierra werden schmaler, die Löcher tiefer, die bewohnte Welt verschwindet hinter einem Vorhang aus Steinen und haushohen Kakteen, bis nach einer Ewigkeit ein märchenhaftes Landhaus auftaucht mit einem Gärtner im Park, der die Agaven wässert. Es ist zwei Uhr nachmittags, Alejandro, Abkömmling reicher Grossgrundbesitzer und selbst Freizeit-Matador, ist gerade aufgestanden und muss erst seine Haare gelen, bevor er die Besucher mit seinem Pick-up auf Safari mitnimmt zu den Bestien.

15 MINUTEN LEIDEN

Nach einer Querfahrt durchs Gebirge tauchen sie endlich zwischen den Büschen auf, die Toros Bravos. Sie stehen oder liegen in Gruppen herum, unendlich träge, heben kaum den Blick, als das Gefährt naht. Kampfstiere? Diese Berge von Sanftmut? Sieht eher aus wie ein Streichelzoo im Garten Eden. Alejandro erklärt: Streicheln wäre problemlos möglich, ist aber nicht erlaubt, denn es gilt das Gesetz in der Kampfstierzucht, dass die Tiere niemals einem Menschen zu Fuss begegnen dürfen, man nähert sich ihnen nur zu Pferd oder eben im Auto. Sie sollen an ihrem letzten Tag keinen Begriff haben von der Gestalt eines Menschen. Sie sollen nicht erahnen, dass dieses Wesen auf zwei Beinen der eigentliche Feind ist und nicht das rote Tuch, auf dessen ruckartige Bewegungen sie reagieren.

Wie aber, Alejandro, bringt man dieses friedvolle Geschöpf dazu, in der Arena plötzlich zu explodieren vor Wut und vor Kraft? Alejandro erklärt: Rinder sind Herdentiere, in der Gruppe fühlen sie sich sicher. Aus Instinkt wissen sie, dass Isolation Gefahr bedeutet, und erst wenn sie allein gelassen werden, was am Tag des Kampfes im Ring geschieht, greifen sie alles an, was sich bewegt. Es ist nicht Aggression, die den Stier antreibt. Sondern Angst, Notwehr, Einsamkeit.

Sicher ist der Tod eines Kampfbullen grausam. Doch er «leidet in seinem Leben nur 15 Minuten», wie Alejandro sagt. Davor genießt er ein Leben, von dem jedes

Schlachtvieh und jede Milchkuh nur träumen kann. Wer Stierkampf barbarisch findet und ihn abschaffen möchte, sollte besser auch Vegetarier sein, denn in jedem Schnitzel auf dem Teller steckt mehr tierisches Leid als in einem toten Toro Bravo.

SIEG ÜBER DIE NATUR

Es ist bereits der fünfte Durchgang des Tages in San Luis de la Paz, als Cristians Mentor und Meister, José María Luevano, so formvollendet mit dem Stier tanzt, dass man den Blick nicht abwenden kann. Das Tier jagt in wilden Kreisen ein Gespenst hinter der roten Capote, vom schwächtigen Torero dirigiert wie eine Marionette, während dieser selbst fast reglos und nur Zentimeter von ihm entfernt in der Mitte steht. Die absolute Animalität des Stiers, vollkommen dominiert durch den strengstmöglichen Willen des Mannes.

«Im Stierkampf wiederholt sich rituell der Sieg des Menschen über ein Tier, das ihm menscheitsgeschichtlich betrachtet noch bis vor Kurzem überlegen war, ein Sieg über die Natur.» Das sagt Julio Téllez Garcia, mexikanische Stierkampf-Koryphäe, der seit 38 Jahren immer Montag abends die Fernsehsendung «Toros y Toreros» moderiert. Matadores, sagt Téllez, seien zeitlose Wesen aus einer anderen Welt, ausserhalb jeder gesellschaftlichen Ordnung stehend, lebende Mythen, «und die besten von ihnen waren echte Bohémiens, Betrunkene, Wahnsinnige, Verliebte, Frauenhelden», Künstler eben. Téllez hat Cristian Hernández als Novillero ein paar Mal kämpfen sehen, «ein riesiges Talent, ein wunderbarer Junge», aus dem, wie er glaubt, einmal ein ganz Grosser hätte werden können. Julio Téllez Garcia kann sich nicht erklären, «wie dieser Junge von einem Tag auf den andern zum Feigling werden konnte».

HUNDERT PROZENT BIO

Draussen vor der Arena in San Luis de la Paz steht der Metzgerwagen. Auch der letzte tote Stier des Tages wird von zwei geschmückten Pferden aus der Arena geschleift und direkt auf dem staubigen Grund von fünf Fleischern zerlegt. «Das Fleisch schicken wir nach Mexico City», sagt einer der blutverschmierten Männer. Öko-Restaurants in der Hauptstadt seien wild auf Kampfstiersteaks, weil diese Tiere keinerlei Hormone oder andere Substanzen erhalten. «100 Prozent Bio!»

Eine Woche nach dem 13. Juni meldet sich ein spanischer Fernsehsender bei Cristian, man möchte ihn in einer Live-Sendung in Madrid dabei haben, Flug und Aufenthalt bezahlt. Spanien ist das Traumziel in der Karriere jedes jungen südamerikanischen Toreros, und obwohl sich Cristian die Reise dorthin anders vorgestellt hatte, nimmt er die Einladung an. Auf seiner Facebook-Seite postet er Touristenschnappschüsse. Später, wieder zu Hause in Mexiko, erreicht Cristian Hernández die Anfrage eines Stierkampfveranstalters, ob er sich eine Rückkehr in den Ring vorstellen könne, er biete 65 000 Pesos für einen Auftritt, 5000 Franken. Cristian versteht, dass man ihn jetzt als Torero sin huevos vermarkten kann. Er lehnt ab.

Doch für immer ausschliessen will er es nicht, sein Comeback. Er spricht von ein paar Monaten Pause, um Gras wachsen zu lassen über die Schande. Zwar hat er soeben ein Studium begonnen, Industrie-Kaufmann, er könnte, denkt er, in ein paar Jahren Geschäftsführer werden in einem lokalen Betrieb. Aber manchmal hört er dann wieder diese Stimme, seine Berufung, die ihm sagt, du kannst etwas Aussergewöhnliches sein. Du kannst ein Stiertöter sein.

Der Himmel ist tiefgrau, als der Novillero Cristian Hernández in der Plaza de Toros in Mexico City ankommt, bald wird es regnen. Es sitzen kaum tausend Leute auf den Rängen, das riesige Stadion wirkt ausgestorben. Um halb vier kämpft er gegen seinen ersten Stier. Das Tier gehorcht ihm nicht, erlaubt ihm nicht zu zeigen, was er kann. Er will die Sache schnell hinter sich bringen, doch das Schwert dringt kaum zur Hälfte ein. Auch herausziehen geht nicht, der Stier ist unberechenbar, unnahbar. Das Volk pfeift, ruft die üblichen Beleidigungen. Erst nach Ablauf der erlaubten Frist haucht der Bulle schliesslich sein Leben aus, technisch gilt der Kampf für Cristian als verloren. Dann hat er zwei Stiere lang Pause und sieht, dass es den Kollegen auch nicht viel besser ergeht. Verdammte Toros. Verdammter Tag.

Dann, direkt vor seinem zweiten Auftritt, setzt eine Sturzflut ein, wie Mexico City sie in der Regenzeit öfter erlebt. Der Sand wird zu Schlamm. Augurio stürmt aus dem Tor, ein prächtiges Tier, doch ohne die geringste Lust zum Paartanz mit dem Tod. Der Kerl macht, was er will. Dass der Picador ihm mit seiner Lanze schon heftiger zugesetzt hat als üblich, scheint ihn nicht weiter zu stören. Nur ein einziger

Banderillero setzt seine Stöcke in den Stierrücken, den andern beiden ist das Terrain zu rutschig, sie bleiben in Deckung. Bereits verlassen die ersten Zuschauer unter Pfiffen das Stadion, wegen des Regens und der miesen Show. Cristian tauscht die Capote, das grosse rote Tuch, gegen die handlichere Muleta ein, die nur in der Schlussphase zum Einsatz kommt, und ergreift sein Schwert. Jetzt steht er im Ring, durchnässt, die Schuhe im Dreck, dumpf hört er die Schimpftiraden von den Rängen, weit weg steht das Tier. Er ist müde. Er sieht keinen Sinn. Er hat Angst.

«Was soll ich tun?», fragt Cristian seinen Freund und Assistenten, Pedro Escamilla, der hinter der Holzwand steht.

«Töte ihn», sagt dieser. «Töte ihn einfach irgendwie.»

Cristian Hernández blickt auf den Stier, sieht, wie er mit den Hufen scharrt, hört, wie er schnaubt.

Dann rennt er davon.

Mein Freund, der Stier

Ende Mai rammt ein 530 Kilo schwerer Stier sein Horn in den Kiefer des Toreros Julio Aparicio. Im Mund tritt es wieder aus. Wenige Wochen später gibt Aparicio sein Comeback. Gegner des Spektakels protestieren - Torero und Manager machen das Geschäft ihres Lebens.

Von Juan Moreno, Spiegel, 09.08.2010

Am Morgen hat Julio Aparicio in seinem Hotelzimmer vor einem tragbaren Heiligenschein gekniet, den er immer mitnimmt, wenn er irgendwo auf der Welt kämpft. Er hat an diesem Morgen länger davor gekniet als sonst, sagt er.

Julio Aparicio ist seit über 20 Jahren Torero. Er hat schon Hunderte Stiere getötet, es ist nicht so, dass er diese Situation nicht kennt, die Aufregung kurz vor der Corrida. Aber es ist dieses Mal nicht die Anspannung, die er früher so oft erlebt hat. Im Gang stehen und warten, dass es beginnt. Die jubelnde Masse, die Rufe, die Musik. Es riecht nach Pferd, nach Heu, nach Stier, alles durchmischt sich, die Sommerhitze, der Lärm, der Geruch des Anzugs. Eigentlich ist es ja heute nicht anders. Gleich wird jemand das rote Holztor aufschieben, und Aparicio wird den gelblichen Sand der Arena sehen können. Die Kapelle wird aufspielen, der Applaus stärker werden. Früher war es der Moment, in dem die Spannung von ihm abfiel. Früher heißt, bis Mai dieses Jahres. Aber das, was er gerade fühlt, macht nicht den Anschein, als ob sie je wieder abfallen würde.

Der Torero hat Angst.

Es ist Anfang August, kurz vor sieben am Nachmittag, Aparicios Gesicht wirkt starr, die Haare hat er mit Pomade nach hinten gekämmt. Später wird er erzählen, dass diese Stunden die "schlimmsten seit meiner Geburt" sind.

Gerade aber tun alle um ihn herum so, als wäre das ein ganz normaler Arbeitstag. Sie tun so, als wäre es nicht das Comeback eines Toreros, der eigentlich tot sein müsste.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aparicios neuer Manager, ein junger Kerl im Sommeranzug, schaut abwechselnd auf sein iPhone und seine Rolex. Auch er ist nervös, obwohl es nur Pontevedra ist. Eine nicht sehr große Küstenstadt in Galicien, im Nordwesten Spaniens. Eine zweitklassige Arena, aber für Aparicio gibt es erstklassiges Geld, genauer gesagt für sein Comeback. Über 10 000 Euro, heißt es.

Pontevedra ist ideal, weit weg von Madrid. In der Hauptstadt wird Vollendung in den Bewegungen erwartet. Wenn man das nicht kann, muss man den Stier so nah an sich ranlassen, dass man jederzeit durchbohrt werden könnte. Wenigstens das. Entweder man tanzt Paso doble, oder man provoziert sein Glück, so läuft das in Madrid.

Pontevedra hingegen, das sind dankbare Provinzrabauken, freundliche Aficionados, die nicht Kunst, sondern Blut sehen wollen. Sie johlen, wenn der Torero dem Stier beim Vorbeirauschen auf den Hintern haut. Das hat mit Stierkampf zwar nichts zu tun, sie finden aber, dass es irgendwie gut aussieht.

Die Männer an Aparicios Seite, seine Helfer, dehnen seit Minuten ihre Beinmuskeln. Aparicio schaut sie an, er kennt sie alle seit Jahren. Rafael, Angel und David werden nachher dem Stier bunte Zierstäbe mit Widerhaken in die Schulter stechen. Wichtiger ist aber heute der dicke Francisco. Er trägt einen hellen, cremefarbenen Anzug, der aussieht, als wäre er ihm im Lauf der Jahre zu klein geworden. Francisco dehnt sich nicht. Er ist Picador. Er wird später auf einem Pferd sitzen und dem Stier eine Lanze in den Nacken bohren, die entscheidende Schwächung. Ohne den Reiter hätte der Matador keine Chance. Francisco muss das heute gut machen. Er darf es nicht übertreiben, das mögen die Leute nicht. Der Stier wäre zu geschwächt für einen guten Kampf. Julio Aparicio aber sieht heute nicht so aus, als könne er einen Stierkampf ohne einen starken Picador überleben.

Der Krach wird lauter. Er weht von den Tribünen bis hier nach unten vor das rote Holztor. Musik erklingt.

In der ersten Reihe der Arena, auf einem der besten Plätze der Plaza, sitzt ein älterer Herr, den sie hier alle Don Eduardo nennen. Eduardo Lozano Martín ist der Empresario, der Veranstalter. Ihm gehört die Plaza de Toros in Pontevedra. Er hat die

Verträge mit den Toreros gemacht, er wird den Gewinn der Corrida einstreichen. Früher hat er 15 Jahre lang Madrid gemanagt, er war der wichtigste Empresario der Welt. Mittlerweile ist er 75 Jahre alt. Niemand weiß besser, wie man mit Stierkampf Geld verdient. Heute trägt Don Eduardo schon den ganzen Tag das Lächeln eines Mannes im Gesicht, der gerade erlebt, wie sein Plan aufgeht.

Es könnte keinen besseren Zeitpunkt geben. Mitte der Woche hat das katalanische Parlament den Stierkampf für alle vier katalanischen Provinzen verboten. Wieder einmal hatte es erhitzte Debat-ten gegeben zwischen Tierschützern und solchen, die Stierkampf für ein schützenswertes Kulturerbe Spaniens halten. Künstler und Intellektuelle hatten für den Erhalt der Corrida gekämpft. Der Philosoph Fernando Savater schrieb: "Es ist kein Missbrauch, von der Henne Eier zu bekommen, vom Schwein Schinken, vom Pferd Geschwindigkeit und vom Stier Tapferkeit." Es nutzte nichts, das Verbot war keine gute Nachricht für Don Eduardo.

Sein Plan entstand vermutlich irgendwann Ende Mai. Kurz nachdem ein Bild um die Welt ging, das man schwer ansehen kann. Vermutlich ist es das berühmteste Stierkampfbild aller Zeiten, die Ursache dafür, dass Julio Aparicio heute in Pontevedra steht und Angst hat.

Das Foto entsteht am 21. Mai 2010. Es ist ein angenehmer Frühlingstag in Madrid. In Las Ventas, der Stierkampfarena der Stadt, sind gerade die Feiern zu Ehren des Heiligen San Isidro. Jeden Tag Corrida, drei Wochen lang. In der Stadt aber reden die meisten nur über Fußball. Morgen spielen die Bayern gegen Inter Mailand im Bernabéu das Champions-League-Finale. Viele hier sind froh, dass Barcelona gegen die Italiener rausgeflogen ist und die Katalanen nicht in Madrid den Cup holen werden. Fußball ist wichtiger als Stierkampf in Spanien. Stierkampf wird nicht als Sport gesehen, eher als kulturelles Spektakel, ein Fest des alten Spanien, das vor allem die Konservativen mögen. Den meisten Platz räumt "ABC", die Zeitung der Rechten in Spanien, den Corridas ein. Sie rezensiert die Kämpfe im Feuilleton, gleich neben den Theaterkritiken.

Julio Aparicio hat für Las Ventas einen schwarzgoldenen Anzug angezogen. Wenn es heute gut läuft, wird es "Verträge regnen", wie man sagt. Die Empresarios aus ganz Spanien sitzen im Publikum und überlegen, wen sie für ihre Plazas buchen.

2010 war bisher kein gutes Jahr für Aparicio. Im März wurde er dreimal gebucht, im April einmal. Jeweils zwei Stiere, gut waren vielleicht zwei seiner acht Kämpfe. Zuletzt wurde er in Nîmes ausgepiffen. Franzosen, die einen spanischen Torero ausbuhen. Schlimmer kann es nicht kommen, dachte er damals. Heute in Madrid muss er etwas zeigen, hier entscheidet sich die Saison.

Die Nerven waren nie sein Problem gewesen. Aparicio ist 41 Jahre alt, kein junger Torero mehr. Er gab sein Debüt mit 18 in einer kleinen Arena in Gandía, nicht weit von Valencia. Schon sein Vater war Stierkämpfer gewesen. Der große Julio Aparicio, ein Idol in den fünfziger Jahren, siebenmal wurde er in Madrid auf Händen aus der Arena getragen. Natürlich heiratete er damals eine Flamenco-Tänzerin. Die Presse liebte diesen Mann.

1969 kam Julio zur Welt. Julito, wie sie ihn nannten, war nie so gut wie sein Vater. Nie besonders glanzvoll, nie der Draufgänger, der die Nähe zum Stier suchte. Nie einer, der den Stier zum Tanzen brachte. Julito wird ein solider Kämpfer. Wenn sich der Stier berechenbar bewegt, kann er annehmbare Auftritte hinlegen. Aber diese Tage sind selten. Leute, die es gut meinen, nennen Aparicio einen Künstlertorero. Weil er so schwankend ist und sehr verloren in die Arena schauen kann. Nein, sein Problem waren nicht die Nerven, es war sein Talent. Wenn der 21. Mai anders gelaufen wäre, hätte man gesagt, ein Matador, dessen Besonderheit sein berühmter Vater ist. Vielleicht wäre das bis zum Ende so geblieben.

Der Stier, der ihm in Madrid zugelost wird, heißt Opíparo. 530 Kilogramm, helles Fell, vom Züchter Juan Pedro Domecq. Alles läuft anfangs gut. Keiner der beiden begeistert, nicht Aparicio, nicht Opíparo. Der Torero riskiert nicht viel, hat den Stier aber im Griff. Aparicio macht mit seinem Tuch ein paar Derechazos, den klassischen Schwenk mit der rechten Hand. Opíparo nimmt sie an. Aparicio wechselt die Hand und hält ihm das Tuch mit der Linken hin, in der rechten hat er den Degen. Der Stier nimmt an. Opíparo reagiert. Bei einer der Bewegungen, die Hörner sind

gerade am Tuch vorbei, macht Aparicio einen Schritt zurück und stolpert über das hintere Bein von Opíparo. Er hat nicht gesehen, dass der Stier seinen Körper gedreht hat.

Der Torero fällt zu Boden und begeht in diesem Moment einen entscheidenden Fehler. Er versucht aufzustehen. Toreros wird von klein auf immer wieder gesagt, dass sie liegen bleiben sollen. Wer aufsteht, ist sehr wahrscheinlich tot, wer sich nicht bewegt, hat gute Chancen zu überleben. Stiere jagen einem nicht die Hörner in den Rücken. Jedenfalls meistens nicht. Die Chance des Toreros, der liegen bleibt, ist, dass die Helfer angerannt kommen und das Tier weglocken. Gute Toreros kämpfen in der Mitte der Plaza, weil da der Weg zu ihrer Rettung am längsten ist.

Julio Aparicio glaubt vielleicht in diesem Moment, dass er noch etwas Zeit hat, um aufzustehen. So richtig wird er sich an diese Situation nie erinnern können. Er sitzt auf dem Boden, er versucht nach hinten auszuweichen, noch mal, noch ein bisschen, seinen Kopf hat er etwa auf Kniehöhe, leicht nach vorn gebeugt. Opíparo, der seit rund einer Viertelstunde gequält wurde, dreht sich um und rennt auf Aparicio zu. Er senkt den Kopf, schnauft, nähert sich rasend schnell und rammt Aparicio das rechte Horn direkt unters Kinn. Es tritt im Mund wieder aus. Das Foto sieht aus wie eine Karikatur des Stierkampfes.

Das Wunder, wie es später genannt wird, besteht darin, dass Opíparo nicht seiner Natur folgt. Er schüttelt nicht den Kopf hin und her. Vermutlich hätte er so Aparicio den Kopf in Stücke gerissen. Aber der Stier macht nur ein paar Schritte nach vorn. Er zieht Aparicio wie ein Stück Vieh am Haken mit sich. Dann lässt er von ihm ab. In diesem Augenblick kommen Aparicios Leute und lenken Opíparo ab. Es geht so schnell, dass es für die meisten in der Arena nicht zu sehen ist. Sekunden nur. Dennoch fallen zwei Zuschauer, die besonders gute Plätze haben, beim Anblick der Szene in Ohnmacht.

Wenige Minuten später liegt Julio Aparicio in der Krankenstation der Stierkampfarena.

"Es musste schnell gehen. Sie hatten ihm ein Tuch auf den Hals gelegt, als ich es runternahm, spritzte mir das Blut entgegen." Doctor Máximo García Padrós ist der

Chefchirurg der Arena, ein ruhiger, älterer Herr, dessen Vater schon denselben Posten hatte. Er ist 62, und seit 34 Jahren arbeitet er in Las Ventas. Er hat sich zur Regel gemacht, immer mit eigenen Augen zu sehen, wie der Stier den Torero verletzt. Es ist dann leichter zu entscheiden, was zu tun ist. Darum sitzt der Doktor immer in der ersten Reihe.

Aparicio verliert rasend schnell viel Blut. García Padrós muss die Blutung stillen. Die gesamte Mundpartie ist zerfetzt. Das Horn ist auf der linken Gesichtsunterseite eingedrungen, hat den Unterkiefer durchschlagen, die Zunge gespalten. Teile des Oberkiefers sind zerstört. Fünf Zähne sitzen locker auf dem Kiefer und ragen waagrecht aus dem Mund.

Eine Stunde operiert der Arzt in der Krankenstation. Er macht einen Luftröhrenschnitt und versucht, Aparicio möglichst schnell transportfähig zu bekommen. Vier Ärzte und zwei Anästhesisten sind im Raum.

In Aparicios Mund liegt ein Hornsplitter. Doctor García Padrós legt ihn auf eine Mullbinde und beschließt, das Teil als Glücksbringer zu behalten. Er ist etwas abergläubisch. Wenn das Horn nicht durch den Mund wieder ausgetreten wäre, sondern vielleicht eine Arterie oder das Gehirn getroffen hätte, wäre sein Patient jetzt tot. Aber er hat nicht viel Zeit, um über das Glück dieses Mannes nachzudenken. Draußen geht die Corrida weiter. Einer seiner Ärzte sagt, dass ein zweiter Torero gerade erfasst wurde. Es war der Torero, der Opíparo getötet hat. Der zweite Stier hat dann ihn erwischt.

"Es gibt so Tage", sagt Doctor García Padrós.

Als der Krankenwagen die Stierkampfarena verlässt, hat die Online-Redaktion von "el País" das Foto bereits ins Netz gestellt. Das Bild hat der Fotograf Cristóbal Manuel geschickt. Es ist das Foto seines Lebens. Er hatte einfach auf den Auslöser gedrückt, als Aparicio auf den Boden gefallen war. Die Kamera schoss Dutzende Fotos. Er schaute sie sich wenig später auf dem Display an. Bei einem konnte er nicht glauben, was er da sah. Am nächsten Tag war es das Aufmacherbild in Tageszeitungen auf der ganzen Welt. Julio Aparicio war jetzt der berühmteste Torero Spaniens. Viel berühmter, als sein Vater es jemals war.

Er wurde an diesem Tag sechs Stunden operiert. Von einer Komplikation ein paar Tage später erholte er sich erstaunlich schnell. Die Ärzte erteilten ihm Sprechverbot für eine Weile, sagten aber auch, dass er wieder gesund werde. Es werde eine kleine Narbe zurückbleiben, nichts Großes. Jedes Gespräch endete mit dem Satz, dass er unfassbar viel Glück gehabt hat.

"Ich habe mich natürlich sehr darüber gefreut, als ich von der Genesung erfuhr." Don Eduardo, der Empresario von Pontevedra, hat sich den weißen Hut abgenommen. Man sieht ihm seine 75 Jahre nicht an. Er hört das oft. "Du musst dich eben bewegen, sonst kriegt dich der Stier", sagt er. Don Eduardo kennt Julito, seit der ein Kind war. Sein Bruder und der Vater von Julio Aparicio standen in den fünfziger Jahren gemeinsam in der Arena. "Ich rief Aparicio an und fragte ihn, ob er Pontevedra machen wolle. Fünf Minuten später hatte ich die Zusage. Wir sind alte Freunde." Don Eduardo erkannte sofort das Potential dieser Geschichte. Er ist lang genug im Geschäft, er weiß, wie man mit Stieren Geld verdient.

Nachdem Aparicio wieder sprechen konnte, gab er viele Interviews. Aus dem Unfall wurde das große Epos, das der Stierkampf in Spanien so dringend braucht. Es führte den Stierkampf auf seine einfachsten, archaischen Prinzipien zurück. Das Tier, das überleben will, erntet Respekt, der Torero, der es besiegt, Verehrung. Das Verhältnis zwischen beiden hat eine große Kraft, es hat Picasso und Goya zu Bildern inspiriert, und wenn es einmal aus der Ordnung kommt, bleibt der Respekt vor dem Tier. Verletzung oder Tod des Toreros sind Bestandteile der Regeln, nicht mehr.

Aparicio merkte schnell, dass er die große Geschichte liefern konnte. Mut gegen Wut, dazu die triumphale Wiederkehr zehn Wochen nachdem ihm ein Horn durchs Gesicht gerammt wurde. Alles musste jetzt schnell gehen.

Aparicio warf seinen Manager raus. Der hatte in einem Interview gesagt, dass man sich nicht so schnell von einem solchen Unfall erholen könne. Jedenfalls nicht mental. Der neue Manager sagt: Doch, das geht. In den vergangenen Wochen bestand sein Job darin, Interviews abzusprechen und Verträge zu unterschreiben. Aparicio wird im August in Vitoria, Marbella, El Escorial, Gijón, Torremolinos, Málaga, Antequera, Ciudad Real, Requena und Palencia kämpfen. Bis Mai wurde er sechsmal

gebucht. Allein im August werden es elf Auftritte sein. In den letzten Wochen gab es mehrere Homestorys, Aparicio beim Sport, in seiner Finca, Aparicio, der Mensch.

Er fand die richtigen Worte. Er sagte: "Stell dir vor, ein Auto überfährt dich. Das ist dasselbe. Nur, dass das Auto dich in Ruhe lässt, nachdem es dich überfahren hat."

Hat er ein anderes Verhältnis zu den Stieren seit dem Unfall?

"Der Stier und ich, wir sind eine Gemeinschaft. Der Stier gibt dir den Triumph, er ist dein Freund. Er kann dich auch erwischen, er ist ein Tier, er will sich verteidigen. Aber ich sehe ihn als Freund."

Es lief. Don Eduardos Plan schien aufzugehen.

Nur eine Frage schienen alle bei all dem Trubel zu vergessen: Was passiert, wenn Julio Aparicio zum ersten Mal nach Madrid auf einen Stier trifft?

Es ist heiß in Pontevedra. Die Sonne hat den ganzen Tag geschienen. Sein erster Stier heißt Cortesano, 510 Kilogramm schwer. Aparicio nimmt das große Tuch, macht ein paar Schwenks, alle möglichst weit weg vom Körper. Dann ruft er Francisco, den dicken Picador. Francisco steht bereit. Seinem Pferd hat er die Augen verbunden. Er klemmt sich die Lanze unter den Arm und wartet auf Cortesano. Es ist kein besonders wildes Tier. Dennoch richtet Francisco es so zu, dass die Arena pfeift. Immer wieder rammt Francisco die Lanze in die Schulter und den Nacken, so lange, bis sich Cortesano wegdreht und kaum noch Kraft hat.

Aparicio, der das jetzt offensichtlich schnell hinter sich bringen will, atmet fast heftiger als der Stier. Es folgen ein paar einfache Schwenks, die dankbare Kapelle beginnt, einen Paso doble zu spielen. Das ist kein Triumph, was man in dieser Arena sieht. Man sieht einen Mann, der hier raus will. Aber es ist noch nicht zu Ende.

Sein zweiter Stier heißt Bombardero. Aparicio geht auch diesmal kein Risiko ein, ein paar Schwenks und dann schnell zum Picador.

Er hat es jetzt fast überstanden. Aparicio hat den Degen in der Hand. Er muss nur noch diese Klinge in das völlig erschöpfte Tier stoßen, und es ist vorbei. Der Matador nimmt die Position ein, nimmt Anlauf, trifft den Nacken, viel zu flach - und fällt auf den Boden. Aparicio liegt, wieder, auf dem Boden einer Arena.

Sein Blick ist irre, Panik scheint ihn für einen kurzen Moment zu ergreifen. Wieder versucht er aufzustehen, wieder macht er denselben Fehler. Bombardero wedelt mit dem Kopf. Er kann einfach nicht mehr. Er bewegt sich zur Seite, bleibt stehen. Und Aparicio steht auf.

Er hat es geschafft. Er lebt. Die freundlichen Menschen in Pontevedra klatschen. Es ist nicht der Applaus eines Publikums, das einem Triumphator huldigt. Es klingt eher wie Freude. Die Freude darüber, dass dieser Tag für Julio Aparicio vorbei ist.

"Es gibt hier durchaus einige im Publikum, die nur gekommen sind, weil sie sehen wollten, ob es Aparicio vielleicht noch mal erwischt", sagt Don Eduardo. Ein guter Sitzplatz für dieses Schauspiel hat 110 Euro gekostet. Don Eduardo sagt, es sei wie bei der Formel 1. Er selbst schaue die Rennen auch nur wegen der Unfälle an. Der Rest sei langweilig.

Für Julio Aparicio ist die gute Nachricht des Tages, dass er noch am Leben ist.

Die schlechte Nachricht ist, dass andere noch große Pläne mit ihm haben.

Foxtrott auf Höhe 432

Dies ist der letzte Vorposten der Bundeswehr nach acht Jahren in Afghanistan. Eine Stellung mit Gräben wie im Ersten Weltkrieg und einer Senseo-Kaffeemaschine. Der Endpunkt dessen, was deutsche Soldaten wohl erreichen können

Christoph Reuter, stern, 24.06.2010

Aus dem blauen Licht des Morgengrauens und dem Frühnebel zwischen den Bäumen ragt der Hügel über die Ebene. Einsam und steil. Von oben tasten die Augen der Wachhabenden der Nacht nach jeder Bewegung. Vor ihnen liegt nur noch Feindesland. Der Hügel ist Deutschlands letzter Vorposten: die „Höhe 432“, mitten in Tschahar Dara, südwestlich von Kundus. Benannt nach ihrer Höhe über dem Meeresspiegel. Rund 50 Meter breit, 70 Meter hoch.

Um halb fünf Uhr morgens ist es ruhig. Das Donnern der Leuchtgranaten, die um ein und zwei Uhr nachts für eine halbe Minute das Land bis zum Horizont in Helligkeit tauchten, der erste Gebetsruf des Muezzins und die Schüsse irgendwo in kilometerweiter Entfernung – alles verhallt. Woher die Schüsse kamen, wem sie galten? Alexander N., Zugführer der Foxtrott-Einheit, hebt die Schultern. Sein Blick wandert über die jetzt so freundlich daliegende, geradezu toskanische Landschaft. „Keine Ahnung. Irgendwer gegen irgendwen, Taliban, Milizen.“

Alltag in einem Krieg gegen einen unfassbaren Gegner: der entweder unsichtbar bleibt im Grabengewirr und in den Dickichten bis zum Moment, wenn er schießt. Oder der vollkommen offen in der Landschaft sitzt mit einem Mobiltelefon am Ohr, jede Bewegung der deutschen Truppen an die Taliban durchgebend; der als Bauer mit einer Schaufel über der Schulter übers Feld läuft als Signal, dass in einer Minute der Angriff beginnt. Beides Tätigkeiten, für die man niemanden erschießen, nicht einmal festnehmen kann. Alltag im Irrsinn.

Rasch steigt die Hitze. Kaum ist die Sonne über dem Horizont, wird das Licht gleißend. Ein paar Stunden noch, bevor sie wieder hoch genug stehen wird, um jede

Bewegung der Männer unter ihren 18 Kilo schweren Splitterschutzwesten zur Qual zu machen. Wer nicht auf Posten ist, liegt oder sitzt mit nacktem Oberkörper im Schatten, versucht ein paar Stunden Schlaf zu bekommen. Ein Dutzend Soldaten, jeweils die Hälfte des Foxtrott-Zuges der 1. Infanteriekompanie, hält den Hügel, lebt hier tagelang, bis die Ablösung kommt.

Seit 2008, seit der von Wald, Bächen, Gräben durchzogene Bezirk Tschahar Dara zur Hochburg der Taliban wurde, hat die Bundeswehr dort zunächst zeitweilig, dann permanent Vorposten eingenommen: erst das Polizeihauptquartier, dann ein Stück weiter die Höhe 431, „und im letzten Jahr haben wir dem Feind noch einmal 600 Meter bis zur Höhe 432 abgenommen“, sagt Alexander N., seine Stimme balanciert zwischen Ernst und Ironie.

Nicht nur die Worte klingen wie Erster Weltkrieg. Auch der Hügel sieht danach aus: Tief ausgeschachtete Laufgänge ziehen sich durchs winzige Plateau. Die Männer leben und schlafen in Unterständen unter Bohlendächern und Sandsäcken, „aber wenigstens nicht mehr unter Planen in den Gräben“. Der Zugführer ist ein bisschen stolz auf „ihre“ Höhe, ein Werk des Foxtrott-Zuges. Seit dem 15. März haben sie hier geschuftet, die Gräben aus dem steinharten Lehm gehackt, haben afghanische Tagelöhner Kies, Sandsäcke, Bohlen hochschleppen lassen, haben die halb offenen Bunker befestigt. Auffälligster Tribut an die Neuzeit ist die Abschussvorrichtung für Milan-Panzerabwehrraketen, die imstande sind, jene oft meterdicken Lehmmauern der festungsartigen Gehöfte zu durchschlagen. Und: eine Senseo-Kaffeemaschine.

Nach mehreren Milliarden Euro, die Deutschland für den nun seit acht Jahren andauernden Bundeswehreinsatz in Afghanistan ausgegeben hat, ist die Höhe 432 der voraussichtliche Endpunkt des Erreichten. „Wir haben Krieg. Aber wir führen ihn nicht“, sagt der Zugführer, während er den Blick über das unheimliche Land schweifen lässt. „Die unten kommen nicht näher an uns ran, und wir haben nicht genug Mann, weiter vorzurücken. Wir haben dem Gegner 600 Meter Gelände abgenommen. Mehr wollte keiner. Mit fünf Kompanien könnten wir ganz Tschahar Dara einnehmen“, aber die gebe es halt nicht.

So stehen sich beide Seiten gegenüber. Schwere Waffen gegen Hinterhalte und Unsichtbarkeit, Nachtsichtgeräte gegen die Katzenaugen der Afghanen, die sich ohne Hilfsmittel geschmeidig durch die Dunkelheit bewegen. Keine Seite kommt weiter, und die Ruhe verdanken sie einem unerwarteten Element: „Vorläufig rettet uns die Erntezeit.“

Gelb wogend steht der Weizen auf den Feldern. Würde geschossen, wäre die Gefahr groß, dass die Felder niederbrennen. Dann könnten die Bauern ihre Steuern an die Taliban nicht bezahlen. Und jene Taliban, die auch Bauern sind, haben eh keine Zeit. Sie müssen jetzt ernten. Aus abgehörten Telefonaten und Spitzelberichten wissen die Deutschen von Abmachungen, den Weizen zu schonen. Also gibt es Raketenbeschuss und Sprengfallen an den Wegen, aber keine Angriffe. Bis die Ernte eingebracht ist.

Am Tag zuvor ist ein Sprengsatz unter einem Bundeswehrfahrzeug in der Nähe explodiert, hat einen Soldaten verletzt. In der Nacht tauchten im Schein der Leuchtgranaten Kilometer entfernt ein paar Männer auf, die hektisch wegrannten. Vielleicht hatten sie eine mobile Abschussrampe für ihre Raketen chinesischer Bauart aufschichten, vielleicht einen Sprengsatz vergraben wollen. Aber kein offener Kampf, keine Gefechte seit Tagen. Eine unheimliche Ruhe, die sich vor allem in einem manifestiert: Lärm. Der Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. „Fast jede Nacht wird irgendwo geschossen, explodiert eine Mörsergranate“, klagt einer der Soldaten mit schlafmüden Augen, „ein Nervenkrieg.“

Zehn Tage zuvor, im Anschluss an eine hektisch über den Lautsprecher einer Moschee in der Nähe übertragenen Freitagspredigt, sei sogar eine krächzende Ansprache auf Deutsch zu hören gewesen: Deutsche, ergebt euch! Bundeswehr, gebt auf!

Im Kampf der gegenseitigen Zermürbung „schlagen wir jetzt zurück!“ Kompanie-Kommandeur und Hauptmann Jan S., unterwegs auf Patrouille, ist auf die Höhe gekommen, um die neueste Eskalationsstufe zu begutachten: Weit über die Ebene Tschahar Daras dröhnt der Große Kurfürstenmarsch aus Lautsprecherboxen an der Hügelkante. Gefolgt von einer kurzen, strengen Ansprache auf Paschtu: Dass die

Aufständischen sich ergeben und die rechtmäßige Regierung Afghanistans anerkennen sollten! Dann: Rammstein. Dann wieder die Ermahnung zur Aufgabe, gefolgt von Bushido. Bei einem Angriff auf einen Konvoi vor einer Weile soll es die Angreifer zumindest zeitweise verwirrt haben, dass plötzlich vom mitfahrenden Lautsprecherwagen „Hells Bells“ von AC/DC gespielt wurde.

TPT heißt das in der abkürzungsverliebten Bundeswehr, „tactical psyops team“, und zwischendurch klingt es vom Hügel nun so: „Alkohool ist dein Sanitär in der Not, Alkohool ist dein Fallschirm und dein Rettungsboot.“ Falls die Taliban da unten Herbert Grönemeyer noch nicht kannten, sieht das jetzt anders aus. Was jeder der Männer an Musik dabei hat, wird gesendet. Angriff mit iPod Shuffle.

Bringt das die Taliban zur Aufgabe? „Nicht unbedingt“, räumt der Hauptmann ein, „aber darum geht es auch weniger. Damit treiben wir sie raus!“ Kaum gesagt, steigt tatsächlich die dünne, weiße Rauchfahne eines sogenannten Bodenleuchtkörpers aus dem blickdichten Grün 150 Meter vor dem Hügel auf. Ein Esel, ein Talib, ein Bauer, irgendwer ist in einen der Stolperdrähte gelaufen, mit denen die uneinsehbaren Gräben rund um die Höhe 432 gesichert sind.

Im Unterstand nebenan, das überlange G-82-Gewehr zwischen Sandsäcken stabilisiert, liegen ein Scharfschütze und sein Beobachter, der die Windgeschwindigkeit misst und das Gesamtareal im Auge behält. Millimeter um Millimeter wandert ihr Blick über die Umgebung der Rauchsäule, strandet immer wieder im dichten Laub. Leise fliegen zwischen ihnen die Worte zur Orientierung hin und her.

„Links, weiter links. Die Baumgruppe!“ – „Habe ich.“ – „Zwei große Bäume, daneben ein hellgrüner“ – „Ja.“ – „Dann ist da eine Lücke.“ – „Habe ich.“ – „Der Schatten da, bewegt der sich?“ – „Nee.“ – „Nur ein Schatten?“ – „Schatten!“

In der Ferne läuft ein Bauer vorbei, langsam verkräuselt sich die weiße Rauchsäule in der Gluthitze.

Richtet man den Blick nur ein wenig höher in die Ferne, tauchen vorm Horizont die Lehmmauern von Isa Chel auf. Zwischen dem Dorf und der Höhe 432 liegt die Kampfzone vom Karfreitag, als beim Versuch, die Zufahrtsstraße von Sprengfallen zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

räumen, Soldaten der 1. Infanteriekompanie in einen Hinterhalt der Taliban liefen. Nach stundenlangen Gefechten waren drei Soldaten vom Golf-Zug tot, vier schwer verletzt – die auch nicht alle überlebt hätten, wären nicht amerikanische Medevac-Hubschrauber unter Feuer vor der Höhe gelandet, um sie ins Rettungszentrum zu fliegen.

Nur Wochen später war es wieder der Golf-Zug, der wieder in der Nähe von Isa Chel unter Feuer geriet. Nur dass es an diesem 25. Mai eher die Deutschen waren, die die Taliban überraschten. Wieder rannten und duckten sich dieselben Männer stundenlang, wurden aus stets wechselnden Positionen beschossen, „und ich dachte die ganze Zeit, gleich höre ich wieder die Funksprüche von Verletzten, Toten“, erinnert sich Daniel B. Am Karfreitag hatte er am Steuer des Dingo gesessen, unter dem ein Sprengsatz gezündet wurde, der zwei Mann tötete. „Aber diesmal: nicht!“

Die Taliban hatten nur aus Gräben, nicht aus Häusern angegriffen – kein Moment des Zweifels also für die Luftaufklärung, ob auch Zivilisten zu Schaden kommen könnten. Zwei mal zwei 250-Pfund-Bomben eines amerikanischen B-1-Bombers töteten ungefähr zehn der Angreifer, vier wurden von den Scharfschützen erschossen.

Oberstabsgefreiter Patrick P., den sie „Porno“ rufen, empfand Erleichterung über diesen Tag, über die Variante des Karfreitag-Gefechts mit anderem Ausgang: „Es hat mir nicht gar so viel Kummer bereitet.“ Es sei wichtig gewesen, „den Rückhalt zu spüren, dass die Luftunterstützung kam“. Sein Zugführer Mario K., der im April noch aschfahl und mit versteinertem Gesicht von der Trauerfeier aus Deutschland zurückgekehrt war und den Familien der Toten gesagt hatte, dass er es nicht geschafft habe, alle heil nach Hause zurückzubringen – er erinnert sich an das Geräusch der fallenden Bomben. „Fühlte sich gut an. Sehr gut.“

Nach dem Karfreitag hatte die Bundeswehr jenen, die mitgekämpft hatten, freigestellt, vorzeitig nach Hause zu fahren. Daniel B., der Kraftfahrer, hatte sich schon gemeldet – aber sich dann doch anders entschieden: „Bei mir waren ja alle weg, die gesamte Fahrzeugbesatzung und das Fahrzeug“, das noch heute ausgebrannt bei Isa Chel liegt. „Aber ich dachte, wenn ich jetzt gehe, wird sich bei mir alles immer um

den Karfreitag drehen. Wenn ich aber bleibe und wenn wieder etwas passiert, wird es vielleicht besser laufen, wenn ich dabei bin. Mag komisch klingen, aber genau so fühlte es sich am Ende an.“

Der Krieg, die Rettung Afghanistans, die einst von Peter Struck beschworene Verteidigung Deutschlands am Hindukusch: Auf der Höhe 432 schrumpft all dies zu sehr persönlichen Dingen. Ein bisschen Wiedergutmachung für ein Versprechen, das man nicht halten konnte. Die Wiederherstellung der Balance, nicht bloß Gejagter zu sein hier. Etwas weniger Schuld der Lebenden gegenüber den Angehörigen der Toten, und sei sie nur gefühlt.

Gewissermaßen stehe es jetzt 1 : 1 bei Deutschland gegen Isa Chel, sagt einer.

Anfang Juli wird ihr Einsatz zu Ende sein. Raus aus der lauernden Gefahr, den zerstückelten Nächten, der Ungewissheit, in der die Scharfschützen den Schatten misstrauen. Für drei, die bei beiden Kämpfen dabei waren, endet auch die Zeit bei der Bundeswehr. Daniel B., Porno und Stefan K., den sie nur Keule nennen, werden wieder ins normale Leben zurückkehren. Das sei schon komisch: „Niemanden mehr zu haben, mit dem man darüber reden kann. Der das versteht!“ Der sich vorstellen könne, wie das ist, wenn auf einen geschossen wird, „wenn da ein paar Hundert Meter weiter welche im Graben liegen und dich töten wollen“.

Porno hat sich beim Auswärtigen Amt beworben, will vielleicht seinen Abschluss machen als „Fachkraft für Schutz und Sicherheit“. Daniel B. wird zur Feuerwehr nach Dresden gehen, Keule in sein Dorf bei Frankfurt an der Oder, zurück in seine alte Firma als Beton- und Brückenbauer: „Es muss ja weitergehen. Irgendwann muss auch mal Tinte sein!“

Und die Höhe 432? Das nächste Kontingent, das ab Anfang Juli eintreffen wird, soll sich mehr um die Ausbildung afghanischer Soldaten als um eigene Einsätze kümmern. Es sei, sagen die Männer, unklar, wie lange überhaupt noch Personal da sein werde, Höhe 432 zu halten.

So steht der kleine Hügel für den ganzen Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan: reingehen, einen Ort einnehmen, nicht weitergehen und vor allem nicht wissen, wie man wieder herauskommt. Die Einsatzführung hat versucht, die Höhe 432

der afghanischen Armee oder Polizei anzudienen – so wie ja das ganze Land nach und nach afghanischen Sicherheitskräften übergeben werden soll. Doch die Afghanen haben abgewinkt. Sie wollen den Hügel nicht.

Da kann ja jeder kommen

Unser Autor beendet gerade seinen Zivildienst, als die Mauer fällt und im Osten der Pflegenotstand ausbricht. Er will helfen, reist kreuz und quer durch die DDR, aber keiner will ihn haben. 20 Jahre später macht er die Reise nochmal.

Von Alex Rühle, Süddeutsche Zeitung, 07.11.2009

Einige Wochen nach dem Mauerfall machte Hajo Friedrichs die „Tagesthemen“ auf mit einem Bericht über die katastrophale Situation in den Krankenhäusern und Pflegeheimen des Ostens. Ganze Abteilungen mussten damals schließen, weil so viele Krankenschwestern, Pfleger und Ärzte in den Westen gingen. Ich erinnere mich noch an das Bild einer Ärztin, die in einem endlosen, linlolumglänzenden Gang stand und sagte, sie sei inzwischen alleine in diesem Trakt. Das Ganze hatte für mich als Westzuschauer was von Liveberichterstattung aus Rumänien. Noch am selben Abend fasste ich den Entschluss, rüberzufahren in den Osten und dort in irgendeinem Krankenhaus zu helfen. Ich hatte meinen Zivildienst gerade hinter mir und einige Monate Zeit, bevor das Studium losging. Warum ich das machen wollte, vermag ich 20 Jahre später nicht mehr genau zu sagen. Vielleicht kann man in Umkehrung eines mittlerweile ziemlich ausgelutschten Zynikerbonmots sagen: Ich war jung und brauchte kein Geld.

Der Zug nach Nürnberg war damals rappellvoll, in dem nach Hof und Saalfeld saß ich dann fast alleine. Der deutsch-deutsche Grenzverkehr war in jenen Wochen eine Einbahnstraße: Allein in den ersten zwei Wochen des neuen Jahres meldeten sich 20 818 DDR-Bürger bei den bundesdeutschen Behörden, die im Westen bleiben wollten. Am 12. Januar, dem Tag, an dem ich fuhr, teilte Bayerns Sozialminister Gebhard Glück mit, dass Übersiedler künftig keine Entschädigung mehr für zurückgelassenes Vermögen oder Hausrat erhalten, man könne schlichtweg nicht alle bezahlen.

Aus meinem damaligen Tagebuch (alle kursiven Stellen in diesem Text stammen aus dem Tagebuch): *12. Januar 1990 – sitze im grasgrünen Reichszug, der nach Plaste riecht. Mit mir im Abteil ein älteres sächsisches Paar, er liest die tz, auf der Titelseite steht: „Riesige Nachfrage in der DDR nach Pornos und Erotikartikeln.“ „Tja, hätt ich wohl anders packen müssen. Ich hab nur eine Tasche voller Umweltbroschüren im Rucksack. Backpflaumen für Tante Bärbel, falls ich bis Dresden komme. Ansonsten dieses Tagebuch, Pulli, Schlafsack, und obendrauf die Ängste von Mami und Papi, die gestern nachmittag auf mich einredeten: mordende SED-Verbände, Neonazihorden, neidische DDR-Bürger! Und wo willst du überhaupt wohnen?“*

Das mit dem Wohnen war das Beste an der Reise. Mein Plan war, mich vom Bahnhof aus durchzufragen zur Kirche, so ein Pfarrer muss einen doch unterbringen. Zumal einen, der umsonst das Gesundheitswesen der DDR retten will. Aber ob nun in Saalfeld, Erfurt oder Arnstadt, Weimar, Eisenach, Jena oder Leipzig – ich kam kein einziges Mal bis zum Pfarrer, immer sagte der Erste oder Zweite, den ich nach dem Weg zur Kirche fragte, ach kommse mit zu uns.

„Entschuldigen Sie die Störung, mein Name ist Alex Rühle, spreche ich mit Herrn Demmler?“ – „Ja.“ – „Haben Sie eine Tochter namens Kathi?“ – „Was wollen Sie denn?“ – „Sie werden sich nicht an mich erinnern, aber ich hab mal vor 20 Jahren bei Ihnen übernachtet. Ich bin gerade im ICE, fahre die Strecke jetzt nochmal ab und wollte fragen, ob ich bei Ihnen vorbeikommen darf.“ Abends, beim zweiten Bier, in der Küche in Saalfeld, in der ich vor 20 Jahren schon einmal saß, sagt Herr Demmler: „Als Sie vorhin anriefen, dachte ich zuerst, Sie wollen mir etwas andrehen, ein Abo oder so was. Wir haben erst mal unsere Tochter angerufen, ob die sich an Sie erinnert.“

Das Gedächtnis ist wie ein streunender Hund, keine Ahnung, wo es seine Marken setzt: Ich erinnere mich an die Bachstatue in Arnstadt. An die Kirche in Eisenach, in der an meinem ersten Abend in der Stadt eine Versammlung war, auf der der Pfarrer sagte, man solle bitte nicht mit den Füßen applaudieren, das halte die Statik nicht aus. Das war ein beeindruckendes Bild für die bebende Spannung, die über

diesen ersten Tagen der Reise lag. Und ich erinnere mich an Kathi, die damals 17-jährige Tochter von Demmlers, mit der ich an meinem ersten Abend im Osten gleich demonstrieren ging.

Wir laufen durch Braunkohle- und Trabbidunst, vorbei am Stasigebäude und an Kathis Schule. Sie zeigt mir ihr Klassenzimmer, in dem statt des Honnibilds nur noch ein verräterischer Staubschatten zu sehen ist. Zu Hause bei Demmlers geht's um die SED und die arroganten Bundis, und Herr Demmler fragt, was es mit diesem Aids auf sich habe, ob das jetzt auch zu ihnen komme. Als ich ihnen was von dem Schokoladevorrat schenke, den Mami mir kurz vor der Abfahrt noch in den Rucksack gestopft hat, komm ich mir blöde und gönnerhaft vor. Als würden wir alte Rollen spielen, reicher Bundi, dankbarer Zoni.

20 Jahre später stellt Frau Demmler Mon Cheri und Smarties hin, „all die Sachen, die's bei Ihrem letzten Besuch noch nicht gab“, und Herr Demmler sagt, der Westen sei an dem Tag in Saalfeld angekommen, an dem es erstmals Bier im Konsum gab. Frau Demmler erzählt von ihrem ersten Westbesuch mit D-Mark, auf dem Oktoberfest, im Herbst 1990, morgens hin, abends zurück. „Wir haben uns nichtsahnend ins Käferzelt gesetzt, weil das das einzige Zelt war, in dem noch Tische frei waren. Und ich weiß noch, wie sauer ich auf meinen Mann war, dass er mit dem kostbaren Westgeld Eurostar fahren musste“, sagt Frau Demmler. „Das hab ich doch sofort bereut“, ruft er. „Wie elend hoch das war! Wie die gekreischt haben in den Wagen. Ich wollte unbedingt wieder raus aus der Schlange, aber ich wurde in den Wagen geschoben, festgeschnallt mit einem Riesenbügel und dann – der reine Horror.“ Am Wochenende danach war Wiedervereinigung. Da fing die Achterbahn erst richtig an.

Meine Reise durch den Osten war damals keine Achterbahn, dafür waren schon die uralten Busse und Züge zu langsam. Aber es wurde eine groteske Irrfahrt: Sie wollten mich alle nicht haben. Ich habe es in acht Kliniken, einer psychiatrischen Anstalt und einem Altersheim versucht. Jedesmal hielt mir der Personalleiter händeringend einen Vortrag, wie dramatisch die Situation sei. Wenn ich dann sagte, na, da kann ich doch helfen, ich will kein Geld, such mir selber eine Wohnung und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kann pflegerisch so dies und das, war erst mal Stille. Dann hieß es, da gebe es noch keine Gesetze, da müsse man warten, bis es neue Vorschriften gebe. Wenn ich sagte, dann halt ohne Vertrag, hieß es, das sei illegal. Am besten war der Mann im thüringischen Landeskrankenhaus in Erfurt: *Nachdem er mir lang und breit schilderte, was für ein Drama es sei, alle hätten rübergemacht, mittlerweile sei die Dialyse geschlossen, das müsse ich mir mal vorstellen, die einzige Dialyse in Thüringen, sagte er auf meinen Vorschlag: „Na, also da könnt’ ja nu’ jeder kommen.“ Mann Leute, dann halt nicht.*

Jeder, dem ich die Geschichte erzähle, lacht. Habe ich damals auch. Diese Ossis. Überfordert von der Situation. Verunsichert. Obrigkeitshörig. Deformiert von der Planwirtschaft. Aber man müsste mal die Probe aufs Exempel machen und durch westdeutsche Kliniken gehen mit dem Ansinnen, dort kostenlos und ohne Arbeitsvertrag so dies und das zu arbeiten. Niemals würde das klappen. Nirgends. Sozialgesetzgebung. Arbeitsrecht. Unfallversicherung. Haftpflicht. You name it, they have it.

Das Gute daran war: Durch diese bizarre Komplikation kam ich durch lauter Städte, die normalerweise nicht auf der Erlebnispayroll eines Zwanzigjährigen stehen. Ich stand in Saalfeld, gleich am ersten Abend, in dem Kreis, der das örtliche Stasigebäude umzingelte, hielt Kathis Hand in der Linken, die raue Pranke eines Töpfers in der Rechten, und dachte, so fühlt sich also der Mantel der Geschichte an. Ich hab die Grünen von Eisenach mitgegründet, das heißt, die haben sich natürlich ohne mich gegründet, aber da ich der Einzige war an dem Abend, der Westgeld hatte, bin ich am Tag nach der Gründung nach Herleshausen rüber, in den Westen, und habe dort die erste Büroausstattung für die Partei gekauft, *Eddings, große Papierbögen, und am Abend haben wir Plakate gemalt, die ich heute morgen in einigen Geschäften aufhängte: „Düster, Dreckig, Rauchverhagen“ oder „11.59 für unsere Umwelt“*. Ich bin dann noch zweimal über diese Grenze in den kommenden Tagen, was tut man nicht alles für die Partei, beim dritten Mal blaffte mich der Grenzer an, ich solle mich jetzt mal entscheiden, rüber oder nüber, endlos werde er dieses Hin und Her nicht mehr mit ansehen.

Ich wusste beim Tagebuchschreiben natürlich nicht, dass ich die Tour 20 Jahre später aus journalistischen Gründen nochmal machen würde, auf der Suche nach Ortsflair und ehemaligen Gastgebern. Wie soll man in Leipzig eine Frau finden, die in meinem Tagebuch nur als Silke auftaucht, *Silke, die überall, in allen Zimmern, auf allen Tischen und Fensterbänken Blumentöpfe stehen hat, weil sie das Grau so ankotzt?* Oder die namenlose Kleinfamilie in Arnstadt, in deren unbeheizter Wohnung ich mir einen Schnupfen holte? Von der weiß ich immerhin, dass sie eine Tochter namens Sophie hatte, ich habe nämlich einen Dialog beim Frühstück festgehalten:

Sophie: Papa, ist Arnstadt in der DDR?

Vater: Na klar, alles hier ist DDR.

Sophie: Versteh ich nicht.

Vater: Macht nichts, wenn du groß bist, gibt's eh keine DDR mehr.

Als ich jetzt in Arnstadt um halb sechs Uhr abends nach dem Weg zum Personalbüro des Krankenhauses frage, erlebe ich eine Art Déjà-vu meines damaligen Versuchs, hier zu arbeiten: „Entschuldigen Sie, wo ist denn hier die Verwaltung?“ – „Da ist jetzt keiner mehr. Ich bring Sie hin, aber was wollen Sie denn da?“ – Auf dem Weg zur Verwaltung fange ich an zu erzählen, die Frau unterbricht mich: „Ach, Sie wollen wohl hier arbeiten?“ – „Nein, ich hab 1990 . . .“ – „Hier is nix frei, das kann ich Ihnen glei soochn.“ – „Ich will ja gar nicht hier arbeiten.“ – „Schauen Sie“ – sie drückt die Tüclinke runter – „schon zu. Müssen Sie montags um acht wiederkommen. Aber ich glaub wirklich, es ist besser, Sie gehen zum Arbeitsamt.“ Weg ist sie.

Es herrscht ähnlich vergilbtes Licht wie damals, aber da kann ja der Osten nichts dafür, November ist November, 20-Watt-Beleuchtung allerorten und eine Art Sachzwangwetter, kühl, bewölkt und zugig. Ich komme natürlich in komplett andere Städte als damals, alles makellos rausgeputzt wie in Märklinlandschaften, wenn ich in 20 Jahren wieder so eine Ostalgietour mache, sollte ich mir Zeit nehmen und bildungsbürgermäßig umherpilgern, so wie es all die älteren Herrschaften hier zu machen scheinen. In Eisenach weisen japanische Wegweiser in Richtung Bachhaus, in Saalfeld glänzt jeder einzelne Fachwerkbalken in Xyladecor, Arnstadt hat etwas von einem Kulturkurort, und in Erfurt strahlt nachts der Hugendubel wie ein eben

gelandetes Raumschiff über den Marktplatz. Hier liest die großartige Berliner Reporterin Jutta Voigt am Abend aus „Im Osten geht die Sonne auf“, Reportagen aus den achtziger und neunziger Jahren, zehn Jahre vor, zehn Jahre nach der Wende. In einem Text von 1991 heißt es: „Die SED-Ideologen legten immer Wert auf die Feststellung, dass die Menschen im Kapitalismus ein sinnentleertes Leben führten, weil sie keine Ideale mehr hätten. Damals entstand ein sarkastisches Bonmot: ‚Die Leute im Westen haben keine Ideale mehr; die Menschen im Osten haben ein Ideal – den Westen.‘ Nun ist der Traum aus. Die Ostmenschen sind genau in dem Moment aus dem Garten Eden vertrieben worden, als sie den Fuß in ihn setzten.“ Als sie das liest, fällt mir ein, was Herr Demmler am Abend zuvor über die ersten Westwaren im Konsum gesagt hatte: „Fränkisches Bier! Wie das schäumte! Das Paradies!“

Die Lesung ist voll, sicher 200 Leute sind gekommen, aber als Voigt das Publikum am Ende fragt, wie sie sich denn an diese Zeit erinnern, schweigen alle. Der Moderator sagt in die Stille hinein: „Vielleicht dreht sich das Karussell noch immer so schnell, dass bis heute keine Zeit blieb, das Geschehene zu verarbeiten.“ Der Saal nickt stumm.

22. Januar, Leipzig: Auf der Montagsdemo. Aufgeheizte und zugleich träge Stimmung. Die Leute schlendern so dahin und rufen „SED – das tut weh“, und „Wir sind ein Volk“. Jeder vorsichtig-moderate Sprecher wird niedergepiffen, alle wollen Einheit jetzt. Plötzlich kommen dem breiten Strom etwa 100 Leute entgegen, sie halten einander an der Hand und tragen DDR-Fähnchen. „Ah, die FDJ“ denke ich. Stimmt aber nicht. Das Gros der Demonstranten bildet eine Gasse und schreit das Häuflein nieder: „Stalinisten!“ „Schweine!“ Am Ende des Zuges läuft ein 20-jähriger Junge mit Lederranzen und Nickelbrille. Auf meinen fragenden Blick hin weist er mit weiter Gebärde auf die tobenden Leute und zuckt die Achseln. Ich lauf mit ihm mit, versteh ihn aber kaum, die umstehenden Leute brüllen derart laut auf uns ein. Vor der Wende saß er mehrmals ein, seit Mai nahm er an den Friedensgebeten teil, bis November stand er vorne im Demozug. „Du Drecksau!“ „Rotes Pack!“ „Ich mach euch fertig!“ Ich hatte Angst, er sagte, er mache mit seinen Freunden seit Anfang Januar diese Gegendemos, die Stimmung werde jede Woche aggressiver. In dem Moment überholte

uns einer und rief im Vorbeilaufen: „Haut ab, da hinten kommen die Skinheads.“ Da bin ich in einer Seitenstraße verschwunden.

Als man mich am Tag danach auch im Leipziger Krankenhaus abwies, gab ich meinen Plan, dem darbenen, weidwunden Osten pflegend zur Seite zu stehen, auf und setzte mich in einen Zug, um meinen Onkel Wilhelm zu besuchen, einen Orgelbauer in Moritzburg, den ich für sein abenteuerliches Leben bewunderte. Wer hätte gedacht, dass ich so doch noch zu meinem Hilfseinsatz komme: Im „Margarete-Blank-Heim“ waren, kurz bevor ich kam, zwei alte Frauen aufgrund des Pflegemangels gestorben, die eine war verwirrt in die Kälte gelaufen, die andere war aus dem Bett gefallen und lag stundenlang auf dem Zimmerboden. Wahrscheinlich deshalb sagte die Leiterin, Frau Fritsche, ich könne hier arbeiten. *Als ich dann fragte, was genau ich denn tun solle, machte Frau Fritsche eine fahrige Kreisbewegung mit den Armen und sagte lachend: „Na sehne doch. Alles.“*

So war ich von morgens um sieben bis abends um fünf Pfleger und Einsamkeitsvertreiber, schmierte Brote, trug Essen und Medikamente aus, kaufte den drei Frauen auf Zimmer elf alle zwei Tage Eierschecke im Cafe Kunath, spielte mit Frau Bellmann Halma, las Frau Griebach Turgenjew-Erzählungen vor und kaufte für Frau Schneider, eine winzigkleine, bucklige Sorbin, ein.

Als ich Frau Schneider ihr braunes Einkaufsnetz brachte, sagte sie mit ihrem erdigen Akzent: „Alt werrden ist ekelhaft, so’n zäher Kaugummi hinten raus. Aberr ist nich schön, jetzt zu sterben. So in all diesem Durcheinander.“ Dann fragte sie mit schwerem Zungenschlag: „Sagen Sie mal, jungerr Mann, wie alt sind Sie eigentlich? „21.“ Da schlug sie die Hände vors Gesicht, blickte mit einem Augenaufschlag zur Decke und sagte fast bedauernd: „Ohjeohjeohje. Noch so viel Leeeben vorr Ihnen!“

Wenn es mal wieder kein Wasser gab, mussten die alten Leute Ketten bilden, einer stand unten im Garten an der alten Pumpe, dann reichten sie sich die Eimer die Treppen hoch, ist schwer, *bei dem Anblick nicht an die Trümmerfrauen 1945 zu denken. Heute sagte Frau Lohse, während sich beim Eimerschleppen die knochigen Schulterblätter durch ihr blaues Kleid pausten: „Nu, gännse nich emol ausm Wesdn ä bor Handwärker schicken? Von ohm leefts Wasser nei, un mir ham drodzdem keens.“*

Das Altersheim in Moritzburg gibt es nicht mehr. Jedenfalls nicht mehr im Ortskern, unten am Schloss. In dem Gebäude sind heute ein Restaurant und der sogenannte Weltmeister Senfladen untergebracht, der so heißt, weil er über 200 Sorten Senf anbietet, darunter „Poppis Erotik-Senf – verführerisch scharf“, himmelblauen „Trabbi-Senf“ sowie Mozart- und „Einstein-Senf – schmeckt genial“. Draußen ist Volksfest, das jährliche Abfischen der Moritzburger Teiche, die Leute kommen aus ganz Sachsen her, um sich im Glühweindunst Bratwürste ins Gesicht zu stecken, rund um den Teich stehen Buden.

Damals bin ich nach meiner Arbeit im Heim jeden Nachmittag noch mit Frau Gretl Höckner um diesen Teich spaziert. Gretl Höckner war eine einsame Freundin meines Onkels, eine ehemalige Griechisch- und Hebräischlehrerin, die fast blind war, alleine in einem Turmzimmer hauste, direkt am Teich, und eine enorm schlagfertige Art hatte.

Heute wollte sie mir unterm Laufen Hebräisch beibringen: „Also, de Grammadigg is wirklich eefach, da stoppln Se de Wörter bloos hindernander wegg. Wie euer Lego.“ Später sagte sie den großartigen Satz: „Jetzt reden sie wieder alle von Vergangenheitsbewältigung. Dafür bleibt den Leuten hier doch gar keine Zeit, die können froh sein, wenn sie erst mal die Gegenwartsbewältigung einigermaßen hinkriegen.“

Das neue Altersheim steht am Rande von Moritzburg, ein schöner Bau, viel Glas, ein Teich, und direkt hinterm Haus fangen die Bärnsdorfer Wiesen an, ein europaweit einmaliges Feuchtbiotop, das damals der „Dresdner Hof“ kaufen wollte, um einen Golfplatz zu bauen. *Bisher waren die Bärnsdorfer strikt dagegen, jetzt bietet der Dresdner Hof vier Millionen D-Mark und verspricht, bei einer Zusage eine neue Kaufhalle zu bauen und neue Wasserleitungen zu verlegen. Und plötzlich sind die Bärnsdorfer Feuer und Flamme.* Scheint am Ende doch nicht geklappt zu haben, es blüht und feuchtet in den Wiesen, weit und breit ist kein Golfplatz zu sehen.

Im Aufenthaltsraum des Altersheims gießt eine Pflegerin Früchtete in Thermoskannen. Draußen im Gang fährt ein Mann im Rollstuhl auf und ab, die Pflegerin sagt zu ihm: „Na, worauf warten Sie?“ – „Aufn nächsten Tag.“ – „Gut so,

da hammse ja noch paar Stunden zu tun.“ Ich erzähl der Pflegerin, warum ich gekommen bin. „1990?! Oh je, is das lang her. Von denen lebt keiner mehr. Die Letzte, die den Umzug noch miterlebt hat, war die Frau Glatte, die ist letztes Jahr gestorben. Aber ich bin gerade in Eile. Ist Stress heute. Die Zeit sitzt einem hier immer im Nacken.“

Eine der Frauen, um die ich mich kümmere, heißt Frau Schenker. Sie ist 96 Jahre alt und wir drehen jeden Tag sowohl im Garten als auch in unserem Gespräch dieselbe Runde: „Das ist aber nett, dass Sie mit mir e bissel spazieren gehen. Ich bin ja sonst ganz alleine.“ – „Ich finds auch nett mit Ihnen.“ – „Und wie heißen Sie?“ – „Alex.“ – „Ah! Ich bin die Elsbeth. Wissen Sie, ich bin ja sonst ganz alleine, ich weiß gar nicht, wo die alle sind. Aber wie heißen Sie eigentlich?“ – „Elsbeth, ich bin der Alex.“ – Etwas entrüstet: „Woher wissen Sie denn meinen Namen?!“ Undsoweiter, ad infinitum. Die Heimleiterin nahm mich gestern zur Seite: „Ich seh das mit Sorge, wie viel Sie sich um Frau Schenker kümmern. Sie wecken bei dieser Frau so viele Emotionen, die längst eingeschlafen waren, da müssen wir uns dann um diese Frau kümmern, wenn Sie wieder weg sind. So viel Zeit haben wir nicht. Außerdem kann die sich doch ohnehin nicht erinnern. Ein Tier spürt Liebe, aber es hat keine Erinnerung daran, dass ich es streichle.“

Die Heimleiterin war außerdem sehr nervös, weil ich ja illegal arbeitete. Ich durfte nicht mit dem restlichen Personal zu Mittag essen, sondern musste mich in einer Art begehbarem Wandschrank verstecken. Einmal hörte ich in diesem unfreiwilligen Versteck, wie draußen auf dem Gang zwei Frauen flüsterten: „Ein Durcheinander ist das, fast wie 45.“ – „Nu, und schämen sollen wir uns auch wieder. Wüsst’ nicht, wofür ich mich diesmal schämen sollte.“

In den 42 Tagen meiner Reise sind 74 167 DDR-Bürger in den Westen gekommen. Am 11. Januar, dem Tag meiner Ankunft in Saalfeld, sagte Ministerpräsident Hans Modrow, die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten stehe „nicht auf der Tagesordnung“, Oppositionsgruppen hätten kein Vetorecht, die Legitimation seiner Regierung sei nicht in Frage zu stellen. In Saalfeld gingen an dem Abend Gerüchte um, die Stasi plane eine Gegenrevolution. Am 25. Januar legte der

Westberliner CDU-Vorsitzende Eberhard Diepgen einen Plan vor, mit dem bis zum 8. Mai 1995, 50 Jahre nach Kriegsende, der Prozess der deutschen Einheit abgeschlossen sein soll. Noch am 6. Februar sagte der Sprecher des Nationalen Olympischen Komitees der DDR, die DDR werde bei den Olympischen Spielen in Barcelona selbstverständlich mit einer eigenen Mannschaft antreten. Am selben Tag kündigte Helmut Kohl an, nach den Wahlen vom 18. März würden sofort Verhandlungen über eine Wirtschaftsunion aufgenommen werden. Als ich drei Tage später mit Gretl Höckner um den Schlossteich tippel, sehen wir eine lange Schlange vor der Bank. *Die Leute haben Angst vor einer Abwertung der Mark. Sie sind alle wahnsinnig nervös und wollen nach Dresden fahren, um das Geld in Sachwerten anzulegen. Schlimm.*

Schlimm. Schlimm, schlimm, schlimm. Es ist schon deshalb gut, Tagebuch zu führen, weil man im Nachhinein sehen kann, aus was für bizarren seelischen Gemengelagen man sich über die Jahre doch herausentwickelt zu haben scheint. Vieles daraus ist schlichtweg unzitierbar, alle zwei Seiten komme ich mit Albert Schweitzer oder anderem pastorisierten Zeug, es wimmelt derart von frenetisch lebensbejahenden Schillerzitataten, dass es oft nach protestantischem Heroismus als Depressionsverdränger klingt. Ich würde mir im Nachhinein ein schweres Helfersyndrom attestieren. Überflüssig zu sagen, dass ich mich in Moritzburg auch noch für den Erhalt der Bärnsdorfer Wiesen einsetzte.

Das Haus, in dem Frau Höckner wohnte, wird heute von einer Familie mit zwei großen Geländewägen bewohnt, der Mann, der gerade hinterm Haus in feiner Lodenjacke Holz sägt, sagt, er habe noch nie von dieser Frau Höckner gehört, aber man könne sich ja heute gar nicht mehr vorstellen, wie die damals gelebt haben, ohne fließend Wasser, mit Bollerofen, in dem Türmchen da oben, das sei schon sehr weit weg alles.

21. Februar, Abschiedstour durch Moritzburg und durchs Heim. Gretl schenkt mir Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“, Frau Bellmann einen Topflappen und 10 Mark: „Irgendwer muss Sie ja hier bezahlen.“ Am Schluss sitze ich noch mit Frau Schenker in der Abenddämmerung ihres Zimmers. Plötzlich sagt sie: „Ganz leer, die

*Straße. Es ist niemand da. Und die Fenster sind alle dunkel.“ Dann, etwas enerviert:
„Sagen Sie, wer sind Sie eigentlich?“*

Am 22. Februar, dem Tag, an dem ich wieder abreiste, wurde gegenüber dem Dresdner Hauptbahnhof die Gründung eines sächsischen Drachenflieger-Dachverbands bekanntgegeben. Drachenflieger waren in der DDR immer wieder Repressalien ausgesetzt, da sie im Verdacht standen, mit ihren Sportgeräten fliehen zu wollen. Deshalb mussten die Piloten ihr Hobby heimlich, vor allem in der CSSR betreiben. „Jetzt sind wir frei“, ruft einer der Drachenflieger überschwänglich ins Mikrophon. „Wir fliegen! Wir fliegen wieder!“

Irre, wer ich?

Charles Brewer-Carías, 71 Jahre alt, 200 Expeditionen, hat den Ruf, von allen Glücksrittern Amazoniens der genialste zu sein. Und der wahnsinnigste. Die Lebensbeichte eines Überlebensgroßen

Roland Schulz, GEO, 01.06.2010

Und wenn der Tod dann kommen sollte, bitte schön, er ist bereit. 33,74 Gigabyte hat er für künftige Biografen gesammelt, im Falle seines Todes zu finden auf Festplatte D:, da steht alles drin, was in seinen Augen wichtig ist, wenn es um die Frage geht: Wer ist Charles Brewer?

Charles Brewer-Carías, geboren am 10. September 1938, der Humboldt des 20. Jahrhunderts.

„Nun, ich sage gern: Ich bin der Beste“, sagt er.

Entdecker aus Venezuela, Forschungsgebiete Zoologie, Botanik, Geologie, Entomologie, Speläologie, Ethno-Technologie, Dental-Anthropologie.

„Sagen wir so: Ich trage in den Tempel des Wissens, was ich kann“, sagt er.

Anzahl an Expeditionen: mehr als 200, Anzahl der nach Brewer benannten Arten: 25, Anzahl an Veröffentlichungen: eine atemraubende Zahl.

„Wenn ich sterbe, liegt schon alles bereit für die wissenschaftliche Unsterblichkeit“, sagt er.

Seine Feinde nennen Charles Brewer einen Aufschneider, einen Wahnsinnigen, ein Umweltschwein, einen Josef Mengele des Regenwalds.

Seine Freunde nennen Charles Brewer einen Aufschneider, einen Wahnsinnigen, einen Helden und legendären Entdecker, den letzten Indiana Jones.

Wer ist Charles Brewer?

„Eine gute Frage“, sagt er. „Wo fangen wir an?“

Er sitzt im gedämpften Licht seines Büros, umzingelt von Büchern, überall Regale, Kisten, Kartons. Sein Schreibtisch ist von Papier verschüttet, Schicht auf Schicht, Landkarten, Notizzettel, Zeitungsartikel. Auf dem einzigen Flecken festen Bodens in dieser Abraumhalde seiner Arbeit steht sein Computer. Charles Brewer wühlt sich durch einen Stapel, zieht ein Blatt hervor, noch einen Beweis für seinen Nachlass: Brewer ist Rekordhalter im Feuermachen.

„Ich entzünde ein Feuer in weniger als drei Sekunden“, sagt er.

Er kramt aus einem Karton ein Brettchen mit Zunder, einen hölzernen Bohrstock und einen Flitzebogen, kniet sich auf den Betonboden seines Büros. „Auf die Plätze!“, ruft er. Er windet den Bohrstock in die Sehne des Bogens. „Fertig!“ Er presst den Bohrstock in den Zunder. „Los!“ Er reißt den Bogen, der Bohrer frisst sich in den Zunder, Rauch steigt auf. Er bläst in die Glut, Flämmchen züngeln empor. „Weniger als drei Sekunden!“, ruft er. Dann tritt er die Glut aus. „Aber nichts verraten“, sagt er. Seine Frau mag es nicht, wenn er im Büro Feuer macht.

Rekorde, die Charles Brewer laut Lebenslauf erzielt hat: Erster Fallschirmabsprung eines Zivilisten über Venezuela, längste botanische Expedition des 20. Jahrhunderts, venezolanischer Meister in 50 Meter Freistil (Klasse über 60 Jahre).

Beschwingt zwängt er sich zurück zum Computer. Er ist 71 Jahre alt, aber so drahtig wie ein Jüngling. Er beginnt, mit der Computer-Maus durch das Meer der Dokumente zu pflügen, die er für die Unsterblichkeit sammelt, wer ist Charles Brewer, wo soll er da nur anfangen? Ein Klick mit der Maus, da ist ein Foto, er neben George Bush – nein, unwichtig, weiter. Ein Klick, Foto, im Dschungel, er im Kanu auf dem Weg nach – egal, weiter. Klick, eine Kanone auf dem Meeresgrund, Klick, ein Mann mit Machete, Klick, Indianer, Klick, Klick, Klick. Er verweilt nirgends. Er erklärt nichts. Er jagt nur durch Erinnerungen. Irgendwann steht er auf und rupft aus seinen Bücherbergen einen Bildband. Titel: Roraima. Autor: Charles Brewer. Es geht ihm um sein Vorwort: Brewer ist in der ganzen Welt anerkannt als einer der größten Entdecker aller Zeiten.

„Ich denke, das sollte man als Grundlage einer Beschreibung meines Lebens nehmen“, sagt er. Ohne ein weiteres Wort verschwindet er in dem engen, mit Flinten, Surfbrettern und Funkgeräten vollgestellten Gang, der sein Büro mit dem Haupthaus verbindet. Er lebt auf den Hügeln von Caracas, ganz oben, Quinta Bucare. Hier, wo die Stadt fern und der Wald nah ist, hat er vor 13 Jahren ein Landhaus gebaut, groß genug, seine Schätze und seine Familie aufzunehmen. Allerdings musste er auf Drängen seiner Frau Fanny eine Wellblechbaracke hinters Haus stellen, weil sein Büro überquoll. Sie sind übereingekommen, dass er seine 24 wichtigsten Macheten auf dem Wohnzimmertisch stapeln darf, dass die Blasrohre kurz vor dem Klo bei den Kästen mit den Riesenkäfern hängen und auch der skelettierte Alligatorkopf bleiben kann, aber der Rest musste raus. Brewer schreit durchs Haus: „Ich fahre in den Club!“ Von irgendwoher antwortet eine Frauenstimme.

Tiere, die Charles Brewer im Haus beherbergt: sechs Hunde, eine Wasserschlange, eine Boa, drei Singvögel (tot) im Eisfach des Kühlschranks.

Er steuert seinen alten Toyota wie ein Rallyefahrer durch den Straßenverkehr. Er fährt einhändig, nur die Linke am Lenkrad. „Die Rechte muss immer frei sein“, sagt er, da schnellt seine Hand schon an den Gürtel, zieht ein Springmesser, lässt es aufschnappen. Er sticht in Richtung des offenen Seitenfensters. „Du hast nur Zeit für einen Stoß. Du musst den Hals treffen. Deswegen: Rechte immer frei!“ Er lächelt. Er deutet nach draußen. „Als ich klein war“, sagt er, „wuchs hier überall nur Zuckerrohr.“

Charles Brewer war acht Jahre alt, da notierte er lange Listen in seine Schulblöcke, Ausrüstungslisten für Expeditionen. Biografen mögen diese Blöcke bitte dereinst im Karton „Internat“ finden.

Als er 14 Jahre alt war, grub Brewer hinter dem Haus seiner Eltern Scherben aus, die das Naturkundemuseum als Fundstücke 944 bis 963 katalogisierte. Biografen: Fundquittung eingescannt erhalten.

Im Alter von 19 Jahren begann Brewer auf Wunsch des Vaters ein Studium der Zahnmedizin; „ich war der beste Student des Studiengangs, das sollte man ruhig aufschreiben.“ Charles Brewer war 23 Jahre alt, da fuhr er im Einbaum den Rio

Erebato flussaufwärts, um im Regenwald die Kieferstellung der Ye'kuana zu erfassen, eines Volkes in Amazonien, bitte, Biografen: wichtiger Wendepunkt.

Sprachen, die Charles Brewer spricht: Englisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, Ye'kuana, Yanomami.

Er erreicht das ehrfurchtgebietende Gelände des „Caracas Country Club“ mit quietschenden Reifen. Auf dem Parkplatz nur Prunk, sein Auto ist der einzige Kleinwagen in einem Spalier verspiegelter Scheiben. Schon sein Großvater, ein englischer Diplomat, war Mitglied in diesem Club, der als exklusivster des ganzen Landes gilt. Charles Brewer betritt die mit Ehrentafeln behängte Eintrittshalle, steuert die Umkleiden an, sagt: „Ich werde oft gefragt: Kennen Sie auch den japanischen Botschafter? Dann sage ich: Ja sicher – aber nur nackt.“

Es ist Mittagszeit, in der Umkleide stehen Männer mit schneeweißen Badetüchern um den Bauch. Sie sind für eine rasche Runde Golf in der Mittagspause da, ein bisschen Schwimmen, vielleicht auch Fitness. Flüsternd erklärt Brewer, wer wer ist, da hinten, Bruder des früheren Vizepräsidenten, dort, zwei europäische Botschafter, der daneben: macht in Öl. „Hier sind alle sehr reich. Alle außer mir.“

Schätze, die Charles Brewer in seinem Leben suchte: Kriegskasse des Count Jean d'Estrées, Hort der Inkakönige, Schatz von Eldorado.

Als Brewer die Trainingshalle betritt, ruft er: „Hier drin ist doch nicht einer, nicht ein einziger, der mich schlagen kann!“ An den Hantelbänken, auf den Laufbändern, überall grüßen sie ihn grinsend. Brewer tritt zu einem Mann mittleren Alters, der zwei Zehn-Kilo-Hanteln stemmt, immer im Wechsel, langsam und ausdauernd. „Dich lass ich leiden, mein Freund“, sagt Brewer. Er greift sich ebenfalls Hanteln, stellt sich neben seinen Widersacher, guckt, ob auch alle gucken. Dann stemmt er die Hanteln in schnellem Wechsel, drei-, vier-, fünfmal, lässt sie wie beiläufig sinken, sagt: „Du kannst es ja nicht mal so schnell wie ich.“ Sein Widersacher lächelt. „Darf ich vorstellen: mein Nachfolger“, sagt Brewer.

Tief im Regenwald erlebte der junge Zahnarzt Charles Brewer in der Tat, was bislang nur Traum gewesen war: Expeditionen in Gebiete jenseits der Kartengrenzen, alle Ausrüstungslisten, die er nun verfasste, wurden Wirklichkeit. Als Foto, das diese

Zeit in Biografien bebildern soll, wünscht sich Brewer: Ziehen eines Zahns, Dschungel von Wasaña.

Zurück in Caracas erregte Brewer die Aufmerksamkeit amerikanischer Wissenschaftler, denen die Abenteuerlust dieses Zahnarztes mit Kontakten in höchste Kreise entgegen kam. Sie standen vor einer Expeditionsreihe, die ohne Beispiel war: Eine Gruppe Forscher sollte, finanziert von der Atomenergiebehörde der USA, in das Amazonasgebiet vordringen. Die Leiter: James Neel, Genetiker, und Napoleon Chagnon, Anthropologe. Ein Ziel: eine vergleichende Studie zwischen der Bevölkerung von Hiroshima und Nagasaki und einem Volk, so unberührt, dass es nie von radioaktiver Strahlung kontaminiert worden war – die Yanomami, Ureinwohner des Regenwalds. Es war Mitte der 1960er Jahre. In Brewers Zukunft lagen nur die Zahnlöcher reicher Venezolaner. Er sagte sofort zu.

Wieder im Regenwald, erlebte Brewer, was er in Biografien als wichtigste Zeit seines Lebens gewürdigt sehen will. Sie waren jung, Amazonien war wild, und alles, was sie taten, taten sie im Namen der Wissenschaft. Sie jagten von Dorf zu Dorf, verteilten Macheten, Angelhaken, Äxte, sammelten Blutproben, Gebissabdrücke, Ahnenlinien. Am Ende verfasste Chagnon das Buch „The Fierce People“, das die Yanomami als Gesellschaft erbarmungsloser Krieger zeigte und zum Standardwerk der Anthropologie wurde. Auch Charles Brewer kehrte als Berühmtheit heim. Er war mit einem Fallschirm über dem Regenwald abgesprungen, um einen in Wahn verfallenen Anthropologen zu retten; ein Himmelfahrtskommando, das seinen Ruf festigte, unter allen Haudegen der Expedition der härteste zu sein. Bei Zweifel, Biografen: Brewer empfiehlt Artikel „La Gran Aventura“, Autor: Charles Brewer.

Zeit, die Charles Brewer im Dschungel verbracht hat: 1961 Mai, Juni, Juli, Dezember, 1962 Januar, Oktober, November, Dezember, 1963, „lassen wir das. Zeit bedeutet nichts. Ich werde oft gefragt: Und wann waren Sie dann endlich wieder zurück aus dem Regenwald? Ich sage dann: Ich bin nicht zurück. Meine Seele ist immer noch dort.“

Sie trainieren eine Stunde, Hanteln und Geräte. Charles Brewer spricht auf seinen Nachfolger ein, es geht um Basislager, Helikopterstunden, einen Termin in wenigen Wochen. Der Mann, den Brewer Nachfolger nennt, finanziert dessen Expeditionen. Brewer sieht in ihm den einzigen, der Geist und Willen eines Entdeckers in sich hat. Er ist Autohändler. Er sagt, Brewer sei eine Legende. Er sagt auch, es sei eine Schande, dass diese Legende betteln müsse, um seine Expeditionen und oft sogar seinen Lebensunterhalt bezahlen zu können. Allerdings sagt er das nur, wenn Brewer gerade unter der Dusche ist.

Brewer duscht allein. Beim Anziehen dreht er sich zur Seite wie ein verschämter Junge. Er will nicht, dass jemand die faustgroße Beule oberhalb seiner Scham sieht. Leistenbruch. „Mein Arzt sagt, ich muss das operieren lassen“, sagt er, als sein Nachfolger außer Hörweite ist. „Ist mir egal.“ Brewer hat Angst, eine Operation könnte die geplante Expedition verschieben. Selbst seiner Frau gaukelt er Gesundheit vor. „Alles eine Frage des Willens“, sagt er. „Mein Kopf befiehlt. Mein Körper hat zu folgen.“

Krankheiten, die Charles Brewer im Dschungel durchlitt: Dum-Dum-Fieber, Ruhr, „Pilzlunge“, Malaria mehrmals, „irgendwann habe ich aufgehört zu zählen.“

Brewer zieht sich mit der Sorgfalt eines Mannes an, der sein Äußeres als Signal versteht. Er schlüpft in seine Hose, Khaki, knöpft sein Hemd, Khaki, schließt seinen Gürtel, schweres Leder, darauf gestanzt eine kleine Messingplakette, auf der in geschwungener Schrift geprägt steht: „Charles Brewer C.“ Am Schluss zwirbelt er sich die Spitzen seines Schnurrbarts zurecht, noch ein prüfender Blick in den Spiegel, ein Kontrollgriff ans Messer, dann ist er bereit. Er hat noch einen wichtigen Vortrag heute.

Posten, die Brewer nach Rückkehr aus dem Regenwald angetragen wurden: Fallschirmausbilder, Survival-Trainer, Minister für Jugend und Sport.

Charles Brewer war 40 Jahre alt, als ihn die Republik Venezuela 1979 als Minister vereidigte. Erste Amtshandlungen umfassten: Einrichtung temporärer Fußgängerzonen, Aufstellung von Jugendbrigaden zum Zivilschutz an abgelegenen

Landesgrenzen, Bau von befestigten Lagern zur paramilitärischen Ertüchtigung der Brigaden, „das war so eine Mischung aus Kibbuz und Fremdenlegion“.

Charles Brewer war 42 Jahre alt, als er mit 50 Freiwilligen nach Guyana vordrang, um territoriale Ansprüche Venezuelas geltend zu machen, „wir haben auch Beweise gesichert, dass die Kubaner dort geheime militärische Basen unterhielten.“

Brewer war 43, als er wegen dieser Invasion und anderer eigenmächtiger Auftritte als Minister zurücktreten musste, „ich war einfach zu erfolgreich.“

Auf dem Weg zum Parkplatz stoppt Brewer plötzlich und zieht sein Messer. „Guazuma ulmifolia!“, ruft er und beginnt, von einem Baum einen mannslangen Ast abzusäbeln. „Die Yanomami nennen es Pochoroa“, sagt er. „Das beste Holz der Welt, um Feuer zu machen, steht schon in den Manuskripten von Sir Francis Drake.“ Als er den Ast zum Auto schleift, kommen ihm Clubmitglieder entgegen, die Golfwägelchen hinter sich herziehen. Er ergötzt sich an ihren Blicken. „Hier dreht sich alles um Status“, sagt er und stopft den Ast in den Kofferraum. „Aber ich habe meinen eigenen Status.“

Orden, die Charles Brewer für Verdienste zum Ruhme Venezuelas verliehen bekam: Ehrenkreuz der Landstreitkräfte, Orden für Verdienste zur See, Orden del Libertador Primera Clase.

Aus dem Amt gejagt, zog sich Charles Brewer 1983 ins Amazonasgebiet zurück. Seine Ehefrau hatte ihn verlassen; sie war es leid gewesen, dass er seine Abenteuer allem vorzog, selbst der Geburt seines ersten Kindes. Seine Arbeit in einer Arztpraxis lag lange zurück. Sein Vermögen war versickert.

In Amazonien angekommen, arbeitete Brewer als Taucher, Goldsucher, Mittelsmann für Minenkonzerne, Kundschafter für Expeditionen, Fabrikant des Überlebensmessers „Explora Marto-Brewer“, das sich in eine Sonnenuhr, Harpune oder Säge verwandeln ließ. Allem aufgeschlossen, lebte Brewer nicht übel von Handel und Wandel. Er hatte Kontakte. Er kannte Land und Leute. Er kam zurecht.

Biografen: Brewer empfiehlt, nur mit höchster Neutralität an diesen Lebensabschnitt zu gehen. Es scheint, als habe es in Amazonien der 1980er Jahre zwei Charles Brewer gegeben.

Auf der einen Seite Charles, den Dschungelspezialisten, den Wissenschaftler und Medien aus aller Welt nutzten, um Zugang zum Zauber des Regenwalds zu erhalten; auch GEO verschaffte er eine Expedition zu den Tepui, den Tafelbergen im Süden Venezuelas. Krönung seiner Arbeit: eine botanische Expedition zum „Cerro de la Neblina“, dem Nebelberg an der Grenze zu Brasilien, die mit Unterbrechungen von 1983 bis 1987 dauerte und neue Arten dutzendweise entdeckte; einige bekamen Brewers Namen. „Ich traue mich zu sagen: eine der wichtigsten Expeditionen der Welt!“

Auf der anderen Seite Señor Brewer, Gründer von „Minas Guariche“, einer Minenfirma mit seltsamen Konzessionen, die im Ruf stand, Gold ohne Rücksicht auf Gesetz, Mensch oder Natur zu gewinnen. Schwerpunkt der Arbeit: die Claims „Triunfo II“ und „Triunfo III“ im Bundesstaat Bolívar, offener Tagebau, Umweltschäden massiv, „das sind Lügen, alles Lügen! Das haben Marxisten und Befreiungstheologen in die Welt gesetzt, um mich zu vernichten!“

Arten, die zu Ehren Brewers nach ihm benannt wurden: Tityus breweri, Skorpion, Colostethus breweri, Giftpfeilfrosch, Hemitriccus margaritaceiventer breweri, Vogel aus der Familie der Tyrannen, die ihren Namen der Aggressivität gegenüber Eindringlingen im eigenen Revier verdanken.

Alle Schüler sind in der Aula versammelt, als er eintrifft, die gesamte Unterstufe drängt sich in den Sitzreihen. Die Direktorin der Internationalen Schule von Caracas bittet um Applaus für Mister Brewer, bekanntester Entdecker unseres Landes. Kinderaugen suchen seine Gestalt. Ein echter Entdecker, wie er wohl aussehen mag? Er enttäuscht sie nicht. Er steigt erhaben zum Rednerpult hinauf, ganz in Khaki, lässt sich das Mikrofon reichen, blickt so lange schweigend auf die Kinder, bis auch das letzte Tuscheln erstirbt. „Was ich euch heute erzählen werde, werdet ihr niemals vergessen. Ein Geheimnis.“ Hinter ihm leuchtet auf einer Leinwand ein Foto auf. Der Regenwald. „Das Geheimnis des Entdeckens.“

Die Kritik an der Art von Brewers Arbeit begann verhalten. Man warf ihm vor, sich um nichts als seinen Ruhm und Reichtum zu scheren, außerdem sei er ein Aufschneider, der noch jeden geselligen Bummel als Expedition verkaufe, gern an internationale Prominenz. Dann nahmen die Vorwürfe zu. Der Verdacht: Seine Expeditionen, besonders die verdächtig lange zum Nebelberg, seien nichts als Tarnung. In Wahrheit sei Brewer kein Entdecker, sondern ein illegaler Goldschürfer. Auch seine Arbeit mit dem Anthropologen Napoleon Chagnon geriet in die Kritik. Als Brewer und Chagnon 1991 mit einem Helikopter in einem Yanomami-Dorf landeten, filmte ein mitreisendes Fernsichteam, wie Yanomami die Ankömmlinge mit erhobenen Bogen umstellten und beschuldigten, ihrem Volk Tod gebracht zu haben. Als ein Yanomami mit einer Axt auf Chagnon einschlägt, fängt Brewer den Schlag ab und streckt den Angreifer mit einem Fausthieb zu Boden.

Prominente, die mit Charles Brewer den Regenwald besuchten: David und Peggy Rockefeller, Max Kennedy, Prince Charles, die Popgruppe „Los del Río“, Sänger des Welthits „Macarena“.

In der Aula herrscht atemlose Stille, Charles Brewer spricht. In seinem Rücken detonieren Fotos, es sind Flüsse, Gipfel, Höhlen, er erzählt von seinen Expeditionen und den Gefahren, die er überwand. Auf einmal erscheint das Foto eines Fingers. In der Haut eine Wunde, die von den Eiern einer Fliege befallen ist. Die Kinder kreischen auf. Ein kleines Mädchen meldet sich. Ob er das auch schon mal gehabt habe? „Aber sicher“, sagt er. „Mehrere Male. Das gehört dazu. Und wisst ihr was?“ Er dreht sich auf der Bühne um seine eigene Achse, reckt seinen Po ins Publikum: „Ich hatte es sogar schon mal hier.“ Großes Gejohle. „Und das ist das Schlimmste, wisst ihr warum?“ Kichern. „Weil du jemanden rufen musst, um es dir rausschneiden zu lassen.“

Im Jahr 2000 veröffentlicht der US-amerikanische Journalist Patrick Tierney das Buch „Darkness in El Dorado – How Scientists and Journalists devastated the Amazon“, wie Wissenschaftler und Journalisten Amazonien verwüsteten. Das Buch stellt die These auf, der Anthropologe Napoleon Chagnon und sein Team hätten durch ihre Arbeit in den 1960er Jahren riesigen Schaden unter den Yanomami angerichtet. Ihr Vordringen im Stil eines Feldzugs, ihre Geschenke von Äxten und anderen

Gegenständen aus Stahl, ihr herrisches Auftreten, all das habe erst erzeugt, was sie später als ureigenes Verhalten der Yanomami beschrieben: Aggressivität, Kampf, Krieg. „Ach ja, alles klar. Dann weiß ich ja, wohin die Reise geht. Ganz ehrlich: Ich habe es nicht nötig, mir das anzuhören“, sagt Brewer.

Beleidigungen, mit denen Brewer bedacht wurde: Irrer, Klugscheißer, Konterrevolutionär, Faschist, ernstlich meschugge.

In der Aula erscheint im Licht der Leinwand das Bild eines kleinen Jungen in Schuluniform. Charles Brewer blickt hinauf auf sein Ebenbild in jungen Jahren: „Das Bild habe ich ausgewählt, damit ihr versteht: Man muss viel studieren.“ Er dreht sich zu den Kindern. „Ich habe meine Sinne immer alle bereit. So bin ich. Das muss man lernen. Das müsst ihr lernen. Das ist Entdecken.“ Danach gratuliert die Direktorin, großartiger Vortrag, und sein Umgang mit Kindern, ob er einmal Lehrer gewesen sei? „Ich bin kein Lehrer“, sagt er. „Ich bin Lehrmeister. Ich unterrichte dadurch, dass die Leute mir folgen.“

Der Vorwurf des Journalisten Tierney, der Genetiker Neel hätte unter den Yanomami außerdem absichtlich eine Masern-Epidemie unzureichend bekämpft, um die Verbreitung innerhalb einer jungfräulichen Population zu erforschen, stellt sich als falsch heraus. Der grundlegende Vorwurf aber bleibt: Machos gehen in den Dschungel, stellen eine Welt auf den Kopf und kommen als Helden der Wissenschaft wieder heraus. „Ich schwöre: Wenn ich diesen Typen sehe, ich haue ihm sofort eine rein.“

Beleidigungen, mit denen Charles Brewer Kritiker bedachte: Traumtänzer, Arschloch, Kommunist, Schwulette, Umweltschützer.

Auf der Fahrt nach Hause ist Charles Brewer aufgewühlt. Die vielen Kinder, ihre Begeisterung. Er glaubt, er hat jetzt eine Antwort auf die Frage: Wer ist Charles Brewer? „Ich bin Enzyklopädist“, sagt er. „Ich sehe Dinge, die niemand sonst zu sehen vermag. Für mich ist die ganze Welt ein offenes Buch.“

Tierneys Vorwürfe lösen einen Sturm der Entrüstung aus. Medien greifen die Geschichte auf, Wissenschaftler ergehen sich in Gefechten über Schuld und Unschuld ihrer Kollegen, schließlich richtet die American Anthropological Association eine

Untersuchungskommission ein. Die „El Dorado Task Force“ hält fest, Chagnon hätte gegen die ethischen Maßstäbe seines Berufsstandes verstoßen. Auch in Venezuela werden Anschuldigungen aus Tierneys Buch aufgegriffen, Ziel ist Brewer.

Biografen: Brewer betrachtet Unschuld als bewiesen, siehe Festplatte D:, Dokument HEREMOTECA TOTAL_Chagnon.doc, Verfasser: Charles Brewer.

Die Kinder beschäftigen Brewer. Er hat in ihren Augen etwas gesehen, das ihm gefiel. „Ich glaube, es gibt eine Entdecker-Ader“, sagt er. „Eine unstillbare Neugier. Vielleicht kommt ja jeder Mensch mit dieser Neugier auf die Welt. Aber dann geht sie verloren.“ Er blickt aus dem Fenster. „Viele hören irgendwann im Leben auf, sich zu wundern. Sie glauben, schon alles zu wissen. Das ist in meinen Augen wie tot zu sein mitten im Leben.“

Im Brennpunkt der Anschuldigungen stehen Brewers Aktivitäten als Minenbetreiber. Sein Interesse an den Yanomami sei nicht der Wissenschaft, sondern einem Zinnvorkommen geschuldet. Brewer zerstöre nicht nur die Natur, sondern auch die Menschen, die für ihn arbeiteten. „Genug! Dieses Buch ist eine Satanisierung! Dieser Grünschnabel wollte uns zu den Josef Mengeles des Regenwalds machen! Das sind Lügen!“ In Venezuela kursiert gar das Gerücht, Brewer und Chagnon hätten einen Yanomami ermorden lassen.

Menschen, die Charles Brewer in seinem Leben tötete: Julio César Peña Quintero, 19 Jahre alt, den Brewer sechs Wochen vor seinem 65. Geburtstag mit einer Schrotflinte erschoss, nachdem Peña mit zwei weiteren bewaffneten Räufern in Brewers Haus eingedrungen war, ihn verprügelt und ihm dann in die Schulter geschossen hatte.

Charles Brewer sitzt auf seiner Veranda. Er ist wütend. Er beherrscht sich. Er geht ins Haus, bleibt fort, kehrt zurück. In seiner Hand hat er ein Buch. Er zwingt sich, höflich zu bleiben. Er zeigt das Manuskript, Skizzen und Fotos. Sie erklären Spiele, wie Kinder sie spielen, mit Blättern, Steinen, Bindfäden, Brewer hat sie bei den Yanomami gesammelt. Warum hat er das nicht veröffentlicht? „Warum habe ich das nicht veröffentlicht?“ Seine Stimme wird sofort laut. „Ich habe es einer Menge Leute gegeben! Keiner beachtet es!“ Er schreit jetzt. „Sie hassen mich! Und ich, ich habe das

Geld nicht, um es zu veröffentlichen!“ Er schleudert sein Manuskript über die - Veranda. „Hier, veröffentlicht ihr es doch!“

Aus dem Haus tritt Fanny Brewer. Sie ist seine zweite Ehefrau, eine stolze, schöne Frau, über deren Herkunft Brewer vor Jahren in einem Interview orakelte, sie sei eine Prinzessin, direkt aus dem Dschungel. Daraufhin rief seine Schwiegermutter an und stutzte ihn zurecht. Fanny und Charles haben sich bei einem Turnwettkampf kennengelernt. Im Dschungel lebten sie lediglich zusammen. Als Fanny Brewer ihren Mann in seiner Wut sieht, sagt sie: „Oha. Volle Deckung!“ Ein kleiner Witz, unter Eheleuten. Er erstickt Brewers Wut sofort.

Ehrentitel, die Charles Brewer zuerkannt wurden: Assoziiertes Mitglied der Botanischen Gärten von New York und Ciudad Bolívar.

„Ich arbeite ohne Pause“, sagt er. „Ich habe einzigartige Forschungsansätze. Ich habe einige der besten Arbeiten der Welt geschrieben. Aber ich werde abgelehnt.“ Brewers Art und, im Venezuela von Hugo Chávez, seine Herkunft haben es mit sich gebracht, dass er verfemt ist. „Ich sitze wie in einem Schwarzen Loch.“ Der Vergleich gefällt ihm. „Egal, wie viel Licht ich aussende, nichts dringt nach außen. Ich werde nie den Respekt bekommen, der mir gebührt.“

Spitznamen, mit denen venezolanische Medien versuchten, Brewer zu beschreiben: Don Quijote des Dschungels, Discovery Charles. Pionier der Tausend Heldentaten.

Wer ist Charles Brewer? „Manchmal denke ich: Ich bin der Letzte meiner Art.“

Angriff auf Noam

In einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt wird ein jüdischer Junge an einer Bushaltestelle verprügelt. Warum werden die Hintermänner von vielen Menschen im Ort gedeckt?

Von Jana Simon, Zeit, 10.06.2010

Als Noam Kohen am 16. April mit dem Regionalzug aus Naumburg zurückkehrt, ist sein Leben in Deutschland noch in Ordnung. Es ist 18 Uhr, er kommt vom Friseur, alles sieht nach einem ganz gewöhnlichen Abend aus. Ein paar seiner Schulfreunde sitzen an der Bushaltestelle vor dem Bahnhof in Laucha, Sachsen-Anhalt. Noam setzt sich zu ihnen. Kurz darauf kommt Alexander P. vorbei. Er ist 20 und trägt Glatze. Ohne Warnung schlägt er Noam ins Gesicht und brüllt: »Geh zurück, wo du hergekommen bist. Du Judenschwein!«

Noam versucht zu fliehen, rennt die Straße hinunter. Alexander P. verfolgt ihn, zerrt an der Jacke des Jungen, wirft ihn zu Boden, schlägt und tritt ihn. Sechs Zeugen sehen dabei zu, sie versuchen den Täter stoppen – »verbal«, wie es später im Polizeideutsch heißen wird. Sie greifen nicht ein. Bis ein Autofahrer anhält und Noam rettet.

Noam ist vor acht Jahren mit seiner Mutter und seinem Bruder aus Israel nach Laucha gezogen. Seine Mutter hatte sich während eines deutsch-israelischen Sportleraustausches in den Deutschen Olaf Osteroth verliebt. Noam ist nicht der richtige Name ihres Sohnes, den echten will sie nicht in der Zeitung lesen. Noam ist 17. Und seine Mutter hat Angst um ihn.

Olaf Osteroth, Noams Stiefvater, sitzt in seinem Jeep vor dem Bahnhof und zeigt auf den Tatort. Es regnet, graue Häuser säumen die Straße. Menschen sind nicht zu sehen. Laucha liegt an der Unstrut, mitten im Weinanbaugebiet, die Landschaft ist lieblich. Osteroth will gerade weiterfahren, als ein Auto vor seinem Jeep stoppt. Ein Mann in einem blauen Arbeitsanzug steigt aus. Der Elektromeister von Laucha. Der

Mann kommt auf Osteroth zu und beginnt zu reden, klagt über zu wenig Arbeit, zu wenig Aufträge, zu wenig Geld. Den Angriff auf Osteroths Stiefsohn erwähnt er mit keinem Wort. »Hast du gehört, was passiert ist?«, fragt Osteroth ihn schließlich. »Ja«, sagt der Elektriker und schaut weg. Er kennt die Familie des mutmaßlichen Täters schon lange, einmal hatte er einen Auftrag von einer der Töchter. »Die hat die Rechnung sofort bezahlt, da kannst du nicht meckern«, sagt er. Darauf wird geachtet in der Kleinstadt. Dass alles ordnungsgemäß läuft. Osteroth sieht irritiert aus. Für ihn hat sich alles verändert, für den Elektromeister ist alles gleich geblieben. Seit eine israelische Zeitung über den Angriff auf Noam berichtete, klingelt bei Osteroth zu Hause andauernd das Telefon. Verwandte seiner Frau aus Israel fragen, was in Deutschland los sei. Warum sie dort blieben.

Wie sollen Osteroth und seine Frau erklären, dass in Deutschland im Jahr 2010 ein Junge auf der Straße verprügelt wird, weil er Jude ist?

»Lutz Battke«, sagt Osteroth. Immer wieder fällt dieser Name in Laucha: Battke. Alexander P., der Name des mutmaßlichen Täters, rückt dabei fast in den Hintergrund. Für Osteroth ist Battke die heimliche Hauptfigur im Ort. Der Mann, der ein Klima geschaffen hat, in dem der Angriff auf Noam möglich wurde.

Lutz Battke ist Bezirksschornsteinfeger und sitzt als Parteiloser für die NPD im Stadtrat und im Kreistag. Die NPD kam bei den letzten Kommunalwahlen 2009 in Laucha auf 13,5 Prozent, das beste Ergebnis in ganz Sachsen-Anhalt.

Außerdem trainiert Battke die Fünf- bis Siebenjährigen beim Lauchaer Fußballklub BSC 99, auch Alexander P. spielte für den Verein. Osteroth zieht eine direkte Verbindung zu Battke: »Die Saat ist aufgegangen.«

Auf der Internetseite des Klubs halten mehrere Spieler eine Fahne in Rot, Weiß und Schwarz hoch. Es sind die Farben des Vereins – und der Reichskriegsflagge. Auf der Fahne steht das Wort audorea, lateinisch für Sieg. Zweimal pro Woche hat Alexander P. bis vor Kurzem im Klub trainiert, am Wochenende hatte er Spiele. Alexander P. gehörte gemeinsam mit Battkes Adoptivsohn zur ersten Mannschaft.

Landesweit bekannt wurde Battke, als das Landesverwaltungsamt versuchte, ihm aufgrund seiner politischen Einstellung den Kehrbezirk zu entziehen, damit aber

vor Gericht scheiterte. Die Begründung: Battkes politische Überzeugungen hätten sich nicht auf seine Berufspflichten ausgewirkt. Jeder in Laucha kennt Battke, als Schornsteinfeger kommt er in jedes Haus. Viele sind durch den Fußballverein mit ihm verbunden. Auch der Elektromeister sagt: »Ich komme mit dem klar. Zum Geburtstag ruft er mich an.« Und seine rechtsradikalen Ansichten? »Von dem Scheiß will ich nichts wissen.« Den Angriff auf Noam könne man Battke nicht anlasten.

Ähnliche Sätze sagen jetzt viele in Laucha.

Als Olaf Osteroth vom Bahnhof aus weiterfährt, sieht er bestürzt aus. Von selbst spricht ihn niemand auf den Angriff an. Von selbst erkundigt sich auch kaum jemand, wie es seinem Stiefsohn geht. Er muss nachfragen, er muss daran erinnern. Meist beginnen seine Gesprächspartner, von ihren eigenen Problemen zu erzählen. Als sei dies eine Erklärung für das, was in Laucha geschehen ist.

Osteroth ist 47 Jahre alt, er stammt aus Hamburg, seit 1994 lebt er in Laucha. Damals war er Leiter der Deutschen Luftsportjugend. Er half mit, den alten Flugplatz wiederzubeleben. Inzwischen betreibt Osteroth eine Firma, die Heißluftballonfahrten organisiert. Bis zum Überfall hatte er den Eindruck, er sei gut integriert. Nun muss er der jüdischen Familie seiner Frau erklären, warum er sie mit ihren beiden Söhnen ausgerechnet in diese Kleinstadt im Osten geholt hat. Er muss sich für seinen Wohnort rechtfertigen. Osteroth sieht aus dem Wagenfenster, Regentropfen laufen die Scheibe herunter. »Das ist hier die Toskana Deutschlands«, sagt er.

Er hält vor einem kleinen hellblauen Haus hinter dem Gymnasium der Stadt. Seine Frau, Tsipi Lev, öffnet die Tür. Sie ist 50, groß, trägt ihre blonden Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Im Wohnzimmer stehen antike Holzmöbel, an der Wand hängen Bilder, die sie selbst gemalt hat. Tsipi Lev hat das Haus und das Land dahinter gekauft, sie wollte in Laucha bleiben. Seit dem Angriff stellt sie sich selbst die Frage, die sie von ihren israelischen Verwandten am Telefon hört: Warum lebst du in Deutschland, im Land der Täter?

Der Angriff auf Noam erregt wegen ihrer Familiengeschichte besonders viel Aufmerksamkeit in Israel. Die Familie von Tsipi Levs Vater, Noams Großvater, wurde aus dem Warschauer Ghetto nach Auschwitz verschleppt und dort umgebracht. Nur

der Vater konnte sich verstecken, überlebte als Einziger den Zweiten Weltkrieg und wanderte nach Palästina aus. Seiner Tochter hat er nie viel über seine Vergangenheit erzählt. Als ein amerikanisches Fernsehteam mit ihm über sein Leben sprechen wollte, bekam er einen Herzinfarkt, mit 47. Noams anderer Großvater war Trainer der israelischen Leichtathleten bei den Olympischen Spielen in München 1972. Er wurde bei der Geiselnahme von palästinensischen Terroristen getötet. Er starb auch, weil ein Versuch der deutschen Polizei scheiterte, die Geiseln zu befreien. Und nun der Angriff auf Noam. »Es war ein Schock«, sagt Tsipi Lev. »Ich wurde hysterisch. Es kann nicht sein, dass die dritte jüdische Generation nach dem Holocaust in Deutschland nicht frei auf der Straße herumlaufen kann.«

Bevor Tsipi Lev 2002 mit ihren beiden Söhnen nach Laucha kam, hatten sie und Olaf Osteroth lange darüber diskutiert, wo sie leben sollten. Am Ende entschieden sie sich für Deutschland, das Leben hier erschien ungefährlicher, friedlicher als in Israel. Anfangs pendelte Lev noch zwischen Tel Aviv und Laucha. Sie arbeitete als Chefchoreografin der Makkabiade, einer Art jüdischer Olympischer Spiele in Israel. Jetzt entwirft Tsipi Lev Schmuck und verkauft ihn auf Märkten überall in Deutschland. In der ersten Zeit in Laucha, sagt Tsipi Lev, habe sie sich gefühlt wie in einem »Röntgeninstitut«: Wo sie auch hinging, stets folgten ihr die Blicke der Einheimischen. In Laucha hatte sich herumgesprochen, dass sie aus Israel kam. Bis zu dem Überfall auf Noam habe sie aber nie offenen Antisemitismus erlebt. Jetzt redet Tsipi Lev öfter von »den Lauchaern«, von »den Deutschen« in der Pluralform, dann unterbricht sie Olaf Osteroth. Sie fallen sich oft ins Wort, ihre Stimmen werden laut, überschlagen sich. Sie klagt an, er beschwichtigt. Eine Familie im Ausnahmezustand. Einig sind sie sich in ihrer Meinung zu Lutz Battke. »Das Konzept, diese Leute zu integrieren, ist gescheitert«, sagt Osteroth. Er selbst hat Battke vor Jahren einmal im Stadtrat erlebt. »Sie als Westdeutscher wollen uns hier ja erklären, was wir machen sollen...«, ging Battke Osteroth an, die Stimme theatralisch gehoben. Osteroth hat ihn nicht ernst genommen. Damals.

Vielleicht haben sie deshalb auch Noams älteren Bruder fünf Jahre lang beim BSC 99 Fußball spielen lassen. Er war zusammen mit Alexander P. in einer Mannschaft. Von anderen hörte der Bruder manchmal Sprüche wie: »Wenn du

schlecht spielst, schicken wir dich nach Buchenwald.« Zu Hause erzählte er davon nichts. Nach dem Abitur zog er schnell in die Großstadt, nach Berlin. Auch Noam spielte kurz im Verein. Mit Battke hatten beide kaum Kontakt, er trainiert die Kleinen. Jetzt denken Tsipi Lev und Olaf Osteroth darüber nach, ob sie zu lange gewartet, ob sie Battkes Macht unterschätzt haben. »Er gehört aus dem Verein geworfen«, sagt Osteroth.

Die Kleinstadt und der Fußballklub, alle Wege führen immer wieder zueinander. Es gibt kein Entrinnen.

Der Präsident des BSC 99, Klaus Wege, will nicht mehr über Lutz Battke sprechen und redet dann doch über ihn. Wege und Battke kennen sich seit Langem. »Ich sehe menschlich und sportlich keinen Grund, ihn zu entlassen. Er hat die Gewalttat nicht begangen.« Alexander P. wurde als Spieler suspendiert. »Wenn er verurteilt wird, wird er aus dem Verein ausgeschlossen«, sagt Wege und fügt hinzu, dass es von Battke nie rechtsradikale politische Äußerungen auf dem Fußballplatz gegeben habe. Wie kann er das wissen? Wege fragt zurück, ob man den Verein vernichten wolle. Es klingt, als sei Battke der Verein. »Er ist unser bester Trainer. Wir haben keine große Auswahl, und er hat Erfolg«, sagt Wege. Außerdem sei die NPD eine legale Partei. »Das muss die Bundesregierung regeln, nicht der BSC Laucha.« Wie geht es nun weiter? Klaus Wege schweigt, dann fragt er: »Ja, soll ich jetzt zurücktreten?« Eher würde der Präsident des BSC 99 Laucha sein Amt niederlegen, als einen Trainer zu entlassen?

Was ist geschehen in Laucha? Wie konnte ein NPD-Mitglied sich unentbehrlich machen in diesem Fußballklub? Wie konnte Lutz Battke ins Herz dieser Kleinstadt, in die Mitte der Gesellschaft, gelangen?

An der Haustür von Noams Familie klingelt es, ein junger Mann tritt ein – wuchtiger Oberkörper, kurze blonde Haare, mächtige Arme: Mario Träbert, Noams Retter. Wenn er an jenem 16. April nicht gewesen wäre – Noams Mutter mag diesen Satz nicht zu Ende sprechen, nicht zu Ende denken. Träbert wollte an jenem Freitagabend noch etwas einkaufen. Als er in die Straße einbog, die zum Bahnhof führt, sah er, wie Alexander P. auf Noam einschlug. »Das war keine Kabbelei«, sagt

Träbert. Er bremste und schrie P. an. Der war so erstaunt, dass er für einen Augenblick von Noam abließ. So konnte Noam in Träberts Wagen flüchten. Er hatte Schwellungen, einen Fußabdruck auf seinem T-Shirt, aber keine offenen Wunden.

Warum hat Mario Träbert eingegriffen? Träbert schaut auf seinen Körper, grinst und sagt: »Ich bin ein bisschen besser bepackt als andere.« Eigentlich versteht er auch die Frage nicht ganz, was an seiner Hilfe besonders sein soll. Träbert ist 28, gerade Vater geworden, wohnt in einem Nachbarort und macht eine Umschulung zum Kaufmann. Im Rathaus gab es kürzlich eine Feierstunde zu Ehren des Retters von Noam. Träbert stand neben dem Innenstaatssekretär von Sachsen-Anhalt, Rüdiger Erben, und kam sich komisch vor. »Ich habe mich schon gefreut, aber ich habe etwas getan, was für mich normal ist.« Auf den Fotos von der Feierstunde steht Träbert in einen grauen Anzug gepresst, drückt einen Strauß Blumen an seine Brust und schaut verlegen nach unten. Träbert bekam einen Gutschein über 50 Euro für das Einkaufscenter »Schöne Aussicht« im benachbarten Leißling. Niemand aus seinem Umfeld hat ihn bislang auf seinen Einsatz angesprochen. Es gab weder Zuspruch noch Ablehnung. Nichts. Die Kleinstadt schweigt laut.

Träbert verabschiedet sich gerade von Tsipi Lev, als Noam aus der Schule heimkehrt. Er ist groß, kräftig, trägt ein weites rotes TShirt und setzt sich neben seine Mutter auf das Sofa. Er erzählt nicht gern von dem Angriff, er möchte kein Vorzeigeopfer sein. Seine Mutter und sein Stiefvater sprechen für ihn, manchmal werden sie dabei laut, dann sieht er sie an, als sei ihm alles ein wenig peinlich. Als gehe es gar nicht um ihn. Noam hat sich kaum gegen Alexander P. gewehrt, alles ging so schnell, er wurde noch nie angegriffen. Hat sich nun etwas verändert? Hat er Angst? »Nee«, sagt Noam.

Er wird Alexander P. und dessen Familie wiederbegegnen – am Bahnhof, im Supermarkt, irgendwo auf der Straße. Die Wege in einer Kleinstadt führen immer wieder zueinander. Und der Fußballplatz liegt ganz in der Nähe von Noams Haus.

Noams Familie hat einen Monat gewartet, bis sie sich an die Öffentlichkeit wandte. Die Polizei hatte dazu geraten, damit in Ruhe die Zeugen vernommen werden konnten. Damit es nachher nicht hieß, die Familie habe Druck ausgeübt. In Laucha

hat das Vorgehen trotzdem zu Irritationen geführt. Nun heißt es: Warum haben die so lange gewartet? Kann das überhaupt alles so stimmen?

Nach den ersten Meldungen in den Medien bekam die Familie viele Anrufe, Mails, Briefe aus ganz Deutschland. Unbekannte nahmen Anteil, sprachen Mut zu. Aus Laucha meldeten sich nur drei Menschen. Einer von ihnen war Wilhelm Ebbinghaus, ein ehemaliger Bürgermeister. Er schrieb: »Ich verurteile diese Lauchaer Fußballer, die es ermöglichten und guthießen, dass sich dieser Nazi der Jugend annehmen durfte.«

Die Polizei hat die Ermittlungen inzwischen abgeschlossen, Noam, Träbert und sechs Zeugen wurden befragt. »Im Wesentlichen wurden die Ausgangsinformationen bestätigt«, sagt Jörg Bethmann, Sprecher der Polizei im Burgenlandkreis. Der Fall liegt jetzt bei der Staatsanwaltschaft in Halle, sie wird gegen Alexander P. Anklage wegen Körperverletzung und Beleidigung erheben. Zweimal wurde er bereits wegen Körperverletzung verurteilt, zweimal wurde gegen ihn auch wegen der Verwendung von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen ermittelt. Diese Verfahren wurden aber eingestellt. Alexander P. hat zum Angriff auf Noam bisher nicht ausgesagt, er hat sich einen Anwalt genommen, Thomas Jauch aus Weißenfels. Mit einer Zeitung in der Hand hatte er die Kanzlei betreten, auf einen Bericht über seinen Angriff gedeutet und gesagt, er habe ein Problem. Jauch sagt, das Gespräch mit seinem Mandanten sei bisher »wenig ergiebig« gewesen, er warte auf Akteneinsicht. Für ein Interview mit seinem Mandanten sei es noch zu früh.

Normalerweise landen die Akten auf dem Tisch der Staatsanwaltschaft in nahen Naumburg, aber weil diesmal ein politischer Hintergrund vermutet wird, wurden sie nach Halle weitergegeben. Hans-Jürgen Neufang, Staatsanwalt in Naumburg, ist Alexander P. gut bekannt: »Wir sind eine kleine Behörde. Es gibt Namen, die tauchen immer wieder auf. Und das ist so ein Fall.« Er schaut in seinem Computer nach, findet dort mehrere alte Vermerke: gefährliche Körperverletzung, Sachbeschädigung, Bedrohung. Auch den Fußballtrainer Battke kennt der Staatsanwalt. »Wer kennt den hier nicht?«, fragt er. Einmal habe er bei einem Fußballspiel neben ihm gestanden. »Es

hat mir gereicht, was ich da gehört habe.« Battke habe mit Blick auf einen schwarzen Spieler gerufen: »Hau den Nigger um.«

Es gibt in Naumburg und Umgebung viele solcher Geschichten über Battke. Der Innenstaatssekretär von Sachsen-Anhalt, Rüdiger Erben, erinnert sich noch daran, als er das erste Mal von Battke hörte. Es muss vor vier Jahren gewesen sein, als ihm ein Sportfunktionär erzählte, dass es einen Trainer beim BSC 99 gebe, den die Kinder »unseren Führer« nennen. Persönlich begegnete Erben Battke am Volkstrauertag auf dem Weißenfelser Friedhof, wo Erben eine Rede hielt und Battke mit seinen Mitstreitern versuchte, ihn zu stören. Auch auf Veranstaltungen, bei denen die Mörder des liberalen Politikers und Reichsaußenministers Walther Rathenaus verherrlicht wurden, sei Battke aufgetreten, sagt Erben. Wenn der Innenstaatssekretär in Laucha nachfragte, hörte er immer nur: »Der kümmert sich um unsere Kinder.«

Diesen Satz hat auch Jana Grandi oft gehört. Sie sitzt im Rathaus von Freyburg, einem Nachbarort Lauchas, blickt auf den sanierten Marktplatz, neben ihr an der Wand hängt die Karte des Burgenlandkreises. Grandi ist Bürgermeisterin der Region Unstruttal, zu der auch Laucha gehört. Sie kennt Battke schon aus dem Stadtrat, da hat sie ihn noch belächelt. »Inzwischen bin ich sensibilisiert«, sagt sie. Seit 2007 erlebt sie Battke und die NPD im Kreistag, der Fraktionsführer der Partei trete äußerst aggressiv auf, sagt sie. Battke hingegen habe in den drei Jahren dort nur einmal etwas gesagt, meist grinse er einfach. Und dann sagt Grandi: »Ich bin selbst erstaunt, wie lange der Fußballverein Battke schon gewähren lässt.«

Hätte sie nicht auch etwas unternehmen können? »Wenn der Staat es nicht fertigbringt, ihm die Kehrterlaubnis zu entziehen und die NPD zu verbieten, was sollen wir hier unten dann machen?«, fragt Grandi. Dann erzählt sie, wie die Region ausblute: Alle Jungen und Hochgebildeten zögen weg, auch ihr eigener Freundeskreis sei dezimiert. Und die Kinder von Laucha werden von Lutz Battke trainiert.

Battke wohnt an einer der Hauptstraßen von Laucha, im Hof parkt sein Motorroller, eine braune Schwalbe, darauf kleben Sticker: Ein Herz für Kinder , Ein Herz für Deutschland und Unsere Soldaten sind keine Verbrecher. Die beste Truppe der Welt . Vor der Wohnungstür im ersten Stock stehen Turnschuhe, ordentlich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufgereiht. Battke öffnet die Tür, er ist groß, Anfang 50, trägt schwarze Jogginghosen, eine Vokuhila-Frisur und Hitlerbärtchen. Er grinst, wird schnell sehr laut und sagt nur, dass er nichts sagen werde. Dabei grinst er noch immer, als trete er in einer Theaterkomödie auf. Was sagt er zu dem Vorfall mit dem jüdischen Jugendlichen? Battke knallt die Tür zu, macht sie wieder auf, ruft: »Was für ein Vorfall? Was gerade in Palästina passiert, das ist ein Vorfall.«

Als der Fotograf der ZEIT den Fußballplatz des BSC 99 fotografieren will, übt Battke dort gerade mit den Kindern. Er verweist den Fotografen des Platzes. Zuvor holt er sich Hilfe, er ruft den amtierenden Bürgermeister der Kleinstadt an. Der ist auch Vizepräsident des Klubs. Zur Bestätigung reicht Battke sein Handy an den Fotografen weiter. Als der das Gespräch beendet, erscheint auf dem Display als Bildschirmschoner: ein Porträt von Adolf Hitler.

Wer ist dieser Lutz Battke, und warum wird er in Laucha nach wie vor geschätzt?

Helmut Schmidt kennt Battke noch aus DDR-Zeiten. Schmidt ist heute bei der Stadtverwaltung angestellt, früher spielte er mit Battke zusammen Fußball beim Vorgängerverein des BSC 99. »Er war ein sehr guter Spieler, überall einsetzbar«, sagt Schmidt. Sie waren befreundet. Nach dem Mauerfall verlor Schmidt seinen Job, wurde Platzwart und trainierte eine Zeit lang gemeinsam mit Battke die Kinder. »Er ist ein sehr strenger Trainer. Die Kinder stehen wie eine Eins vor ihm.« Bis zum Mauerfall hatte Schmidt nie rechtsextreme Äußerungen von seinem Freund gehört, auf dem Fußballplatz sei das auch danach so geblieben. Doch abends, wenn Battke getrunken hatte, habe er rechtsradikale Geschichten erzählt. Schmidt sagt, er habe Battke dann einfach nicht mehr zugehört. »Der hat die Geschichte verschlafen.« Einmal fuhr er Battke zu einer Kneipe in einen Nachbarort und fand sich auf einer NPD-Versammlung wieder. Um ihn herum schrien Männer: »Sieg Heil!«. Danach hat er Battke nie wieder gefahren. Ein anderes Mal wollte Schmidt ein Kind aus einem Nachbarort in ihre Mannschaft holen. Es war sehr talentiert, ein Kind mit dunkler Haut. Battkes Reaktion: »Schwarze spielen bei mir nicht.«

Schmidt kannte auch Battkes Vater Günter. Der war Gründungsmitglied der NPD im Burgenlandkreis und starb vor zwei Jahren. Auf der Homepage des Kreisverbandes der Partei ist ihm eine »Ehrensseite« gewidmet.

Schmidt und Lutz Battke entzweiten sich 1994. Battke hatte Schmidts Sohn nicht gut behandelt, und die Schmidts wechselten den Verein. Kurz darauf verlor Helmut Schmidt auch seinen Job als Platzwart.

Schmidt beschreibt Battke als Mann mit zwei Gesichtern. Im vergangenen Jahr trafen sich die beiden zufällig im Wahllokal. Da habe Battke ihm zugezischt: »Du kriegst deine Strafe auch noch! Dich mache ich fertig in der Stadt!« Schmidt hatte die Geschichte mit dem schwarzen Spieler der Polizei erzählt, und Battke hatte es erfahren.

Zu den Eltern der Spieler aus dem Fußballverein ist Battke stets freundlich. Für sie ist er der ehrenamtliche Helfer, der sich rührend um ihre Kinder kümmert. Battke kennt die Großeltern, die Eltern und die Kinder von Laucha. Zu Ostern oder Weihnachten kann er in der Gaststätte von Tisch zu Tisch gehen und jede Familie begrüßen. So hat er sich in die Herzen vieler Lauchaer gegraben.

Lutz Battke handelt getreu der Strategie der NPD, in Sportvereine, in die Kommunalpolitik, in »die Mitte des Volkes« vorzudringen. In einer Broschüre der Partei mit dem Titel Hautnah am Volk steht: »Für die NPD gibt es keine bessere Außenwerbung als den ordentlichen, freundlichen und kompetenten Aktivist, der als Sympathieträger unserer Sache auftritt. (...) Uns allen muß bewußt sein, daß Erfolge auf Landes- und Bundesebene eine solide Graswurzelarbeit in den Gemeinden und Städten voraussetzen. Ohne kommunale Verankerung lassen sich keine dauerhaften politischen Geländegewinne erzielen.«

Nicht weit von Battke entfernt, wohnt der mutmaßliche Täter Alexander P. bei seinen Eltern. Niemand öffnet die Tür, ein Hund bellt. P. macht eine Ausbildung zum Koch in Naumburg. Die P.s sind eine alteingesessene Familie in Laucha. Am Ortsrand lebt ein weiterer Zweig der Familie in einem grauen Haus. Vergilbte Gardinen hängen vor den Fenstern, drinnen läuft ein Fernseher. Wieder öffnet niemand. Kurz darauf trifft Lutz Battke in einem weißen Citroën-Kastenwagen ein. Am Steuer sitzt ein

älterer Mann, Battke selbst hat keinen Führerschein. Er schaut, was vor sich geht. Und folgt von nun an der Reporterin der ZEIT. Anscheinend will er Macht demonstrieren, einschüchtern. Battke und sein Fahrer folgen der Reporterin bis zum Gymnasium. Als sie aussteigt, warten sie, dann fahren sie weiter. Später steht der Citroën vor dem Haus von Alexander P..

Vor der Schule warten ein paar Jugendliche auf den Bus. Einer von ihnen trägt eine schwarze Bomberjacke und hält schon am frühen Nachmittag eine Dose Bier in der Hand. Er sagt: »Der Alexander P. ist ein Kamerad von mir.« Und das »mit dem Juden« finde er gut. Die anderen Jugendlichen um ihn herum lachen.

Ein Junge sagt, er kenne Noam. Der sei früher aggressiv gewesen und deshalb vom Gymnasium geflogen. In vielen Gesprächen in Laucha tauchen jetzt Gerüchte über Noam auf, werden abgewandelt, Neues wird hinzugefügt. Die mobile Beratung für Opfer rechtsextremer Gewalt in Halle hatte Noams Familie gewarnt, dies gehöre zur Taktik der Rechten, im Nachhinein das Opfer zu diffamieren. Der Direktor des Gymnasiums von Laucha bestätigt zwar, dass Noam tatsächlich das Gymnasium gewechselt habe, allerdings wegen Lernschwierigkeiten und auf Wunsch seiner Eltern.

Der Fußballplatz und das Vereinsheim liegen gleich neben dem Gymnasium. An der Bande des Feldes hängen ein paar Werbeplakate. Eins fehlt seit wenigen Wochen: das der Rotkäppchen-Mumm-Sektkellerei. Seit 1999 unterstützte die Sektkellerei aus dem nahen Freyburg den BSC 99 mit jährlich etwa 600 Euro. Als ein Journalist der israelischen Zeitung Ha'aretz nach dem Angriff auf Noam bei der Sektkellerei anrief und nach Alexander P. und Lutz Battke fragte, wurde am darauf folgenden Tag die Unterstützung eingestellt und die Bandenwerbung entfernt. Die Reklame der Heizungs- und Sanitäreinrichtungenfirma Pleitz hängt noch am Fußballfeld. Die Pleitz GmbH ist ein weiterer Sponsor des Vereins und einer der größten Arbeitgeber von Laucha. Ihr Geschäftsführer Olaf Pleitz sagt, er wolle erst die Ermittlungen der Staatsanwälte abwarten und dann entsprechend reagieren. Was heißt das genau? »Mensch, das sind Jugendliche. Auf jedem Fußballplatz kloppt man sich.« Schon Pleitz' Großvater und Vater spielten im Verein. Die Familie ist dem Fußballklub seit 100 Jahren verbunden. So etwas zählt in Laucha. In dem dichten Geflecht aus

gewachsenen Freundschaften spielt Noams Familie keine Rolle. Sie ist zugezogen. Natürlich kennt Pleitz auch Lutz Battke. »Er opfert sich für den Fußball auf. Er hat viele Sympathien in der Stadt. Und seine politische Meinung lässt er auf dem Platz außen vor«, sagt Pleitz. Zumindest habe er das gehört. Im Augenblick hat Pleitz ein anderes Problem. Für den Herbst bereitet er ein Fußballturnier vor und weiß nicht, wie er sich verhalten soll. Nun hat er entschieden: Er lädt Battke nicht ein, aber auch nicht aus.

Es ist diese Ambivalenz gegenüber Battke, die das Verhalten der Verantwortlichen in Laucha prägt. Sie fürchten die Reaktion ihrer Nachbarn.

In der Feierstunde für Noams Retter Mario Träbert hatte der Bürgermeister von Laucha, Michael Bilstein, noch klare Worte gefunden. Bilstein sitzt als Vizepräsident des Fußballklubs im Stadtrat – in Kleinstädten wie Laucha können auch Vereine und die Feuerwehr für das Gremium kandidieren. »Wir haben den Fußball als neutrale Zone betrachtet, das funktioniert nicht«, hatte Bilstein damals öffentlich gesagt. Wenige Tage später steht Bilstein im Rathaus und will die ZEIT nicht in seinem Büro empfangen. Er läuft auf dem Flur hin und her und fühlt sich unwohl. Inzwischen erinnert er sich nicht mehr so gern an das, was er bei der Feierstunde gesagt hat. Er sei nicht richtig verstanden worden. »Dieser Vorfall ist nicht gut für die Stadt Laucha«, sagt er. Der Bürgermeister meint den Angriff auf Noam. Es klingt, als Sorge er sich vor allem um den Ruf seiner Stadt. Was ist mit Lutz Battke? »Fragen Sie doch mal die Leute auf der Straße, was die über Battke denken. Die halten ihn für einen Schornsteinfeger, der ordentlich seinen Job macht und sich als Trainer nichts zuschulden kommen lässt.« Bilsteins eigener Sohn spielt auch in diesem Verein. Dann hat der Bürgermeister genug von dem Gespräch, dreht sich um und eilt davon.

Eines fällt auf während dieser Recherche: In keinem der Gespräche fällt das Wort Antisemitismus. Als würden alle hoffen, dass es sich durch Schweigen auflöse.

Einen Mann gibt es in Laucha, der immer wieder vor Lutz Battke warnte. Wilhelm Ebbinghaus ist 67, sitzt in seinem Wohnzimmer und blickt auf eine riesige dunkelbraune Schrankwand. Ebbinghaus war elf Jahre lang Bürgermeister, von 1990 bis 2001. Damals gab es NPD-Versammlungen im Klubhaus, Ebbinghaus hat sie

verboten. Immer wieder ermahnte er die Leitung des Fußballvereins: »Ihr könnt doch nicht so einen Mann auf die Jugendlichen loslassen.« Und immer wieder reagierte die Vereinsleitung grantig und unternahm nichts. Nach dem Überfall auf Noam sieht Ebbinghaus sich bestätigt. »Dass einer wie Battke mit einer solchen Gesinnung nicht bei der Abseitsregel aufhört, geht denen nicht in den Schädel.« Ebbinghaus ist nicht sehr vorsichtig in seiner Wortwahl, er war es nie. Am Ende hatte er viele Feinde in Laucha und wurde nicht wiedergewählt. Nun sitzt er in seinem Wohnzimmer und wartet darauf, dass etwas geschieht in seiner alten Stadt, dass der Verein reagiert.

Darauf warten auch Noam und seine Familie. Im Prozess gegen Alexander P. werden sie als Nebenkläger auftreten. Sie wollen kämpfen, und sie wollen in Laucha bleiben. Vorerst. Auch wenn Noam seine Mutter neulich fragte, woher dieser Hass komme. Und sie keine Antwort darauf fand.

Bruderherz

Die Hamburger Zwillinge Bernardo und Ralfonso de Lemos haben es ein Leben lang so gehalten: Der eine macht, was der andere nicht kann. Dann kam der Tag, an dem einer der beiden sterben wollte.

Von Karin Steinberger, Süddeutsche Zeitung, 28.08.2010

Er sitzt da, ein Mann wie ein Baum. Vor ihm steht ein großer Becher Grießpudding mit Kirschsauce. Hinter dem Haus der dunkelgrüne Volvo. Bernd de Lemos reißt den Becher auf, löffelt den Pudding, stöhnt leise vor Glück, löffelt weiter, kratzt die Reste der Kirschsauce heraus.

Und? Wo fangen wir an? Beim Tod oder beim Leben?

Besser beim Leben. Aber da ist er schon weg, rennt hinein ins Haus, in die alte Scheune, klettert eine steile Leiter hinauf, da oben wollte er dem Bruder ein Bad bauen, nordisches, helles Holz, mit Blick über die Vier- und Marschlande. Weit gekommen ist er nicht, die Fenster sind eingebaut, sonst ist die Scheune noch Scheune, voller Gerümpel und Staub. Ein Kruzifix hängt an einem Balken. Er hat es für den Bruder dort hingehängt, damit er sich nichts antut. Hat ja auch geholfen. Eine Zeitlang.

Unter dem Kruzifix stehen Surfbretter voller Taubenkot. Sieht aus, als hätte Jesus mit Farbe um sich geschmissen, als er gemerkt hat, dass auch er nichts mehr tun kann.

Bernd de Lemos schaut aus dem Fenster, das ein Fenster für den Bruder werden sollte. Alles an ihm ist groß, der Bauch, der Bart, die Gesten. Der Garten, in den er schaut. Selbst die Tauben im Garten sind groß wie Rebhühner. Auch die Namen haben sich aufgebläht: Bernardo und Ralfonso. Hier in Reitbrook lebten sie zusammen, Hamburg-Bergedorf, die Brüder de Lemos. Hier starb der eine, mit Hilfe des anderen.

Also doch beim Tod?

Nein, nein, noch nicht. Bernardo de Lemos ist jetzt erst mal mitten im Leben, rennt die Leiter wieder runter, mit seinem wuchtigen Körper. „Ist halt gut verteilt bei mir, oben kein Gramm Fett, ist alles runtergerutscht in die Beine. Nicht unästhetisch, oder?“ Und dann, so aus dem Nichts, schwärmt er vom Bruder, dem kauzigen Mann, der in der Welt herumspazierte wie ein Mensch aus einer anderen Zeit. Als hätte ihn jemand ins falsche Jahrhundert gebeamt. Verhalten, zurückgenommen, wagnisbegrenzt. Das komplette Gegenteil von ihm, Bernardo de Lemos, der mit einem Tempo durchs Leben rauscht, das Angst macht. „Seine Schiene war einfach anders gelagert.“

Es gibt Bilder, da sitzt Ralfonso de Lemos im Segelboot neben Menschen in lässigen Segelshirts, und er mit Strohhut, Hemd, Krawatte, Weste, Blazer und schwarzem Vollbart. Wie aus der Zeit gefallen. Er hat sich immer angezogen wie eine Zwiebel, noch eine Schicht und noch eine. Hat den Bruder damit zur Weißglut gebracht, dieses Zwiebelige, Aufgetürmte, auch in der Sprache. Da legte er auch immer noch einen Satz drauf, und noch einen, baute Schachtelsatzungetüme, die das schnelle Leben des Bruders ins Stocken brachten. „Diese gelassene Art, dieses Getragene, dieses Vibrato, ich sag Ihnen. Ich wusste immer schon beim ersten Satz, wo er nach dem fünften hinwollte.“

Dann macht Bernardo de Lemos die Eisentür auf, die von der Scheune hinübergeht in das Atelier des Bruders. Der Boden ist voller Fotos, ein ganzes gemeinsames Leben liegt da wie ein Teppich ausgebreitet. 67 Jahre. Er hat sich durch die Erinnerung durchgekämpft, es sieht aus wie ein Schlachtfeld.

Schwarz-weiß die kleinen Zwillingbrüder, wie sie sich umarmen. Damals waren sie beide noch vorlaut, nicht zu bremsen. „Eigentlich nicht in den Griff zu kriegen.“ Daneben der Vater, ehrbarer, hanseatischer Kaufmann mit Auszeichnungen von der Handelskammer und vom Patriotischen Bund: „Eine stocksteife Gesellschaft.“ Und dann die Mutter, russisch schön. „Aber immer etwas zu beleibt.“ Bernardo de Lemos schaut sich an, seinen Bauch, kichert, wirft Fotos hierhin und dorthin, wühlt sich durch Berge von Bildern und Alben. Dann hat er ihn, den Bruder auf dem Boot.

„Schau dir das an, wie der späte Monet, oder der frühe Matisse. Es hat ihn nie gestört, wenn die Leute geglotzt haben. Er stand über den Dingen.“

Er kniet jetzt auf dem Boden, wühlt sich durch die Jahre. Die Brüder mit Bart und ohne, die Brüder mit ihren Frauen, madonnenhaft schön, die Brüder mit ihren Kindern, mit ihren Häusern. Und dann der Hof in Reitbrook, den sie sich zusammen kaufen, als sie von ihren Frauen geschieden sind. Reitbrook im Sommer, im Herbst, die Brüder allein mit sich, die Espe vor dem Bad leuchtet wie Orangeneis. Dazwischen das Foto von einem Fuß auf weißem Laken. Totenblaus. Größe 46.

„Das ist der Fuß meines Bruders, als er hier gestorben ist. So unverbraucht, so jung.“ Er blättert weiter, schreit auf, als er sich sieht, 1989. „Wie ein abgehobener Inder, guruhaft. Das bin ich, Bernardo.“ So viele Fotos, so viele Gesichter, chamäleonhaft viele. Bernardo als Bud Spencer, Bernardo als Terence Hill, Bernardo als Haile Selassie, Bernardo als Dalí, Bernardo als Hemingway, Bernardo, der italienische Conte. Bernardo mit D, mit Depression. „Das war ein echtes Arschgesicht, das ich da hatte.“

Dann Ralfonso mit 35. „Ist er nicht hammerhart schön?“ Doch der Bruder wird immer seltener. Ralfonso verwaschen, Ralfonso unscharf, Ralfonso aus weiter Ferne. Er konnte es nicht leiden, fotografiert zu werden. Erst ganz am Schluss hat er ein Foto von sich machen lassen, vier Tage vor dem Tod. Bring die Kamera, hat er gesagt. „Das sollte für die Nachwelt sein“, sagt Bernardo de Lemos. Dann weint er, ganz plötzlich, es klingt wie ein tiefes Atmen. „In einer solchen Gelassenheit hat er Abschied genommen, so würdevoll, kein einziges Mal hat er geweint, immer nur gedankt für alles.“ Er blättert weiter. Ralfonso blutüberströmt auf seinem geliebten Sofa, feinste Damastware, aus Texas.

Wie will man Leben und Tod auseinanderhalten, wenn sich das Sterben über so viele Tage zieht. Wenn es ein Kampf ist, ein Selbstmord, den der Körper nicht akzeptiert. Bis der Bruder hilft. Aus Liebe.

Der 22. November 2009 war ein strahlender Novembertag, warm und zuversichtlich. „Versöhnlich“. Ausgerechnet. Es war der Tag, an dem Bernardo de Lemos seinem Zwillingbruder Ralfonso de Lemos beim Sterben half, weil dieser ihn

darum gebeten hatte. Noch nie hat der Bruder dem Bruder einen Wunsch ausgeschlagen. Wie konnte er also diesen ablehnen, den wichtigsten?

Im Leben hat Bernardo de Lemos den Bruder immer überrollt mit seinem Lebenstempo. Doch jetzt überrollte Ralfonso ihn. Als es ans Sterben ging. Bernardo de Lemos war doch immer der Erste. Schon bei der Geburt war er schneller. Erst mit dem zweiten Schrei kam Ralfonso de Lemos auf die Welt. Das war am 7. Januar 1943, kurz vor Mitternacht. „Ich hab zu ihm gesagt, Ralfonso, bleib du mal drin, ich guck erst, ob es sich überhaupt lohnt.“ Sagt er, dann schaut er mit seinen türkisfarbenen Augen, mit braun-blauen Einspielungen. Er kann es einfach nicht lassen, das Witzemachen – und das Flirten.

Er hätte schwören können, dass er auch im Tod schneller ist. Dass er vor dem Bruder abtreten wird, der immer sagte, komm runter von deinem Tempo, das ist ungesund. Kein Alkohol, keine Zigaretten. Eigentlich hätte der Bruder ewig leben müssen. Und er, der Unvernünftige, der das Essen liebt und den Alkohol, der ins Leben genau so maßlos greift wie in eine Schüssel. Und der gebeutelt war von Krankheiten: Tumor im Kleinhirn, Herzrhythmusstörungen, Vestibularisausfall, und D natürlich, diese grauenhaften Depressionen. Alles Mögliche hat ihn im Leben fast umgehauen. Aber er lebt.

Dann muss Bernardo de Lemos aufs Klo. Drei Nieren hat er. Wie der Bruder. Die verdammten Nieren. Es ist ja nicht nur das ewige Pinkeln. Beim Bruder fing doch alles an mit einem Prostataverschluss. Im Juli 2009. Das kam dazu, zur Schlaflosigkeit, die an ihm zehrte. Zum Tinnitus. Und zur D. Die hatte jetzt auch den Bruder überfallen. Bernardo hat das sofort gemerkt. Er kannte das, die Watte, die sich um einen legt, die lähmende Antriebslosigkeit, die totale Programmverschiebung. Er wusste, nichts ist jetzt schlimmer, als ihn fallenzulassen oder anzutreiben, so wie seine Frau ihn damals fallengelassen hatte und antrieb. Er wusste, dass der Bruder Halt braucht. Und Zeit. Einen Schritt vor, zwei zurück. Bernardo de Lemos nahm sich die Zeit.

D sagt er, nur immer D.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bei der Einlieferung zur Prostataoperation bekam der Bruder einen Herzinfarkt, drei Bypässe. So ging es weiter: Bethesda Krankenhaus Bergedorf, Universitätsklinik Eppendorf. Erster Selbstmordversuch mit einer Rasierklinge, ein Gemetzel an Pulsadern und Oberschenkeln. Ralfonso de Lemos überlebt. Dann Reha in Bad Segeberg, AlbertinenKrankenhaus, Reha Plau am See. Er erfährt, dass er rechtshirnig schwer verkalkt ist und täglich wieder einen Schlaganfall bekommen kann. Bernardo de Lemos wird im Schnellverfahren zu seinem Vormund erklärt. Eigentlich gab es keinen Platz für Suizidneigungen, sagt der Bruder. Aber es kam einiges zusammen.

Dann ein Schrei. Die Fotografinnenschuhe, beinahe hätte er sie vergessen. Bei einer Vernissage war das, er fand die Schuhe extravagant, weil sich die Spitzen lächerlich weit nach oben bogen. Die Lemos-Brüder habe immer alles Extravagante fotografiert, meist Frauen, das war ihre Masche. „Wir als Doppelzange.“ Bernardo de Lemos hat die Frauen angesprochen, ob sie sich vom Bruder zeichnen lassen wollen. Sagten die Frauen ja, hat Bernardo ein Foto von ihnen gemacht, nach dem Ralfonso das Porträt gemalt hat. Sie waren immer ein eingespieltes Team. Ein Künstler-Team.

„Wir beide allein.“ Sagt Bernardo de Lemos. Unschlagbar waren sie, mit ihrer Kauzigkeit und Bärtigkeit und raumgreifenden Präsenz. „Ist doch ganz einfach. Man kann normal gehen, und man kann mit Geste gehen.“ Er macht das noch immer gerne, wenn er ausgeht, einfach mal so in den Raum rufen: Ich grüße alle Anwesenden. Oder: Tochter der Sonne, wollen Sie Rosen? Dann fällt ihm etwas ein, er rennt in die Scheune, zieht eines der Sakkos an, die ihm sein Bruder geschenkt hat. Sehr gewagte Sakkos. Dreht sich im Kreis: „Da legst die Ohren an.“

Dann kniet er wieder auf dem Boden, starrt das Fotografinnenschuhefoto an, als gäbe es nichts Wichtigeres. „Klammeraffen waren wir Brüder nie, wir waren nicht siamesisch veranlagt oder immer Honigkuchen. Nur eines war klar: Du bist als Bruder das Beste, was mir begegnen konnte. Bernardo und Ralfonso haben sich genügt. Bis die Frauen kamen.“ Sagt er und grinst wie ein Junge vom Perser hoch, den er auf den Teppichboden gelegt hat. Damit man den roten Fleck nicht sieht. Ralfonsos Blut.

Versteht ja keiner, wie Bernardo de Lemos vom sterbenden Bruder Fotos machen konnte. Wie Ralfonso da liegt, auf seinem blutigen Sofa, mit dieser

wabernden, immer weiter brodelnden Wunde am Hals. Weiß ja keiner, wie der Bruder am Morgen rief: Bernardo. Weil ihm die Mütze vom Kopf gefallen war. Diese Mütze, die ihn vor den Schmerzen schützte, die er hatte, wenn sein Kopf nicht bedeckt war. Dann hielten die Brüder sich an den Händen, stundenlang, tagelang. Bernardo, bleib bei mir. Bernardo, entschuldige. Bernardo, Bernardo.

Versteht ja keiner, wie Bernardo den toten Bruder hindrapieren konnte. Wie er das weiße Tuch unter sein Gesicht legen konnte, damit man das vom Blut verhärtete Hemd nicht mehr sieht, sondern nur noch sein friedliches Gesicht. Ralfonsos Totenfoto. Bernardos Abschiedsfoto.

Versteht ja keiner, dass Bernardo hier leben kann, in diesem Raum, in dem der Bruder starb: Ralfonso, der hier über Tage versuchte, sich das Leben zu nehmen. Der sich mit Stekmessern in das Herz bohrte und am Hals die Schlagadern aufschneidete. Aus dem hier langsam das Leben austropfte. Viel zu langsam. Der flehte, keine Hilfe zu holen. Der Abschiedsbriefe schrieb, blutgetränkt: „Mein lieber Bernardo, du bist der beste Zwillingbruder, den ich mir nur wünschen kann.“

Und in dem er ihn schließlich um das Letzte bat: Hilf mir beim Sterben.

Das „Finalthema“ nennt Bernardo de Lemos diese letzten Tage zu Hause. Wenn er vom Finalthema redet, spricht er wie ein Anwalt beim Diktat. Konzentriert, fehlerfrei und irgendwie leiernd.

Er hat es ja immer wieder erzählt, wie es war, ganz am Ende. Die Zettel überall. Bitte kein Notarzt. Das Blut und der Urin aus dem abgerissenen Katheder, dieser unfassbare Gestank, das tagelange Händehalten. Und dann: Trance, Ohnmacht, den Dingen nicht mehr gewachsen sein. Er hat es dem bulligen Polizisten erzählt, der nach seinem Anruf am Montag kam und ihn ins Gefängnis Bergedorf abführen ließ. Dem Richter in der Untersuchungshaftanstalt Holstenglacis. Und später bei der Verhandlung im Amtsgericht Bergedorf der Richterin. Tötung auf Verlangen, sein Bruder wusste, dass ihm da einiges bevorsteht. Er hat sich im Sterben noch entschuldigt dafür, dass er Bernardos Hilfe in Anspruch nehmen muss.

Bernardo de Lemos dachte nur immer an das Gesicht seines Bruders, wie er da lag, ganz friedlich. Nicht verkrampft, nicht schmerzverzerrt. Davor hatte er die größte Angst. Vor dem Gesicht.

Zehn Monate auf Bewährung. „Bernardo, du hattest sie alle im Griff“, sagte ein Nachbar nach der Verhandlung. Vielleicht war es auch der Hut des Bruders, den er im Gerichtssaal trug. Ralfonso hatte ihn darum gebeten, um vor der Justiz behütet zu sein. Er schaut, ob man auch verstanden hat. Be-hütet.

„Leben kann schön sein“, sagt Bernardo de Lemos plötzlich. Er schreit es fast. Sein Mantra. Dann holt er Brot, halbfette Margarine, Rügenwalder, extra alten Gouda und setzt sich raus in den Garten. Auf dem Tisch wieder ein Fotoalbum. „Bilder aus meinem alten Leben“, sagt er. Auf manche hat er ein D geschrieben. Weil er ihn sonst nicht ertragen kann, seinen Depressionsblick, der ihn damals die Farbe aus den Pupillen stahl und das Leben aus dem Gesicht.

Dann fällt ihm etwas ein. Er schiebt das Brot in den Mund, kaut und lacht und möchte am liebsten gleich losreden. Aber die gute Erziehung, das Hamburger Elternhaus. Er kaut, Rügenwalder, Gouda. Bis alles weg ist. Dann platzt es aus ihm heraus. „Die Polizei hat übrigens den Schlauch verhaftet. Der ist jetzt bei der Kripo. Das Tatwerkzeug ist festgenommen worden, auch der Staubsauger.“ Lacht und lacht, in den großen Garten hinein, rüber zum „Franzosenhügel“, wo er den Bart seines Bruders vergraben hat. Weil der es so wollte. Ein bisschen Asche von ihm solle Bernardo in Reitbrook vergraben, wo sie so viele Jahre zusammen gelebt haben. Wir beide allein.

Da fiel ihm der Bart ein. Ralfonsos Bart, den er ihm ein paar Tage vor seinem Tod abgeschnitten hat. Ach, der Bruder, alles konnte er, zeichnen, kurios in der Welt herumstehen. Aber seinen Bart, den hatte er nach Meinung von Bernardo de Lemos nicht im Griff. Bartwucherungen waren das. Wildwuchs – er hat ihn feierlich verbrannt und die Asche in eine kleine italienische Urne gefüllt. Die Urne hat er am Franzosenhügel beigesetzt.

So haben sie es ein Leben lang gehalten. Der eine macht, was der andere nicht kann. Bart schneiden. Beim Sterben helfen. Weil ihm das Sterben allein nicht gelingen

wollte: „Jetzt, Bernardo, musst du mir helfen, aber tu mir einen Gefallen, versuche nicht, mich zu ersticken, wenn ich dann anfangen zu zappeln, das vergisst du bis zum Lebensende nicht mehr.“

An alles hat Ralfonso gedacht. Wo er doch nicht einmal mehr stehen konnte allein. Und Bernardo de Lemos hat nachgedacht und sich an einen Feuerwehrmann im Fernsehen erinnern, wie er erklärte, dass man nur dreimal im Rauch einatmen müsse, dann falle man in Ohnmacht. Da kam ihm die Idee mit dem Volvo. Er parkte den Wagen vor der Scheune, schob den Staubsaugerschlauch in den Auspuff, den gelben Gartenschlauch in den Staubsaugerschlauch, zog den Schlauch unter dem Kreuzifix hindurch zur Stahltür, zum Sofa, klebte das Schlauchende mit Klebeband an die Weste des Bruders, die Zwiebellagenweste, dann holte er eine Flasche Bitter Lemon mit Wodka, hielt den Strohhalm an den Mund des Bruders. Ralfonso de Lemos trank, schnell und gierig.

Sie beteten zusammen ein Vaterunser, baten Gott um Verzeihung, weinten, Bernardo de Lemos küsste Ralfonso de Lemos auf die Lippen, dann zog er ihm die große Plastiktüte über den Kopf und ging durch die Scheune zum Auto.

Es war 18:33 Uhr, ein Sonntag, als Bernardo de Lemos in den dunkelgrünen Volvo stieg, den Motor anließ und Gas gab. 15 Minuten lang. Das war das Letzte, was er für seinen Bruder tun konnte. Um ihn herum jubelte die Natur, wie berauscht von sich selbst.

Der Krieg in Untergriesbach

Geboren im Bayerischen Wald, gefallen in Afghanistan: Ein junger Mann zieht in den Krieg und stirbt. Das Kriegerdenkmal bekommt eine neue Inschrift, das Dorf ringt mit der Frage: Muss man sich in Deutschland wieder an den Krieg gewöhnen?

Von Barbara Supp, Spiegel, 37/10

Der Krieg kam an einem Donnerstag nach Untergriesbach, es war der Tag, an dem ein "Eagle IV" der Bundeswehr an einer Brücke bei Baghlan in eine Sprengfalle fuhr, mit dem Stabsunteroffizier Josef Kronawitter an Bord, und zwölf Tage hat es gedauert, bis man ihn endlich begraben konnte. Dreimal haben sie für ihn den "Guten Kameraden" gespielt, weil dreimal andere Leute zu trösten waren, in Masar-i-Scharif die Kameraden, in Ingolstadt die ganze Bundesrepublik, in Untergriesbach dann die Mutter, der Vater, die Schwester, die Oma, die Freundin, das Dorf.

Gegen Abend war es, als bei seinen Eltern in Untergriesbach Besuch vor der Tür stand, ein Pfarrer, ein Militärseelsorger, ein Hauptmann, ein Bataillonskommandeur, und die Kronawitters sind ihnen nicht an die Gurgel gegangen, sie waren höflich, ansprechbar noch im Schock. Maria Kronawitter ist keine, der man es ansieht, wenn sie nicht mehr kann.

Es sind seltsame Tage, es ist die Zeit, da die Schulkinder neue Wörter lernen, "gefallen", was ist das? Woran merkt man: Jetzt ist "Krieg"?

Ihr Sohn sei "gefallen für Deutschland". Maria Kronawitter, Ende vierzig, sommersprossig, jünger wirkend, sitzt an ihrem Küchentisch im Bauernhaus und spricht die Anführungszeichen mit. Nicht ironisch, verwundert eher. Was ist das, was da mit Untergriesbach, mit Deutschland, mit ihrer Familie passiert? Unwirklich, das alles. Das kleine Leben in Untergriesbach spielt auf großer Bühne jetzt, denn der Sohn von Josef und Maria Kronawitter zog nach Afghanistan und starb.

Es ist Krieg, und in einem hellblauen Rathaus im südlichen Bayerischen Wald sitzt Hermann Duschl, 44, Nebenerwerbslandwirt und Bürgermeister der

Marktgemeinde Untergriesbach, befreundet mit Familie Kronawitter, er ist manischer Bücherleser geworden, über den Krieg, über Afghanistan, er spricht darüber, was dieser Krieg mit Deutschland macht und mit seinem Dorf. Spricht vom Sterben, spricht von der Trauerfeier in Ingolstadt, gut vier Monate her, aber sie steckt ihm in den Knochen.

Ingolstadt. Vier Soldatensärge aus Afghanistan, vier Familien und vierfaches Leid und der ganze Kirchenraum ein Elend, dass alle eigentlich nur schreien wollen, du lieber Gott, sagt Duschl, wie hält man das aus, auch als Redner, was sagt man da.

Eine Deutung zu finden, darum geht es bei einer Trauerfeier im Krieg. Eine Deutung, die dieses Sterben rechtfertigt, das im Auftrag des Staates geschah. Es ist ein politischer Tod, wissentlich in Kauf genommen, kein Unfall, keine hereingebrochene Katastrophe. Ein Ringen um Deutungshoheit, das war es, als der Verteidigungsminister in Ingolstadt sprach; ein Versuch, die Deutschen und das Dorf und die Familie mit diesem Sterben zu versöhnen. Er kann diesen Krieg letztlich nicht führen, wenn ihm das Volk nicht die Unterstützung und die Soldaten gibt. Es war richtig, das war seine Botschaft. Die Toten wollten unsere Freiheit schützen. Verzeiht, aber diese Toten werden nicht die letzten sein.

Ein Staatsakt war es, beinahe, mit einer Kanzlerin, die direkt den Folgen ihrer Regierungspolitik begegnet, das geschieht ja nicht oft, in Ingolstadt war es so.

Eine Kanzlerin, der man ein paar Dinge erklären musste, dachte Duschl, der Bürgermeister, man stand beieinander nach der Trauerfeier, als die Särge verladen wurden, und Duschl nutzte die Chance. Frau Merkel, sagte er, wir akzeptieren diesen Tod nicht. Sie sollten die Stimmung bei uns im Ort sehen.

Die Stimmung - man trauert, und alle Welt schaut zu. Alle reden, schockiert und ungläubig, alle im Ort kennen den Toten, flüchtig wenigstens, aber oft wissen sie nicht, was sie sagen sollen zu seiner Familie, es ist schwierig mit diesem Tod, die Leute wissen nicht, ob sie die Trauernden ansprechen sollen, oft weichen sie aus.

Es gibt keinen anonymen Tod auf dem Dorf, und dieser hier war es schon gar nicht, und Sepps Mutter war ganz froh, dass ihre Familie nicht im Telefonbuch steht. Natürlich schlichen Fotografen durch den Ort, aber mit denen seien sie fertig

geworden, sagt Maria Kronawitter an ihrem Küchentisch und lächelt kurz, das Lächeln steht ihr, aber sie lächelt manchmal so, als ob sie sich dafür Erlaubnis holen müsste, sie, die im Mittelpunkt der Tragödie steht.

Anstrengend ist es, sie hat es erlebt, wenn man trauernd unter großer Beobachtung steht, und die Leute haben die Erwartung, einen immer weinen zu sehen. Immer. Aber man muss auch mal Blumen gießen und die Hunde füttern und die Küche aufräumen. Man weint nicht immer. Nicht am Stück.

Ingolstadt: Es war unwirklich, sagt sie. Es war nicht wahr. Wahr war es einen grausamen Moment lang, als die Nationalhymne brauste, als man die Särge nach draußen trug. Es ging, so schien es, um ihren Sohn.

Um Josef Otto Kronawitter, 24 Jahre alt, vier Wochen war er im Krieg, dann war er tot.

Stabsunteroffizier Josef Otto Kronawitter, stationiert in Ingolstadt, Gebirgspionierbataillon 8, 2. Kompanie. Sohn einer Hausfrau und eines Schichtarbeiters in der Zahnradfabrik. Ein Stück Wald ist noch übrig geblieben von der Zeit, als die Kronawitters Bauern waren, Sepp war gern bei der Arbeit im Wald. Er hat Zimmerer gelernt und wurde danach zum Bund eingezogen, und es gefiel ihm, und gutes Geld gab es auch, und er erklärte: Mama, i bleib dabei. Und wenn's nach Afghanistan gehn, geh i mit.

Für acht Jahre hat er sich als Zeitsoldat verpflichtet, 2004, als man noch glauben konnte: Afghanistan, das ist ein "Stabilisierungseinsatz". Das heißt Brunnen graben, Schulen bauen. Er war bei den Pionieren, wo sie gern Handwerker nehmen. Holzarbeiter, Autobastler, Motorradfahrer, so wird er beschrieben von denen, die an ihn erinnern. Bescheidener Bursche, sagen sie, fröhlicher Kerl.

Kampfmittelaufklärer hat er gelernt, das erzählte er seiner Mutter und vermied die Wahrheit, wie gefährlich das sei.

Die Soldaten sprachen längst von Krieg, nur die verantwortlichen Politiker nicht, als für den 16. März dieses Jahres der Marschbefehl kam. Kurz, sagt seine Mutter, habe er geschwankt, damals. Er wusste, dass seine Freundin schwanger war. Die

Mutter hat auf ihn eingeredet, lange eingeredet, natürlich hat sie das. Aber, sagt sie, "es musste seine Entscheidung sein".

I hob des glernt. I kann meine Kamaraden net im Stich lassn, sagte er.

Ein "erzwungenes freiwilliges Ja", dieses Ja der Zeitsoldaten, so nennt es ein freundlicher Herr namens Kurt Oberndörffer, 65 Jahre alt, Hauptfeldwebel der Reserve, ausgeschieden nach 16 Jahren Bundeswehr. Maßgebliches Mitglied im Untergriesbacher Soldaten- und Kriegerverein, der plötzlich eine Bedeutung bekommen hat, die es lange Jahre nicht gab.

Krieg - das war für den Verein wie für das ganze Deutschland eine vergangene Geschichte, zu Ende gedeutet, mit Ritualen bewältigt.

Bisher bestand der Verein aus ein paar Veteranen, die wenig vom Krieg sprachen; je Schlimmeres sie erlebt hatten, desto eiserner schwiegen sie. Und aus Ehemaligen der Bundeswehr, für die das Kämpfen eine abstrakte, mit dem Ende des Kalten Krieges immer theoretischere Möglichkeit geworden war, der man mit Manövern begegnete, Rotland gegen Blauland, spielerisch, mit den Mitteln einer Verteidigungsarmee.

Eine Armee, die für Sicherheit stand, für Einkommen, Karriere, und je schlechter die Konjunktur war, desto lieber ging man zur Armee. Bisher jedenfalls.

Der Kriegerverein, bisher jedenfalls, war dazu da, Geselligkeit und Schießübungen zu organisieren, das Kriegerdenkmal zu pflegen, und wenn ein Kamerad starb, geleitete man ihn mit Salutschüssen ins Grab.

Und jetzt - jetzt gibt es einen neuen Toten und einen neuen Namen fürs Denkmal, zum ersten Mal seit 65 Jahren.

Kurt Oberndörffer hat den Krieg nicht erlebt oder irgendwie doch, der Krieg ist schuld, dass er seinen Vater nur von einer Inschrift auf einem Kriegerdenkmal kennt.

Deshalb ist es ihm so wichtig, das Denkmal. Ein Ort, zu dem man gehen kann.

Es steht am Dorfeingang von Untergriesbach, ein granitgrauer Klotz mit bayerischem Löwen, mit den Namen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, fast jeder

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Familienname aus der Ortschaft ist zu finden, der Name Kronawitter siebenmal. Beim achten Kronawitter wird man dazuschreiben: gestorben in Afghanistan.

Gestorben am 15. April gegen 14.30 Uhr Ortszeit bei Baghlan.

Zwei Jahre noch, dann wäre er ins Dorf zurückgekommen als Zivilist.

Aber an jenem 15. April sitzt er in einem "Eagle IV", der sich als letztes Fahrzeug eines Konvois Richtung Westen bewegt, Richtung Rückzugsgebiet der Taliban, die dieses Gebiet massiv verteidigen, wie man weiß. Josef Kronawitter ist Teil der Operation "Taohid", das heißt "gemeinsam" und steht für die Absicht der Isaf, afghanische Regierungstruppen das Kriegführen zu lehren. Er muss gewusst haben, was kommen kann. Wer in so einem Konvoi fährt, ist auf Kämpfe und Anschläge gefasst.

Mittag ist vorbei, als der Konvoi die Dutch Bridge erreicht, sie quert den schlammigen Fluss bei Baghlan. Vorn fahren die Afghanen, dann die Isaf, Schweden, Belgier, Kroaten, Deutsche. Der Konvoi stoppt, Vorgesetzte konferieren. Auf der Straße steht als letzter der "Eagle IV", geländegängig, achteinhalb Tonnen schwer und gepanzert, er schützt vor Gewehren, vor Granatsplittern, auch vor Minen.

Er schützt nicht vor einem ferngezündeten Raketensprengkopf, der direkt unter ihm explodiert.

Fünf Verwundete, vier davon schwer, das ist die Bilanz unter den Soldaten, die nicht im "Eagle" saßen. Für die Männer im Fahrzeug gibt es keine Hilfe mehr.

Ein Kriegerdenkmal soll die Antwort geben: Darum sind diese Männer tot. Es steht für den politischen Kontext dieses Sterbens, und das in Untergriesbach hat mit den üblichen deutschen Kriegerdenkmälern gemeinsam, dass es an etwas erinnert, das vorbei ist. An etwas, das ist die ewige Hoffnung, aus dem ein Volk gelernt haben kann.

Die neue Inschrift am Denkmal könnte eine Fußnote sein. In der Hoffnung, dass es eine Fußnote bleibt.

Oder, sagt Kurt Oberndörffer, ehemals Fallschirmjäger, später Jurist geworden, oder man stellt ein neues Denkmal auf. Falls noch mehr neue Namen kommen. Ein

Beschluss über so ein neues Denkmal würde verhandeln, was es in ganz Deutschland zu verhandeln gilt: ob man sich an den Krieg gewöhnen muss. Ein neues Denkmal, sagt Oberndörffer, und er sagt es nicht so, als ob ihn diese Aussicht freuen würde, könnte eine Weltkugel tragen. Damit man den Leuten immer erklären kann, wo jetzt schon wieder einer stirbt.

Er kann sich gut vorstellen, dass Sepp Kronawitter der Meinung war, er beschütze seine Heimat, so lernt man das ja bei der Bundeswehr. Er sitzt im Halbschatten eines Untergriesbacher Straßencafés und versucht den Durchgangsverkehr der B 388 zu übertönen und zu erklären, was er von diesem Einsatz in Afghanistan hält. Nämlich nichts.

Schlechte Ausrüstung, ja, aber das allein ist es nicht. Nichts gelernt aus der Geschichte. Wie Vietnam. Solche Wörter kommen von diesem freundlichen Herrn im Straßencafé, und dass man mit Befremden wahrnehme, wenn ein hoher Militär in Masar-i-Scharif bei der Trauerfeier sage: Jeder Tote macht uns noch entschlossener in unserer Mission.

"Für die Leute hier gilt das nicht", sagt der Hauptfeldwebel d. R. Oberndörffer. "Nein, hier gilt es nicht."

Jeder im Ort kann miterleben, wie dieser Tod ein Familienleben verändert, ihm eine öffentliche Bedeutung gibt, die sich niemand wünschen kann. Wie der Tod Sachfragen aufwarf, ganz plötzlich. So wie die, wo man den Sepp begraben sollte, denn im Familiengrab der Kronawitters, gleich bei der Kirche, war nur noch ein Platz frei, und die Oma war schon 90. Es war ihr Platz. Deswegen haben sie dann doch das Angebot der Bundeswehr angenommen, die dem Sohn ein neues Grab bezahlt.

Kein Vorwurf ist an diesem Küchentisch im Bauernhaus zu hören, gegen niemand. In einer braunbeige gefliesten Küche, umschwirrt von einem sehr großen Hund und einem sehr kleinen, sortiert ein Ehepaar sein Leben. Sie wollen nicht Symbol sein und sind es schon, Opfer eines richtigen Krieges für diejenigen, die Guttenberg und Merkel glauben, für die anderen Opfer eines falschen.

Eine Mutter, die manchmal vom Sohn redet, als ob er noch lebte. Ein Vater, der seine Hände nicht immer still halten kann. Eine Tante, zu Besuch angereist, die daran

denkt, dass der Name des Neffen auf dem Kriegerdenkmal stehen soll wie ein Toter von 1914 oder 1945. Es ist seltsam, man könnte sich einbilden, es gäbe den Sepp noch irgendwo und er käme wieder, Soldaten sind ja sowieso immer unterwegs. Die Inschrift am Denkmal wird es als Tatsache stempeln, dass er fehlt. Die Tante sagt: "Es ist unreal."

Es war ein Tod. Es war eine Tragödie. So wie jeder jähe Tod.

Sagt der Pfarrer, im kühlen Pfarrhaus der Kirche St. Michael, die barock und hellgelb den Ort überragt. Erwin Blechinger, priesterlich dunkel gekleidet, Tabak schnupfend, hat sein Handy in Griffweite, er hat Dienst als Notfallseelsorger und hat Erfahrung damit, wenn ein Kleinflugzeug runterkommt oder ein schwerer Unfall ist auf der Autobahn. Plötzliches, verfrühtes Sterben immer wieder, und er fragt sich, ob er zu diesem Sterben in Afghanistan einen Unterschied machen soll.

Die Wut der Überlebenden kennt er. Die Ohnmacht. Oder eine Kühle manchmal, über die man staunt.

Diesmal war niemand kühl, und die Alten spürten den Schock am schlimmsten, die Alten, die wissen, was Krieg ist, und deren Kopf jetzt wieder im Krieg versinkt und die sagen: Jetzt geht es wieder los.

Man gewöhnt sich nie dran. Dass jemand stirbt. Er ist Seelsorger und nicht Politiker, das Politische an Sepp Kronawitters Tod hat er, so sagt er selbst, "a weng beiseitegschobn". Er tröstet sich, wenn er sich zum Nachsinnen zwingt, mit einem Satz aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in dem es heißt, ein Soldat im Dienst für sein Vaterland stehe im Dienst für Sicherheit und Freiheit und trage zum Frieden bei. Er möchte nicht ausschließen, dass dieser Krieg dem Weltfrieden dient oder dienen soll, er möchte da nicht weiterzweifeln, schon um der Kronawitters willen. Er sagt: "Dass der Krieg da unten unsinnig sei, das möcht ich als Angehöriger nicht hören."

Es hilft ihm in seinem Zweifel zu glauben, dass Kronawitter den Einsatz in Afghanistan sinnvoll fand. Zu glauben, dass der Einsatz sinnvoll ist. Wenn nicht, dann müsste er aufschreien, wie es der Bürgermeister tut.

Die Oma vermisst er. Die Zenz, Kreszenz Kronawitter, er kannte sie vom Rosenkranz am Herz-Jesu-Freitag, vom Rosenkranz und vom Ratschen, sagt der Pfarrer, ein starker Charakter war sie, eine fromme Frau. Und ziemlich gesund, eigentlich, sie hätte noch nicht sterben müssen. Die Zenz sagte, sie würde gern tauschen mit dem Sepp, eigentlich sei sie doch dran, und vier Wochen nach dem Sepp war sie tot.

Sie hat dem Pfarrer erzählt, dass der Sepp sich von zu Hause Süßigkeiten schicken ließ, für die afghanischen Kinder.

Vielleicht, sagt er, ist es ja nur das, was übrig bleibt. Ein Kind, das lacht, weil es ein Bonbon kriegt.

Der Pfarrer sagt, am besten denke man: Dem da oben, dem Toten, geht es gut. Ich muss mich jetzt um mich selbst kümmern. Aber leicht ist es nicht.

Jede Trauerfeier, sagt er, ist ein kleiner Weltzusammenbruch.

Sepp Kronawitter, gestorben bei einem Sprengstoffanschlag in Baghlan, kam im Zinksarg nach Untergriesbach, es war nicht möglich, ihm ins Gesicht zu schauen, um sich zu verabschieden, wie es sonst in der Gegend üblich ist. Seltsam war, wie jemand von der Familie am Abend vor der Beerdigung die Kondolenzbriefe durchschaute und eine komische Karte sah, "Gruß aus Afghanistan". Sie kam vom Sepp und war abgeschickt am Tag vor seinem Tod. Ich hab euch lieb, stand darauf. Sonst nichts.

Und in der Kirche tags darauf spielten sie Herbert Grönemeyer, und der Kriegerverein spielte seine Lieder und verzichtete auf seine Salutschüsse, und der Hauptmann kam mit "Kleinem Ehrengelicht" als Abschied für einen "Untergebenen, den sich jeder Chef nur wünschen konnte", und der Bürgermeister Herrmann Duschl war nicht in der Lage, seine Rede zu halten, und gab sie an den Landrat weiter, ein Bürgermeister, der mit den Tränen kämpft, noch jetzt, Monate später.

Es ist Sommer, und Duschl kann sich nicht an den Soldatentod gewöhnen, will es nicht. Er selbst hat die "15 wunderbarsten Monate in meinem Leben" bei der Bundeswehr verbracht, Superkameradschaft, Abenteuer, aber wenn er jetzt Schulabgänger trifft, dann freut er sich, wenn nur noch ein Einziger sagt: Ich geh zum

Bund. Und nur zum Wehrdienst. Und wenn Duschl zum Gelöbnis eingeladen ist, dann ist das kein Volksfest mehr, man merkt die andere Stimmung, und er denkt, "junge Leut, was wollt ihr mit den Gewehren?", und schafft es nicht, ihnen direkt in die Augen zu schauen.

Ein Sinn von Kronawitters Tod, so denkt er, könnte vielleicht sein, dass die Deutschen früher rausgehen dort unten. Vielleicht schreibe er jetzt Briefe an Angela Merkel, sagt er, um ihr zu erzählen, was der Krieg mit seinem Dorf macht und dass Raphael Josef Otto geboren ist, Sepps Sohn.

Er will ihr Dinge erklären. Er hat es ja versucht, in Ingolstadt.

Hat sie was begriffen?

Er sagte: Frau Merkel, Sie sollten die Stimmung hier sehen. Die Gemeinde Untergriesbach akzeptiert den Tod dieses Soldaten nicht. Dieser Tote ist einer zu viel. Frau Merkel, hören Sie auf.

Sie schien ihm durchaus bewegt zu sein. Wenn die Kanzlerin das Gesicht verzieht, findet er, dann ist das so, als ob jemand anders weint.

Er ist sich nicht sicher, ob sie wirklich etwas gesagt hat. Sie hat etwas gemurmelt.

Es klang wie "komplexe Situation".

Der König der unteren Zehntausend

Harald Ehlert gründete die Berliner Treberhilfe, die sich um Obdachlose kümmert. Seit bekannt ist, dass er sich einen Maserati gönnte, gilt er als Schmarotzer. Doch kann es sein, dass er mehr Gutes bewirkt hat als all die bescheidenen Sozialarbeiter?

Von Henning Sußebach und Stefan Willeke, Zeit, 01.07.2010

Harald Ehlert, den einige seiner Genossen ein »Genie« nennen, andere ein »größenwahnsinniges Arschloch«, will der Welt noch einmal beweisen, dass er ein guter Mensch ist, als diese Sache mit dem Renault passiert. Er will einsteigen, aber der Autositz lässt sich nicht umklappen. Mit seinen kräftigen Händen reißt Ehlert am Sitz, hämmert dagegen, aber nichts tut sich. Bei Sixt haben sie ihm dieses verdammte Mietauto gegeben, das einen seriösen Eindruck machte, einen silbergrauen Familienvan mit drei Sitzreihen, die Ehlert nicht gehorchen wollen. Er dampft vor Zorn.

Es ist ein wolkenloser Tag in Berlin, Ehlert hat sich seine Ray-Ban-Sonnenbrille ins wallende Haar gesteckt, einen Rollkragenpullover über den mächtigen Körper gespannt, ein Leinenjackett darübergezogen. Er steht da wie Marlon Brando im Mafiafilm Der Pate, schaut auf seine goldene Armbanduhr und knurrt: »Meister, was ist das für eine Scheiße mit diesem Sitz?«

Herr Meister ist seit Jahren Ehlerts Chauffeur. Er fuhr auch den schwarzen Maserati, in den sein Chef sich fallen ließ wie ein König in seine Sänfte. Eine hart erprobte Beziehung ist zwischen den beiden entstanden, die keine Abweichungen aushält. Wenn Ehlert spricht, ist Meister still. Wenn Meister fährt, sagt Ehlert, wo es langgeht. Fragt man Meister etwas Harmloses über seinen Boss, wispert er ängstlich: »Ich sage nichts. Ich würde ja auch nichts sagen, wenn ich Frau Merkel fahren würde.«

Das klingt übertrieben, aber es ist etwas Wahres daran. Der 48 Jahre alte Harald Ehlert, Gründer und Chef der Treberhilfe in Berlin, war in der deutschen Hauptstadt so

etwas wie ein Herrscher der unteren Zehntausend. Im vergangenen Jahr kamen fast 4000 Menschen in seinen Heimen unter: Frauen, die von ihren Männern aus dem Haus geprügelt worden waren, Herumtreiber, die ein Bett brauchten, Junkies, die sich auf dem Straßenstrich verkauften.

Auf Parkbänken, unter Spreebrücken – dort waren Ehlerts 28 Notunterkünfte und Obdachlosenheime stadtbekannt. Nur die normalen Leute haben keine Notiz davon genommen, bis vor vier Monaten herauskam, dass Ehlert auf Kosten seiner Firma einen Maserati fuhr und sich zuletzt 332.000 Euro Jahresgehalt und eine Sonderzahlung von 90.000 Euro genehmigt hatte. 422.000 Euro insgesamt – fast doppelt so viel wie die Kanzlerin. Der Chef einer gemeinnützigen Gesellschaft, die sich um Obdachlose kümmert, gönnt sich ein Jetset-Leben?

Berlins Sozialsenatorin Carola Bluhm stellte Strafanzeige wegen des Verdachts auf Untreue. Staatsanwälte begannen zu ermitteln. Der Paritätische Wohlfahrtsverband schloss die Treberhilfe aus. Ehlerts Parteifreunde aus der SPD gingen auf Distanz. Die Zeitungen schrieben vom Maserati-Harry. Und weil sich der Verdacht der Prasserei wie ein Schatten über die Branche gelegt hatte, gingen sogar bei der Berliner Tafel weniger Spenden ein.

Ehlert trat als Geschäftsführer der Treberhilfe zurück, setzte einen Treuhänder ein, der Maserati wurde abgeschafft, und die Sache schien klar zu sein: Da hat sich ein übler Schmarotzer jahrelang auf Kosten der Ärmsten bereichert. Endlich ist er erledigt.

So einfach wäre der Fall, wenn der ermittelnde Staatsanwalt in Berlin jetzt nicht sagen würde: »Vielleicht muss er am Ende noch das Bundesverdienstkreuz kriegen.«

Wenn einer der Sozialdemokraten, die sich mit Ehlert überworfen hatten, nicht plötzlich einräumen würde: »Er ist ein vorbildlicher Denker, fix im Kopf. Im Kern hat er recht.«

Viele solcher Stimmen erheben sich mit einem Mal, und die Frage, um die sie kreisen, lautet: Kann es sein, dass ein größtenwahnsinniges Arschloch mehr Gutes bewirkt hat als all die sanften Samariter unter den Sozialarbeitern?

Nachdem Harald Ehlert den Autositz endlich bezwungen hat, steigt sein Rechtsanwalt vorn in den Wagen, ein Strafverteidiger, der ihn vor Prozessen schützen soll. Hinter ihm breitet sich Ehlert aus. Er fährt die Fensterscheibe herunter, legt den rechten Arm heraus, greift nach der Thermoskanne im Fußraum und gießt sich einen Becher Kaffee ein. »Das Gute und das Schöne, das ist mein Thema«, sagt Ehlert und lacht. »Ich finde, das Gute soll zum Schönen finden. Warum soll, wer Edles tut, nicht von Schöner umgeben sein?« Wo bleibe da die Logik?

»Meister, fahren Sie los«, sagt er dann.

Und Meister fährt los, aus dem aufgeräumten Berliner Zentrum ins lebendige Schöneberg, wo Ehlert zu jeder Kreuzung eine Geschichte hat. Mal sagt er: »Hier machen wir Spritzentausch.« Mal: »Da ist Kondomausgabe.« Über der Stadt scheint ein unsichtbares Netz zu liegen. Dieses Werk will Ehlert zeigen, all die Arbeit der achtziger Jahre, der neunziger und des neuen Jahrtausends. Überall habe er die Treberhilfe wachsen lassen, einen Verein, den Ehlert ein »Sozialunternehmen« nennt, mit 260 Angestellten, in einer Stadt, in der er »einen riesigen Markt« für das Geschäft mit der Hilfe sieht.

Ehlert will das alles an einem einzigen Tag erzählen, in einer rasenden Fahrt – zu »historischen Stätten«, wie er sagt. Doch um die Hast dieses Mannes zu begreifen, der sein Leben vom Auto aus besichtigen will, muss man erst einmal 30 Jahre zurückblenden. In die Zeit, in der gerade die Biografie der Christiane F. erschien: Wir Kinder vom Bahnhof Zoo.

Es ist der Sommer 1981, als ein junger, langhaariger Mann in Detmold eine Gitarre und ein paar Taschen in seine alte Ente quetscht, um Ostwestfalen zu verlassen. Harald Ehlert hat gerade Abitur gemacht – »irgendwas um Note 3«. Er ist ausgemustert worden, trägt Latzhosen und Wollpullis und malt sich ein Landhippieleben auf dem Bauernhof aus, doch die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen hat ihn nach Berlin vermittelt: Erziehungswissenschaften, Schwerpunkt Sozialpädagogik.

Ehlert, Sohn eines Finanzbeamten und einer Zahnarthelferin, hat seine Jugend damit verbracht, an Mopeds herumzuschrauben und mit der christlichen Jugend auf

Freizeitfahrt zu gehen. Auf dem humanistischen Leopoldinum-Gymnasium seiner Heimatstadt, das heute stolz all die berühmten Absolventen auflistet, darunter den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, bleibt Ehlert damals eher allein. Ein Beamtenkind unter vielen Fabrikantensöhnen und Töchtern aus besseren Kreisen. Wen seiner Mitschüler man heute auch fragt, man bekommt zur Antwort: »Der war nicht in meiner Clique.«

An eines aber erinnern sich alle: dass es Ende der siebziger Jahre dieser Harald ist, der hitzige Diskutant, der an seiner 400 Jahre alten Schule den ersten Leistungskurs für Sozialwissenschaften erkämpft – und ihn dann mit Mathematik kombiniert. Kann es das geben: einen Linken, der Spaß am Rechnen hat?

In Berlin vertieft sich Ehlert ins Sozialrecht, studiert Jugendsoziologie und Kriminalisierungstheorien und tauscht seine Hippieklamotten schnell gegen eine schwarze Lederkluft, weil er sich in Latzhosen doch etwas naiv vorkommt. 1983 schiebt Ehlert als Praktikant Nachtschichten in einer winzigen Obdachlosenunterkunft in Schöneberg, gegründet von einem Pfarrer und einer Prostituierten, betrieben von Gutmenschen, die ihre Sache schlecht machen – findet er: »An die 30 Ehrenamtliche, mal da, mal nicht, total unkoordiniert.«

Die Helfer haben keine Ausbildung und die Obdachlosen keine festen Ansprechpartner. Im Haus mit den sechs Betten herrscht ein Kommen und Gehen. Niemand drängt die Obdachlosen, mal eine Bewerbung zu schreiben. Niemand bringt mal was zu Ende. Niemand weiß, was aus den Heimbewohnern wird. Spricht der junge Sozialarbeiter Ehlert über diese Art von Betreuung, hört man sofort seine Verachtung heraus. »Niemand weiß, wo der Bahnhof ist, aber jeder will darüber reden.«

Ehlert ist damals 21, ehrgeizig und zäh. Er setzt sich an den Kohleofen und spielt Gitarre. Er entert das Heim durch ausdauernde Anwesenheit und redet auf den Sitzungen so lange, bis niemand mehr widerspricht. 1988 übernimmt er den Laden und benennt ihn in Treberhilfe um. Dann geht es Schlag auf Schlag: 1989 ein neues Wohnprojekt im Stadtteil Schöneberg, 1991 eine neue Notunterkunft im Wedding und eine neue Geschäftsstelle, 1992 ein neues Heim in Mitte, 1993 das nächste Haus in

Adlershof. Immer mehr Heime, immer mehr Betten. Das lohnt sich nur, wenn diese Betten auch belegt sind – nicht anders als in einem Fünf-Sterne-Hotel. Ehlert muss die Leute von der Straße holen. So kühl und konsequent hat es noch kein Berliner Sozialarbeiter angepackt. Ehlert irritiert seine Kollegen mit Begriffen wie »Expansion«, »Wertschöpfung« und »Immobilienmanagement«. Er glaubt, dass Wohlfahrt und Wirtschaftlichkeit zusammenpassen.

Für das, was 1994 im Deutschen Bundestag geschieht, könnte er das Drehbuch geschrieben haben. Ein Gesetz wird geändert – nichts, was die breite Öffentlichkeit interessieren würde, dafür liest sich die Novelle des Paragraphen 93 im Bundessozialhilfegesetz zu kompliziert: Von nun an sollen die Ämter den sozialen Diensten nicht mehr all ihre Ausgaben einfach erstatten. Vereine wie die Treberhilfe werden jetzt mit Tagessätzen für jeden Obdachlosen bezahlt, den die Behörden an ihre Heime vermitteln. Nur wer weniger Geld ausgibt, als er vom Staat bekommt, wird überleben. Und wer nichts bekommt, weil die Ämter ihm keine Bedürftigen schicken, ist tot.

Mit diesem Gesetz hat der Staat die Verwaltung der Armut privaten Anbietern überlassen. Der Staat, sagt sich Ehlert, das bin jetzt ich. Wann immer die Zeitungen über ein neues soziales Problem berichten, erfindet Ehlert ein »Produkt«, mit dem man es lösen könnte: Als sich Meldungen über Kindstötungen häufen, gründet er das Projekt »Kinderperspektive« zur Betreuung von überforderten Müttern. Er eröffnet die »Villa Chance« für obdachlose Kinder. Er erfindet eine »Soziale Task Force«, eine Gruppe von Streetworkern, die Deutsch, Türkisch und Arabisch sprechen. Ehlert lässt Flyer drucken und treibt seine Leute zu Besuchen und Anrufen bei Ämtern. Sie reden dort über Notunterkünfte wie Handelsreisende über Staubsauger. Wenn Sozialarbeit ein Markt ist, soll sein Unternehmen eine Marke sein. Immer neue Projekte schiebt er an und gibt ihnen eingängige, ambitionierte Namen: »Helpline Team«, »Spektrum«, »Aktiv«, »Mobil«. So viel auf einmal hat sich wohl niemand in einer Sozialbehörde je einfallen lassen. Wahr ist aber auch: Ehlert sucht sich die lukrativsten Problemfelder. Die mit einem verlockenden Verhältnis von kleinem Aufwand und großem Gewinn. Er pickt sich die Rosinen heraus.

»Berlin ist der größte Markt zwischen Paris und Moskau!«, ruft Ehlert durch den Renault. Eine Stadt der Glücksritter und Pechvögel, letzte Zuflucht für die Gescheiterten aus der Provinz – das Silicon Valley der Fürsorgeindustrie. Ehlert sagt, er habe schon überlegt, ob sich einige Ideen nicht exportieren ließen, »da muss sich Deutschland nicht auf Ingenieurleistungen beschränken«. Ehlert muss nicht aussprechen, wofür er sich hält: In diesem Silicon Valley der Sozialprogramme ist er der Bill Gates.

Doch nun sitzt Ehlert in einer engen Familienkutsche, gießt sich Kaffee nach und hat Angst vor den eigenen Leuten. Kein Büro der Treberhilfe, an dem Meister vorüberfährt, will Ehlert betreten. Er telefoniert lieber, das ist ungefährlich. »Der Laden ist hochsensibilisiert«, raunt Ehlert. Seine Schande ist die Schande der ganzen Firma. Die Angestellten sind wütend auf ihn, seit er mit diesem Maserati ihre Arbeit in Verruf gebracht hat.

Dabei haben sich Leute, die das Sozialwesen gut kennen, nie über die Arbeit der Treberhilfe beklagt. Sie tun es bis heute nicht. »Die Treberhilfe an sich hat nicht umsonst einen guten Ruf«, sagt Thomas Dane, Vorstand des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg. »In all den Jahren ist nie einer gekommen und hat sich über Ehlert beschwert«, sagt Michael Müller, der SPD-Fraktionschef im Berliner Abgeordnetenhaus.

Vermutlich ist auch Mario Lanze, 48, kein schlechter Zeuge. Rauchend sitzt er im Bezirk Wedding auf einer Bank vor dem Panorama Nord, einem Heim der Treberhilfe. Sein Gesicht wirkt verquollen, das Gebiss nicht ganz komplett. Das Leben hat ihm übel mitgespielt, er dem Leben aber auch: 17 Jahre Möbelträger, Rücken kaputt, von sich aus gekündigt. Lanze hat dann noch auf einem Friedhof gearbeitet, für 1,50 Euro die Stunde, dann entglitt ihm der Alltag. Miete nicht bezahlt, wohnungslos. »Da war ich am Arsch«, sagt Lanze.

»Meinetwegen kann er vier Maseratis fahren. Mir hat es an nichts gefehlt«

Das Sozialamt vermittelte ihn in eine private Pension, in der sich zehn Männer eine Küche und ein Bad teilten. Lanze erinnert sich »an Warteschlangen wie aufm Amt, ob vorm Klo oder in der Küche. Und dauernd das Geschrei: Mach hinne!« Ging

er auf die Toilette und vergaß, sein Zimmer abzuschließen, wurde er bestohlen. Mal waren seine Zigaretten weg, mal Duschgel, mal Milch, mal Eier. »Wenn du da keinen eisernen Willen hast, gehst du ein«, sagt Lanze. »Da verlernst du das Leben.«

Lanze war in einem der Heime gelandet, die Harald Ehlert »Läusepensionen« nennt – weil sich der Besitzer nicht kümmert, weil ihm egal ist, wenn es nur »Kornfrühstück« gibt. Für jeden Tag, den Lanze in dem heruntergekommenen Haus verbrachte, zahlte das Sozialamt dem Betreiber 14,78 Euro – und fragte nicht, was der damit machte.

Eines Morgens fehlte Lanzas Nachbar in der Warteschlange vor dem Bad. Er hatte sich auf seinem Zimmer totgesoffen, mit 38 Jahren.

Lanze floh. Er hatte von einem Haus der Treberhilfe gehört, »da haben alle gesagt: Das ist wie ein Hotel«. Für ein Hotel ist das Panorama Nord viel zu karg, aber es gibt hier Zwei-Personen-Appartements mit Küche und Bad, dazu einen Aufenthaltsraum, in dem die Kinder ihre Geburtstage feiern können. Es gibt zwei Computer mit Internetanschluss, Drucker und Fax. Und es gibt eine Pfortnerloge, die rund um die Uhr besetzt ist, zwölf Stunden davon mit einem Sozialarbeiter, der dauernd drängt, sich am Computer einen Job und eine Wohnung zu suchen. »Hab ich geschafft«, sagt Lanze, »bald zieh ich um.«

Lanze erzählt von seiner Zeit in diesem Haus wie aus einem Märchen. Allein die Weihnachtsfeier 2009: »Erbsensuppe mit ordentlich Würstchen, Kaffee, Kinderpunsch und für jeden einen Beutel mit Klappkalender und Kugelschreiber.« Das Wort Würde ist ihm nicht geläufig, aber es ist das, was er umschreibt.

Der Tagessatz im Panorama Nord liegt bei 14,50 Euro. Das Heim ist im Schnitt zu 95 Prozent belegt, von 85 Prozent an wird Gewinn gemacht.

Ehlert, den Boss, sah Lanze zum ersten Mal vor einem halben Jahr, auf der Weihnachtsfeier. Der Maserati fuhr vor, aus der Rückbank wuchtete sich ein schwarzer Mann mit Stetson-Hut, und Lanze dachte: »Na, da hat wohl einer im Lotto gewonnen.« Als wenige Monate später Fernsehteams vor dem Heim standen und die frisch gestrichene Fassade filmten, als sei damit irgendetwas zu belegen, hätte Lanze ihnen gern in die Mikrofone gesprochen: »Meinetwegen kann der Ehlert vier

Maseratis fahren – mir hat es hier an nichts gefehlt.« Allerdings, sagt Lanze, habe von ihm niemand etwas wissen wollen. »Die hatten überhaupt keine Fragen.«

So ging das tagelang. Reporter kamen und gingen, filmten und schwiegen. Irgendwann hat dann einer der Heimbewohner ein Fernsehteam des rbb mit einem Besenstiel vom Hof gejagt.

Wen der Maserati anekelt, der mag Leuten wie Lanze ungern zuhören. Aber interessant ist, dass dieser einfache Mann, der Ehlerts Arbeit allein an sauberen Betten und abschließbaren Zimmern bemisst, ihn freispricht. Man kann auch Rolf fragen oder Petra, man kann sich mit Manfred unterhalten oder mit Nadine, man kann durch Ehlerts Obdachlosenheime reisen, die Zahnlosen, Zerfurchten und Gebrochenen um ihre Meinung bitten – immer wieder hört man einen Satz: Der Mann im Maserati hat uns gutgetan. Er ist besser zu uns gewesen als die freudlosen Sachbearbeiter in den Ämtern. Ehlert hat uns eine Idee vom kleinen Aufstieg gegeben. Mit einem sauberen Zimmer fängt das Leben an.

Jene, die so über ihn sprechen, erinnern sich daran, wie das Panorama Nord ausgesehen hatte, bevor Ehlert es vom Bezirksamt übernahm: Kabelbrände hatten die Decken geschwärzt, der zweite Fluchtweg war mit Birken zugewuchert.

Der Architekt Siegfried Hertfelder hat mehrere Häuser für Ehlert umgebaut, er sagt, er sei erstaunt gewesen über die Besessenheit dieses Bauherrn. Ehlert liebte zentrale Lagen für seine Heime, »nicht verschämt am Feldrand« – stattdessen mit einer riesigen Treberhilfe-Leuchtreklame an der Fassade, wie bei einem Flughafenhotel.

»Mit dem saß man bis tief in die Nacht und hat diskutiert, wie gute Architektur für Obdachlose aussieht: eine, die sie willkommen heißt, aber nicht zu lange hält.« Stundenlang referierte Ehlert über die Wirkung warmer Wandfarben, Hertfelder versuchte dann, ihn von seinem »Hang zum Toskanischen« abzuhalten. Gern erzählt der Architekt von Ehlerts Toilettentheorie: »Mehr als zwei Menschen sollen sich ein Bad nicht teilen dürfen – wenn der eine da nicht die Klobürste benutzt, kann der andere immer sagen: Jetzt mach aber mal!« Jeden Fassadenentwurf habe Ehlert sich zeigen lassen, jede Fliese ließ er sich vorlegen.

Jahr für Jahr kauft Ehlert Häuser, nimmt Kredite auf, seine Treberhilfe wächst. Je größer das Unternehmen, desto härter wird sein Zugriff. In einer Welt der weichen Worte will er harte Fakten. Sechs Jahre lang tüfelt er an einem Computerprogramm, in das seine Sozialarbeiter Informationen eingeben müssen: Wie schätzen Sie das Konfliktverhalten des Klienten ein? Wie hoch ist seine Motivation? In Ehlerts Programm wird jeder Klient zur Verlaufskurve, alle Arbeit nachprüfbar. Das ist die eine Hälfte des Programms. Die andere versteckt sich hinter dem Button »Umsatz-Kontrolle«: Dort ist jederzeit ablesbar, ob eine Einrichtung der Treberhilfe gerade Gewinn macht oder Verlust. Ob sie gut belegt ist oder schlecht. Irgendwann haben die Computer in den Treberhilfe-Außenstellen keine Festplatten mehr, alle Daten laufen in 14 Großrechnern in der Zentrale zusammen. Dort klickt sich Ehlert durch die Live-Bilanzen seiner Filialen. Heimleiter, die ihre Häuser nicht über dem roten Strich halten, haben plötzlich ein Problem.

1999 drängt Ehlert in die Politik. Er hat die Treberhilfe nach seinen Vorstellungen geformt, jetzt kandidiert er für die Berliner SPD bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus. Er lässt Plakate drucken, die einen siegessicheren Mann im weißen Anzug zeigen. Er tritt noch sozialdemokratisch stilecht in Genossenschaftssiedlungen auf, aber auch schon im Internet. Im Abgeordnetenhaus zieht Ehlert in den Hauptausschuss ein, das entscheidende Gremium für Finanzen. Es gibt nicht viele Leute in der Berliner SPD, die eine Bilanz lesen können, schon deshalb wird Ehlert geschätzt. Und er neigt dazu, sich selbst zu überschätzen. Nach einer Fraktionssitzung sagt er über den späteren Bürgermeister Klaus Wowereit: »Jetzt habe ich es dem Klaus aber mal richtig gezeigt.«

Es scheint, als wolle er ausprobieren, ob er ein noch größeres System nach seinen Vorstellungen formen kann.

Dann aber, Ende des Jahres 2000, ist er plötzlich verschwunden. Niemand in der Partei weiß, wo Ehlert steckt. Der Abgeordnete ist abgetaucht, über Monate. Nur einer Genossin in seinem Heimatbezirk Schöneberg vertraut er sich an: Angelika Schöttler, Tochter eines früheren Bürgermeisters von Berlin-Schöneberg. Sie weiß, dass Ehlert

schwere Herz-Kreislauf-Probleme hat. An der Nordsee erholt er sich. Als er nach Berlin zurückkehrt, sagt er den Genossen bloß: »Ich hatte eine Krise.«

Schon zuvor hatte Ehlert auf einige seiner Genossen seltsam verloren gewirkt. Ein einsamer Mann, der manchmal eine Freundin zu Partefesten mitbrachte, ganz selten über die beiden Töchter aus seiner zerbrochenen Ehe sprach – und über seine frühere Frau nie. Wie er wirklich denkt, wie er wirklich ist, bleibt selbst den wenigen Freunden verborgen, die sich abends mit ihm auf ein Bier treffen.

Wie sieht er sich selbst? »Ich bin mobil zwischen verschiedenen Welten«, sagt Ehlert, jeder sehe in ihm einen anderen: die Betriebswirte den Sozialarbeiter, die Sozialarbeiter den Betriebswirt. Man kann Ehlert fragen, wie seine Töchter über ihren Vater denken, und er antwortet, er wisse es nicht genau. Jeder Frage, die tiefer in ihn eindringen könnte, entzieht er sich durch Flucht ins Ungefähre.

Auf seine Genossen wirkt Ehlert ruhelos, gehetzt, ein Mann ohne Mitte. Ihm fehlt die Geduld für endlose Sitzungen, mit der Geselligkeit in piefigen Vereinsheimen kann er wenig anfangen. Er benötigt die Politik aus geschäftlichen Gründen, aber er ist zu sehr verliebt in messbare Erfolge, als dass er bereit wäre, sich für die Politik krummzulegen. Die Partei verliert das Vertrauen in ihn und stellt ihn 2001, bei den nächsten Wahlen zum Abgeordnetenhaus, nicht mehr auf.

Ehlert versucht es nun auf der untersten politischen Ebene, wird ins Bezirksparlament von Schöneberg gewählt, wo seine Vertraute Schöttler zur Jugendstadträtin aufsteigt. Sie ist noch unsicher in diesem Amt. Eine Angestellte im Chemiekonzern Schering war sie, zuständig für Datenverarbeitung, und Ehlert sagt ihr, was wichtig ist. Er braucht Aufträge. Als die Treberhilfe weiter wächst, geht er kaum noch zu Parteiversammlungen, scheidet 2005 aus dem Bezirksparlament aus, kümmert sich ganz ums Geschäft. Einige seiner Heime sind bis zu 98 Prozent belegt, im Schnitt.

Ehlert besucht die wichtigen Leute in den Bezirksrathäusern persönlich, geht dorthin, wo Monat für Monat Millionensummen vergeben werden. Ihm fällt es leicht, das Vertrauen fremder Menschen zu gewinnen. Er betritt ein trauriges Amtszimmer, und plötzlich hat dieses Zimmer eine Farbe und einen Klang. Er wirkt ganz anders als

diese Sorgenonkel von der Caritas und der Arbeiterwohlfahrt, die immer so aussehen, als müssten sie das Leid der Welt allein schultern.

Der Staat will sich jetzt wandeln. Er will nicht länger die Bedürftigen durchfüttern. Der Staat will die Rückkehr ins Leben fördern. Aus unterschiedlichsten Quellen fließt Geld, aus dem Berliner Senat, den Bezirksämtern der Stadt, aber niemand kann sagen, ob es sinnvoll verteilt wird. Es sind schon Kommissionen an der Frage gescheitert, wie viele Milliarden der Staat für soziale Dienste ausgibt. Ein undurchschaubarer, wachsender Markt. Und Ehlert wächst mit.

Man kann die Ausmaße sehen, wenn man den schnaufenden Harald Ehlert im Renault neben sich sitzen hat. Das Plastiktischchen, das er ausgeklappt hat, damit er seinen Kaffeebecher abstellen kann, schneidet ihm in den runden Bauch. So sehr ist er aus der Form geraten, dass ihn einige seiner Mitschüler zuerst gar nicht erkannten, als in diesem Frühjahr die Maserati-Fotos in den Zeitungen auftauchten. Was war er für ein schlanker Bursche, als er vor 20 Jahren die Treberhilfe übernahm. Mit dem Erfolg kamen die Zigaretten, erst wahllos irgendwelche Marken, dann als SPD-Kandidat im Wahlkampf das milde, modische Bekenntnis: täglich zwei Schachteln Gitanes, die weißen, passend zum Anzug. Danach die Herzprobleme, die Abkehr vom Nikotin, der Vorsatz, gesünder zu leben. Das Geschäft mit der Armut lief prächtig, der Hunger nach Geltung nahm zu, aus dem Hunger wuchs Gier, aber die Gier machte ihn nicht mehr satt. Er stellte eine Sekretärin ein, die ihm Schnittchen schmiert.

»Meister«, ruft Ehlert nach vorn, »sehen Sie mal zu, dass Sie rechts rauskommen, sonst machen wir hier gleich ein Staupicknick. Ich will aber in die Monumenten!«

Die Monumentenstraße. Dort kauft Ehlert 2009 ein heruntergekommenes Haus – die frühere Grundschule seiner ältesten Tochter. Er ruft sie an und sagt, dass er etwas Schönes daraus machen wird. Ehlert denkt jetzt in noch größeren Dimensionen. Als Barack Obama 2008 zum amerikanischen Präsidenten gewählt wurde, gratulierte Ehlert in Lokalzeitungen mit halbseitigen Anzeigen: ein Sozialarbeiter im Weißen Haus! Nun liegen da diese 17.000 Quadratmeter Grundstück inmitten Berlins. Ehlert will die Schule abreißen und fünf neue Häuser bauen – er nennt sie »Maisons de

Socialité«: ein Familienzentrum, ein Jugendhilfezentrum, ein Obdachlosenheim, eine Schule, in der seine Klienten gemeinsam mit den Kindern des Viertels lernen sollen. Und eine neue Zentrale für die Treberhilfe, im Obergeschoss ein riesiges Büro für ihn. Alles durchzogen von Kiesgärten, aufgeheitert mit Springbrunnen. Seine Vertraute, die Jugendstadträtin Schöttler, ist begeistert.

Als Meister in der »Monumenten« angekommen ist, steht da nur ein Bauzaun, dahinter die Asbest-Ruine der Schule. Ehlert schreitet das Grundstück ab wie ein Farmer seinen Claim. Er nennt das hier »die Unvollendete«. Selbst im Scheitern will er groß klingen.

Was wäre hier entstanden, wenn der Maserati nicht dazwischengekommen wäre? Eine soziale Stadt in der Stadt? Ein Denkmal für einen Sozialunternehmer?

Ehlert hat aus der Treberhilfe einen Immobilienkonzern gemacht, ein verschachteltes Gebilde, das nur noch er selbst durchdringt, das im vergangenen Jahr rund 15 Millionen Euro umsetzte – und davon eine Million als Überschuss auswies. Da hat Ehlert, der Autoliebhaber, seinen drei Prokuristen längst schon BMW-Z4-Cabrios als Dienstwagen gegönnt. Heimleitern, die mehr als 70.000 Euro im Monat umsetzen, stellt er BMW-Geländewagen zur Verfügung. Sein eigenes Gehalt erhöht er sich in manchen Jahren um bis zu 50 Prozent. Ehlert will seinen Erfolg sichtbar machen und eine Debatte lostreten: »Muss sich Moral mit Hässlichkeit umgeben?« In Interviews bezeichnet er sich voller Wonne als »Mischung aus Dagobert Duck, Mutter Teresa und Horst Schimanski«.

Und er kauft die Villa am See.

Es ist vor fünf Jahren, nach einer seiner Krankheiten. Ehlert macht eine Spritztour durch Brandenburg und kommt zum Schwielowsee bei Potsdam. Im weltvergessenen Caputh findet er eine spitzgiebelige kleine Villa, steingewordene Beschaulichkeit, gut fürs Herz. An diesem See hat einst Albert Einstein gewohnt und gesagt: »Komm nach Caputh, und vergiss die Welt.« Einsteins Satz wird Ehlerts Satz. Die Villa liegt 40 Kilometer von der Zentrale seiner Treberhilfe entfernt. Die Mitarbeiter könnten pendeln, denkt Ehlert, »sonst hätten wir noch die ganze Beherbergung dabei«. Abends am Wasser will er seine Ruhe.

Die Treberhilfe kauft das Haus. Ehlert lässt zwei Pavillons am See errichten, für Schulungen seiner Sozialarbeiter. Im Dachgeschoss der Villa lässt er sich eine Wohnung ausbauen, für die er Miete an die eigene Firma zahlt. Für die stillen Stunden kauft er sich ein Paddelboot.

Will man den Staatsanwalt sprechen, der die Ermittlungen gegen Ehlert leitet, muss man ein schäbiges Haus betreten. In einem ausrangierten Gesundheitszentrum läuft man an einer Gedenktafel vorbei, die an den Erfinder des Penicillins erinnert, ein paar Treppen hoch, einen trostlosen Korridor entlang. Wenn hier die Staatsmacht wohnt, die gegen einen Wohltäter mit Dienstvilla am See ermittelt, dann kann man sich gut vorstellen, dass diese Macht große Freude daran hätte, den Verdächtigen zu überführen.

Aber da sitzt Ulf-Hartwig Hagemann an seinem Schreibtisch, Oberstaatsanwalt, Hauptabteilungsleiter C, und reibt sich ratlos die Hände. Bis zu fünf seiner Kollegen arbeiten sich gerade am Fall Ehlert ab. »Wir behandeln das Verfahren vorsichtig«, sagt Hagemann, das Finanzamt prüft auch. »So etwas haben wir noch nie gehabt.«

Untreue? Hm, sagt Hagemann, falls Ehlert für seine Wohnung in der Villa nur eine kleine Miete gezahlt hat, dann war das wohl keine Untreue, eher ein Steuerdelikt.

Über den Verein Treberhilfe sind das Seegrundstück und die Villa als Vermögenswerte in die GmbH eingebracht worden. »Aber was ist das rechtlich? Eine Schenkung? Eine Schenkung an eine gemeinnützige GmbH ist steuerfrei. So sieht es jetzt aus.« Der Maserati, Listenpreis 114.000 Euro? Ein vom Finanzamt anerkannter Firmenwagen. Viele andere Geschäftsführer sozialer Dienste fahren schwere BMW- und Mercedes-Limousinen, auch nicht viel preiswerter.

422.000 Euro im Jahr, 35.000 pro Monat – Untreue? Wohl nicht, sagt der Ermittler, ein unabhängiger Wirtschaftsprüfer hat ein Gutachten erstellt. Ehlerts Gehalt liegt demnach an der obersten Grenze, sei aber so eben noch angemessen. Andere Geschäftsführer sozialer Dienste in Berlin verdienen im Monat 10.000 bis 15.000 Euro, aber sie erledigten diesen Job oft zu zweit, das sei zusammengenommen auch nicht viel billiger.

Was zum Teufel hat Ehlert anders gemacht als die anderen? Das fragt sich Hagemann die ganze Zeit. Wie ist es ihm gelungen, mit so wenigen Mitarbeitern so viel Profit zu machen? Wo andere sich die Arbeit teilen, Kleinkram delegieren, hat Ehlert alles an sich gerissen – und seine Sozialarbeiter zum unbedingten Gewinndenken gezwungen. Aber ist das strafbar? Hat es etwas zu bedeuten, fragt sich der Ermittler, dass Ehlert seinen Angestellten 100 bis 200 Euro im Monat weniger zahlte als im Branchenschnitt? »Machen das viele andere nicht auch?« Seinen Prokuristen hat Ehlert über die Jahre sogar kräftig die Gehälter erhöht. Es gebe, sagt der Staatsanwalt, keinen Angestellten der Treberhilfe, der Ehlert wegen schlechter Bezahlung angezeigt habe.

Untreue? Wurde überhaupt ein Schaden verursacht? »Da sind wir im philosophischen Bereich«, sagt der Staatsanwalt, »Untreue ohne Schaden ist nicht denkbar. Und versuchte Untreue gibt es nicht, fahrlässige Untreue auch nicht. Irgendwo müsste der Schaden doch sein.«

Hat Ehlert seinen Laden bloß besser geführt, zum Nutzen der Obdachlosen, zu seinem privaten Vergnügen obendrein? Ehlert hat sich hoch verschuldet, er hat für seine Firma etwas riskiert. Ist es illegal, wenn sich ein raffinierter Unternehmer aus den Gewinnen bedient, nachdem er Tausende Obdachlose bedient hat?

Der Staatsanwalt fragt: »Und wenn Ehlert einfach nur cleverer war?«

Harald Ehlert hat das Gute in obszöner Offenheit mit dem Schönen vermengt, sich an der Symbolik einer Wirtschaftsbranche vergangen, die ihr Bild der selbstlosen Helfer pflegt. Für die Männer mit den traurigen Augen, die an der Spitze von Wohlfahrtsverbänden stehen, ist ein Mann mit dem Lachen eines Zirkusdirektors nichts als eine Provokation. Harald Ehlert hat Gutes getan, aber seinen Lustgewinn nicht gut genug versteckt. Zu diesem Schluss kann man kommen, wenn man die Fragen, die sich der Chef der Ermittler stellt, zu einer Antwort verdichtet. Der Staatsanwalt sagt: »Und wenn Ehlert einfach nur cleverer war? Vielleicht muss er am Ende noch das Bundesverdienstkreuz kriegen. Ich weiß es nicht.«

Der Mann ist ein Rätsel. Auch für seine Mitarbeiter wird er immer undurchschaubarer. Nachdem Ehlert in die Villa am See gezogen ist, verändert er sich,

und mit ihm die Treberhilfe. Jede Woche pendeln Angestellte zwischen Berlin und Caputh, um von Ehlert geplante Fortbildungen zu absolvieren. Zum Abschluss der Kurse verteilt er selbst entworfene Zertifikate – im Briefkopf ein Bild der Villa. Einmal in der Woche treffen sich die Führungskräfte zur Tagung am See, um 9.30 Uhr geht es los. Doch manchmal hat Ehlert sein Frühstück erst um 11 Uhr beendet, kommt um 12 Uhr und verabschiedet sich zehn Minuten später »zu einem Anschlusstermin«.

»Führerhauptquartier« nennen seine Leute die entlegene Villa, »Wolfsschanze«. Ehlert, sagen sie, habe sich nur noch für Zahlen interessiert. Die Bilanzen bestimmen von nun an sein Seelenleben, lösen Verzückung aus – und Jähzorn. Wer nicht liefert, was der Chef will, wird rausgeschmissen. In manchen Monaten gibt Ehlert mehr für Abfindungen aus als für sein eigenes Gehalt. Von 2007 bis heute war Ehlerts Treberhilfe an 43 Prozessen vor dem Berliner Arbeitsgericht beteiligt.

Da ist Manfred B., der Betriebsrat, den Ehlert nicht akzeptieren will und deshalb zur Gartenarbeit abkommandiert, zum Unkrautzupfen und Fegen.

Da ist Benjamin K., ein junger Sozialarbeiter, der nach sieben Monaten kündigt – und von dem Ehlert 4157,73 Euro Ausbildungskosten für seine Fortbildungen am See zurückfordert.

Da ist Georg K., der Mann für die EDV, dem Ehlert in diesem Frühjahr aufträgt, die Ergebnisse einer Google-Suche zu seinem Namen so zu steuern, dass der Maserati nicht mehr sofort auftaucht. Dem EDV-Mann gelingt das nicht – Rauschmiss.

Und da ist Tobias Vogel, ein Sozialpädagoge, den Ehlert anfangs liebte wie einen Ziehsohn. Vogel hatte lange eine Kneipe geführt, er dachte wie ein Selbstständiger. Er sagt von sich, dass er »eher für Handkante als Helfersyndrom« stehe und dass er gut »mit den 40- bis 50-jährigen Damen auf den Ämtern« gekonnt habe. Hier ein paar Komplimente, da »Aldi-Champagner für 13,99, zu Karneval ein paar Pfannkuchen« – und die Betten im Heim waren wieder voll. Als er Ehlert um eine Gehaltserhöhung bat, habe der geantwortet: »Der Fisch bestimmt nicht über den See, in dem er schwimmt.«

So umgeben Ehlert bald nur noch Höflinge, die ihm sein Reich schöner schildern, als es ist. Die ihm draußen in Caputh verschweigen, dass sie kaum noch

investieren, um ihn mit glänzenden Bilanzen zu erfreuen. Die nicht zu sagen wagen, dass sie, um ihre Häuser auszulasten, auch Obdachlose aufnehmen, die in einer Psychiatrie oder in einer Entziehungsklinik besser aufgehoben wären.

Dass zu viel des Guten manchmal schlecht ist.

Der 12. Februar dieses Jahres ist der Tag, an dem sich Harald Ehlert sein Grab schaufelt, und er ahnt nicht einmal etwas davon. Er tut das, was er immer tut: Aufgeregt läuft er durch das Rathaus von Berlin-Schöneberg, hat sich mit zehn Leuten gleichzeitig zum Gespräch verabredet. 200 Gäste sind auf seine Einladung hin zu einer Konferenz gekommen. Einige von ihnen waren auch schon auf der letzten Sommerparty der Treberhilfe, als Feuerwerksraketen zu den Klängen von Frank Sinatras My Way den Nachthimmel bemalten.

SPD-Funktionäre sind erschienen, CDU-Leute, auch ihr Berliner Generalsekretär, ein Mann vom Bund der Steuerzahler, der Chef der Diakonie, der Arbeiterwohlfahrt, eine Dame von der HypoVereinsbank. Ehlert hat einem Wirtschaftsprofessor der Universität Mannheim und der Unternehmensberatung Kienbaum Datenreihen der Treberhilfe überlassen, damit sie den »Social Profit« ausrechnen, den gesellschaftlichen Effekt seiner Sozialarbeit: Was nützt es dem Staat, wenn er Geld für die Betreuung von Obdachlosen gibt? Es nützt dem Staat dann etwas, wenn die Obdachlosen dauerhaft in ein normales Leben zurückfinden, keine Kosten mehr verursachen. Das ist Ehlerts neueste Idee: Er sucht nach einer Maßeinheit für den Erfolg und den Misserfolg von Sozialarbeit.

Für jeden Euro, den die Treberhilfe vom Staat bekommt, kriegt der Staat 1,15 Euro zurück. Das sind die Ergebnisse, die sich Ehlert von Wissenschaftlern ausrechnen ließ. 15 Prozent Nutzen, die Zahl dieses Tages, eine glänzende Zahl für Ehlert, für andere eine furchterregende. Was würde passieren, wenn die Sozialbehörden nur Anbieter mit einem »Social Profit« auswählten? Dem Berliner SPD-Chef Michael Müller ist nicht wohl bei dem Gedanken. Er sitzt in der Konferenz und sagt: »Wenn sich diese Haltung durchsetzt, wird es dramatische Veränderungen geben.« Wie soll der »Social Profit« in einem Altenheim ausfallen? Ein 90-Jähriger wird nie wieder 20 sein. Wie soll der »Social Profit« eines Sterbebegleiters steigen?

Einerseits will Ehlert möglichst viele Menschen aus der staatlichen Hilfe befreien, andererseits möglichst viele Plätze in seinen Unterkünften belegen. Das ließe sich nur miteinander verknüpfen, wenn immer mehr Obdachlose in Heime kämen und zugleich immer mehr von ihnen gerettet würden, aber nur, damit am nächsten Tag noch mehr Obdachlose die Unterkünfte füllen. Eine Kaskade des Elends, verbunden mit einer Kaskade der Elendsbekämpfung. Ein Perpetuum Mobile aus lohnenden Problemfällen, ein System, wie es auch die Finanzmärkte verrückt macht. Was Ehlert sich da ausgedacht hat, ist die Utopie eines kapitalistischen Streetworkers: ein Megalopolis der Penner.

Als die Konferenz zu Ende geht, hat er viele neue Gegner. Dieser Mann ist einfallsreich, gerissen und vielleicht gefährlich. Das wissen jetzt alle, die in Berlin den sozialen Markt beherrschen. Als die frühere Finanzsenatorin Annette Fugmann-Heesing das Rathaus verlässt, sagt sie sich: »Jetzt hat er die anderen sozialen Dienste richtig unter Druck gesetzt.« Ehlert habe sich »unsere Sozialmafia zum Feind gemacht«, sagt ein Berliner Sozialdemokrat, »er hat dem Kartell der Verschwender gezeigt, dass man Rendite erwirtschaften kann«.

Es mag Zufall sein, dass wenige Tage später die Affäre Ehlert losbricht. Der Maserati wird zum Titelthema in Boulevardblättern, Ehlert zum bundesweit bekannten Widerling. Daran wäre nichts Erstaunliches, wenn die Neuigkeit vom Maserati wirklich eine Neuigkeit wäre. Aber der Tagesspiegel hatte schon im Dezember 2008 auf einer ganzen Zeitungsseite über Ehlert und den Sportwagen berichtet, doch niemand regte sich auf. Was ist jetzt anders?

»Anscheinend fühlen sich Leute von Ehlert bedroht«, sagt die Jugendstadträtin Schöttler. Eine Nachricht, die auf fruchtbaren Boden fällt, entfaltet ihre Wirkung. Und Ehlert verliert die Kontrolle, über sich, über sein Unternehmen. Am Anfang entdeckt bloß der Gerichtsreporter des Berliner Kuriers eine kleine Ankündigung einer Verhandlung. Der Maserati ist von der Polizei geblitzt worden, der Halter soll ein Fahrtenbuch führen. Da geht die Affäre los. Ehlert veranstaltet abenteuerliche Pressekonferenzen, in denen er den Maserati als Auto für »soziale Stadtrundfahrten« in Hartz-IV-Gebieten präsentiert. Der Maserati muss ihn um den Verstand gebracht

haben. Er macht sich lächerlich, hält an dem Auto fest, bemerkt seine Blamage nicht einmal.

Die Geschichte könnte an dieser Stelle zu Ende sein, aber sie geht weiter, weil mit einem Mal Ehlerts Lebenswerk zu zerfallen droht, und ob die Retter, die sich als solche ausgeben, wirklich die Retter sind, kann niemand eindeutig sagen. Der Chef im Aufsichtsrat der Treberhilfe, der Vorstand der Diakonie, redet plötzlich schlecht über die Treberhilfe. Die Diakonie, das große evangelische Sozialwerk, ist ein Konkurrent der Treberhilfe, einerseits. Andererseits ist die Berliner Diakonie auch ein Dachverband für 440 Sozialbetriebe, auch für Ehlerts Firma. Noch ist das so – bis die Diakonie im Juni beschließt, die Treberhilfe aus dem Verband zu werfen.

Da gibt es ihn schon, einen Mann von der Diakonie, der zum Geschäftsführer des eilig gegründeten Vereins Neue Chance berufen wird, der plötzlich gebraucht wird, weil Sozialarbeiter der Treberhilfe aussteigen und bei ihm anheuern wollen, im Haus der Diakonie. Man kann darin eine freundliche Geste der Solidarität sehen – oder den Versuch einer feindlichen Übernahme. Rainer Krebs heißt der Geschäftsführer für die Wechselwilligen, Ehlerts Laden wäre eine leichte Beute.

Einen »Umsatzeinbruch« der Treberhilfe, ja, so etwas könne er sich jetzt vorstellen, sagt Krebs. Das Vertrauen der Ämter in Ehlerts Firma habe extrem gelitten. Krebs sagt das sehr bedächtig, stockend, fast so, als müsse er sich gegen eine Müdigkeit wehren, die auf seine Augenlider drückt. Sein ausgestreckter Arm liegt wie tot auf einer Stuhllehne. Er kennt viele Paragraphen des Sozialgesetzbuches, er ist seit 30 Jahren dabei, und wenn man ihn nach seinem Auto fragt, antwortet er lächelnd: »Ein Golf-Kombi. Ich nenne ihn Rolf. Rolf, den Golf.«

Harald Ehlert hat seine Autos nie getauft. Er hat sie gemustert wie ein Juwelier seine Diamanten.

»Ich find's nicht dekadent überprotzt«, sagt Ehlert über die Villa am See

»Meister, nehmen Sie die Autobahn!«, ruft Ehlert, und Meister weiß schon, wohin der Chef jetzt will. Gleich sind sie am Ziel. Caputh, Schwielowsee, ein lauer Wind in den Weiden, zwitschernde Vögel. Eine Hausangestellte versucht, das große Tor zu öffnen, als der Wagen des Chefs vorfährt, aber das Schloss klemmt. Das ist sie

also, die Villa, Ehlerts Zuhause. »Eine Premiere«, sagt er, »hier war noch nie ein Journalist.« Die Kamerateams, die ihm auflauerten, habe er nicht hereingelassen. Die Leute von Spiegel TV seien so aufdringlich gewesen, dass er sie fast überfahren hätte. Fast überfahren, mit einem Zwölf-Zylinder-Jaguar. Mit seinem privaten Cabrio.

Ehlert führt in die Pavillons, in denen seine Fortbildungen stattfinden, kleine Schmuckstücke, Massivholz, Marmor, ungleich wuchtiger als die Räume des Diakonischen Werks. »Ich war nicht ganz unbeteiligt an dem Entwurf«, sagt Ehlert. »Ich find's nicht dekadent überprotzt.« Für die Berliner Staatsanwälte wäre dies das Paradies. Die Villa des Deutschen Gewerkschaftsbundes am Starnberger See ist allerdings bedeutend prächtiger.

In den beiden oberen Etagen der Villa liegt Ehlerts Wohnung, 89 Quadratmeter – 89,5, von einem Gutachter bestätigt, Material für die Ermittler. In diesem Dachgeschoss hält Ehlert sich auf, wenn er nachts um zwei am Telefon sitzt und Geschäftspartnern Rückrufbitten auf die Anrufbeantworter spricht.

Die Sonne ertrinkt blutrot im See, es ist schon Abend. Noch eine Frage, Herr Ehlert: Was haben Sie falsch gemacht in Ihrem Leben?

Ehlert lehnt sich in seinem Korbsessel zurück, sein Anwalt schaut ihn prüfend an. Ehlert zögert, ungewöhnlich lange. »Nichts. Nichts habe ich falsch gemacht.« Vom Maserati hätte er sich vielleicht früher trennen sollen, sagt er, lobt dann aber wieder dessen »Arbeitsplatzfähigkeit«. Der Wagen habe ja zwei Arbeitsplätze in sich geborgen, »vorne der Fahrer, hinten ich«.

Für ein paar Tausend Obdachlose hat Ehlert Heime gebaut, sich aber mit einem Maserati von ihnen abgesetzt. Er hat die Funktionäre der Sozialverbände mit diesem Auto erzürnt. Obwohl er die Gesetze der Branche kennt, hat er mit einem falschen Fahrzeug die Zukunft seiner 260 Angestellten aufs Spiel gesetzt. Nichts falsch gemacht?

Harald Ehlert sinkt noch tiefer in den Sessel, so als müsse er noch eine Weile über die rätselhafte Frage nachdenken. Dann sagt er: »Non, je ne regrette rien.« Nein, ich bereue nichts.

Der Goldhamster

Friedrich Tiggemann predigt seit Jahrzehnten denselben Anlagetipp: Gold kaufen! Denn früher oder später werde das Finanzsystem zusammenbrechen. Lange hielten die Menschen den Hobbyökonom für einen Spinner. Hat er womöglich doch recht?

Von Wolfgang Uchatius, Zeit, 12.08.2010

Der Morgen beginnt mit einem angekündigten Staatsbankrott. Es ist Mitte Juni, in Deutschland ist es zu kalt für die Jahreszeit, der Nachrichtensprecher sagt, nach Griechenland stehe nun auch Spanien vor der Pleite. Friedrich Tiggemann, zweifacher Handwerksmeister im Ruhestand, Hobbyökonom und ehemals Besitzer von 31 Kilogramm Gold, packt sein Kostüm in den Opel Corsa und fährt los. Es verspricht ein guter Tag zu werden.

Auf einem Parkplatz in der Altstadt öffnet Tiggemann den Kofferraum. Hattingen an der Ruhr, eine kleine Stadt zwischen Essen und Wuppertal. Tiggemann sagt, er sei hier so bekannt wie Coca-Cola. Früher war er auch genauso beliebt, ein angesehener Unternehmer, ausgezeichnet mit der silbernen Ehrennadel der Industrie- und Handelskammer für außergewöhnliche Verdienste um die Wirtschaft. Heute, sagt Tiggemann, hielten ihn die Leute für verrückt, aber das werde sich jetzt ändern. Griechenland. Spanien. Euro-Krise. Die Dinge laufen jetzt so, wie er es immer gesagt hat.

Die ganze Welt wurde vom großen Crash überrascht. Friedrich Tiggemann nicht. Er hat auf ihn gewartet, seit Langem schon.

73 Jahre ist er alt, seine Haare sind so weiß wie sein Hemd, aber seine Stimme ist kräftig und sein Rücken noch immer gerade. Er holt die Perücke aus dem Auto, setzt sie auf den Kopf, gewellt ist sie, mit kurzem Zopf im Nacken. Er bindet den mit Rüschen verzierten Kragen um, schlüpft in die Weste, zieht den langen grauen Gehrock an. Kein Karnevalsfetzen aus dem Kaufhaus ist das, sondern fester, gut sitzender Stoff. Beim Schauspielhaus Bochum hat sich Tiggemann nach einem

Kostümverleih erkundigt, der Qualitätsware führt. Er sagt, ein Organisationstalent, das sei er schon immer gewesen.

Wie ein gealterter Schauspieler sieht er aus, auf dem Weg zu seiner letzten großen Rolle. Eine Komödie könnte es sein, die nun beginnt, wenn die Sache nicht so ernst wäre, wenn das Stück nicht vom tiefen Fall eines Mannes handelte und von seinem Versuch, wieder nach oben zu klettern, ein paar Meter wenigstens. Um gutes Geld wird es gehen, und um schlechtes, und um die wachsende Furcht vieler Deutscher vor einer weltweiten Katastrophe. Den ersten Auftritt hat der Graf von Monte Christo.

Tiggemann hat das auf den Rücken seines Gehrocks geschrieben, waschmaschinenfest mit blauer und roter Farbe: Graf von Monte Christo II. Der erste Graf, der französische, ein Romanheld, war einer, der nie aufgab. Alle waren gegen ihn, er aber hat gekämpft. Tiggemann sagt, das mache er jetzt auch: kämpfen.

Er greift sich einen Packen gelber Flugblätter und läuft los, vorbei an den Hattinger Fachwerkhäusern, in Richtung Fußgängerzone. Ein paar Straßen weiter wurde er geboren. Nie ist er weggezogen aus der Stadt, die er jetzt aufrütteln will. Auf seinen Flugblättern ist ein Bild der sinkenden Titanic. Daneben stehen Wörter wie Schulden, Staatsbankrott, Zeitenwende.

Es gibt ziemlich viel auf der Welt, wofür man kämpfen kann. Friedrich Tiggemann kämpft für das Geld. Nicht für sein eigenes. Das ist weg. Für das Geld als solches setzt er sich ein. Tiggemann will es schützen. So wie andere Leute die Wale verteidigen oder die Menschenrechte.

Wale werden gejagt. Menschen werden gefoltert. Wer oder was aber bedroht das Geld?

Die Pixel, sagt Tiggemann, die Bildpunkte. Dazu sei das Geld verkommen, zu einer Zahl auf einem Monitor. Ein Mausklick, und das Geld überspringt Meere und Kontinente, verwandelt sich in Aktien und Bonds, in Put-Optionen und Constant-Maturity-Swaps. Wenn es zurückkommt, hat es sich vermehrt, falls es gut läuft. Läuft es schlecht, verwandelt es sich weiter, in Schulden, immer mehr Schulden, und dann reißt es Banken und Staaten in den Abgrund. Die einzige Rettung: Das Geld braucht

eine neue Gestalt. Seine alte. Es muss sich zurückverwandeln. Das Geld muss wieder aus Gold sein.

Sagt Friedrich Tiggemann aus Hattingen an der Ruhr, Graf von Monte Christo II. Und gibt zu, dass dies dem Unkundigen kompliziert erscheinen mag. Heute Abend aber, da wird er es erklären.

Tiggemann wird dann einen großen Auftritt haben. Er hat einen Raum gemietet in einem Kulturzentrum in Essen, hat eine PowerPoint-Präsentation auf dem Laptop vorbereitet. Jetzt will er noch ein bisschen Werbung machen. Deshalb die Verkleidung: damit die Leute ihn sehen, damit sie aufmerksam werden, die Zettel anschauen, auf denen er seinen Vortrag ankündigt, Geld, Gold und die Wahrheit, heute Abend, 18 bis 21 Uhr.

Griechenland. Spanien. Die Euro-Krise. Die Bude werde voll, sagt Tiggemann.

Ein Paar schlendert an ihm vorbei. Die Frau sagt halblaut zu ihrem Mann: »Der Tiggemann soll ja jetzt im Wald wohnen.«

Tiggemann betritt ein Geschäft. Das Schaufenster ist voller Flaschen. Weißwein, Rotwein, teurer Whisky. Tiggemann will nichts kaufen, er will etwas verkaufen: sich selbst und seinen Vortrag. Der Mann im Laden rückt gerade einen Bordeaux zurecht.

»Ach, Herr Tiggemann.«

»Wollte nur mal guten Tag sagen.«

Tiggemann hatte früher selbst einen Laden, ein Blumengeschäft, dazu eine Baumschule. Mit 24 Jahren bestand er die Meisterprüfung zum Floristen, kurz darauf die Meisterprüfung zum Gärtner. Zwei Meistertitel in einem Jahr, das hat bis heute kein anderer in der Gegend geschafft.

Tiggemann machte sich selbstständig, pflanzte Hecken und Sträucher, dekorierte Gräber und Hochzeitsautos, und irgendwann fragte er sich, was ihm blieb von all der Arbeit.

Geld, natürlich, ziemlich viel sogar. Tiggemann verstand sein Geschäft, die Leute kauften. Der Unterschied zwischen ihm und einem gewöhnlichen Gärtner war,

dass er sich folgende Frage stellte: War er wirklich wohlhabend, oder besaß er nur einen Stapel Papier?

Tiggemann las das Tagebuch seines Onkels. Weimarer Republik, Frühsommer 1923: Ein Brötchen kostete auf einmal 350 Mark. Im Spätsommer waren es 20.000 Mark. Im Herbst zehn Millionen. Die Regierung hatte Schulden damals, ungeheure Schulden. Um ihre Verbindlichkeiten zu bezahlen, ließ sie die Notenpressen rotieren. Sie machte sich nicht einmal mehr die Mühe, die Rückseiten der Scheine zu bedrucken. Am Ende gab es so viel Geld, dass es so wenig wert war wie die trockenen Blätter in Tiggemanns Baumschule.

Was, wenn das wieder passierte, fragte sich der junge Gärtner Friedrich Tiggemann? Auch die Bundesrepublik Deutschland machte ständig neue Schulden. Das meiste Geld war nicht einmal mehr aus Papier. Nur noch eine Zahl auf einem Konto. Tiggemann wurde misstrauisch.

An einem Tag im Herbst 1966 kaufte er zum ersten Mal das, was künftig sein Leben bestimmen sollte. Das, was keine Maschine der Welt nachdrucken kann. Gold.

Tiggemann sagt, nach dem Krieg habe seine Mutter jeden Sommer Obst eingeweckt. Gold sei wie ein Weckglas mit Birnen. Es ist immer da. Die Birnen verschwinden nicht. Bis man sie braucht, irgendwann.

Eine Krügerrand-Goldmünze für 200 Mark war der Anfang. Eine Feinunze Gold, 31,1 Gramm. Tiggemann vergrub sie in seiner Baumschule unter der Erde, so wie alle Münzen und Barren, die später hinzukamen. Gold verrottet ja nicht. Gold übersteht Brände und Überschwemmungen. Gold besaßen die Menschen schon vor Tausenden Jahren, bevor es Banken, Bundesregierungen und Gemeinschaftswährungen gab.

»Tja, das mit dem Euro kann einem wirklich Angst machen.«

Der Weinhändler hält Tiggemanns Flugblatt in der Hand. Tiggemann hat ihm von seinem Vortrag erzählt und davon, dass Griechenland und Spanien nur der Anfang seien. Der große Bankrott sei unvermeidlich. Der Euro werde zusammenbrechen, der Dollar auch. Bald werde die Bevölkerung ihr Brot für Gold kaufen müssen.

Der Weinhändler runzelt die Stirn. Was soll er halten von diesen Sätzen? Worte eines Spinners. Oder doch nicht? Man kennt ja die Fakten, fast täglich stehen sie in der Zeitung. Jede Sekunde wachsen die Schulden des deutschen Staates um 3500 Euro, inzwischen sind die 1,7 Billionen überschritten. 1.700.000.000.000 Euro. Wer soll das zurückzahlen? Was bleibt da noch, außer der Staatspleite?

Vielleicht verhält es sich mit Tiggemann wie mit den ersten Klimawarnern. Auf die wollte auch keiner hören, und jetzt schmilzt das Grönlandeis.

Der Weinhändler legt das Flugblatt auf den Tresen. Er sieht aus, als habe er eine Sorge mehr. Tiggemann verabschiedet sich. Er sieht aus, als habe er eine Sorge weniger.

Die Fußgängerzone ist voll. Die Leute gehen einkaufen, sie sitzen in den Cafés. Ein paar junge Mädchen kichern an der Ecke, Colaflasche in der Hand, Strohalm im Mund.

Man kann das für ein Indiz halten. Alles halb so schlimm, der Finanzcrash, die Bankenpleiten, die Euro-Krise. Den Menschen im Land geht es gut. Das Leben geht weiter, trotz Staatsschulden.

Eine Täuschung, sagt Tiggemann. Ein letztes Aufbäumen. Es klingt, als wolle er die so lange herbeigesehnte Krise nicht gehen lassen.

Ein kleiner Mann mit stattlichem Bauch kommt auf ihn zu. Er scheint sich zu freuen.

»Mensch, Fritz, lange nicht gesehen!«

»Tach, Helmut.«

»Ich sach dir, Fritz, ich hab oft an dich gedacht. Wir haben ja immer geglaubt, der Fritz ist verrückt geworden, aber jetzt, mit dieser Finanzkrise und dem Euro. Die Banken, die Wall Street, die machen uns doch kaputt. Du hast recht gehabt.«
Tiggemanns Gesichtszüge entspannen sich. Er lächelt. Er gibt dem Mann ein Flugblatt.

»Na, kommst du? Heute Abend, in Essen?«

»Klar, Fritz, bin dabei.«

Tiggemann grüßt nach links und nach rechts, winkt alten Bekannten, verteilt Zettel. Er kommt an einer Bankfiliale vorbei. Er sagt, er habe dieser Bank einmal Blumengestecke geliefert für eine Infoveranstaltung für Privatanleger. Es war der 21. September 1999, Tiggemann weiß das genau, er hat den Werbezettel noch zu Hause liegen, der Abend stand unter dem Motto »Wir beteiligen Sie an den Kursraketen des Neuen Marktes«.

Als Tiggemann seine Sträuße lieferte, sagte er dem Mann von der Bank, das werde nicht funktionieren mit diesen ganzen Internet- und Softwarefirmen, das sei nur eine Blase, scheinbarer Reichtum, erzeugt von unechtem Computergeld. Der Mann antwortete: »Herr Tiggemann, Sie verstehen etwas von Blumen, wir verstehen etwas von Geld.«

Ein paar Monate später krachte die Börse. Da hatte Tiggemann schon sein erstes Buch herausgebracht. Das Gold lag ja nicht nur in der Erde unter seinen Bäumen, es war auch als Gedanke in seinem Kopf. Tiggemann flocht tagsüber Blumen zu Sträußen, wie die Kunden sie verlangten, weiß-blaue für Fans des FC Schalke, schwarz-gelbe für Anhänger von Borussia Dortmund. Abends las er Bücher berühmter Wirtschaftswissenschaftler. Er besuchte ökonomische Seminare. Schließlich fing er selbst an zu schreiben.

Das Buch nannte er: Zinsknechtschaft – Gefahr für Freiheit und Demokratie. Einen Verlag fand er nicht, also ließ er es auf eigene Kosten drucken. 1000 Stück. 29.000 Mark. Viel Geld damals, aber Tiggemann verdiente genug. Wobei er es nie behielt, das Geld. Immer kaufte er Gold, selten als Barren, meistens in Münzform: den kanadischen Maple Leaf, den chinesischen Panda, den österreichischen Philharmoniker, das Schweizer Vreneli.

Irgendwo auf der Welt hatte jemand dieses Gold aus dem Boden geholt. Es war geschmolzen und zu Münzen gepresst worden. Dann vergrub Tiggemann es wieder in der Erde.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bald hatte er hundert Feinunzen Gold beisammen, bald zweihundert, bald dreihundert. Tausend Unzen, das war Tiggemanns Ziel. Sein Lebenswunsch. 31,1 Kilogramm Gold.

Im Herbst 1991 hatte er es erreicht. Der Goldpreis lag bei 350 Dollar pro Unze. Tiggemanns Schatz war fast 600.000 Mark wert.

Ein Vermögen, einerseits. Seine beiden erwachsenen Söhne aber sagten: Papa, du bist verrückt. Seine Freunde erklärten: Friedrich, du spinnst. Leg das Geld doch vernünftig an, lass dich beraten. Gold bringt keine Zinsen.

Ich bin vernünftig, antwortete Tiggemann. Er wollte keinen Berater. Er hatte einen Spaten. Das einzige Wertpapier, dem er traute, war ein Lageplan seiner Baumschule, in den er mit Stecknadeln winzige Löcher stach. Jedes Loch ein Versteck, jeder Pikser eine kleine Goldgrube. Bevor Tiggemann einen neuen Mercedes kaufte, ging er los und schaufelte etwas Gold aus dem Boden.

Und Zinsen? Vergesst eure Zinsen, sagte Tiggemann. Das Scheingeld will bald keiner mehr haben, der Goldpreis wird steigen. Bald wird mein Schatz doppelt so viel wert sein wie heute.

Man muss sich den Friedrich Tiggemann von damals als einen zufriedenen Menschen vorstellen.

Der Reichtum währte 13 Jahre lang. Im Jahr 2004, der Goldpreis lag bei 400 Dollar, verlor Friedrich Tiggemann seinen Schatz. Auch sein Haus mit unterirdischem Schwimmbad, seinen Garten, sein ganzes Leben, wie er es bis dahin kannte. Seitdem, sagt er, kämpfe er um seine Ehre.

Tiggemann hat sein Kostüm ausgezogen, ein paar Stunden bleiben noch, bevor er seinen Vortrag halten wird. Er fährt zu einem kleinen Laden in einem Hattinger Wohngebiet. Am Schaufenster steht etwas von Computertechnik. Tiggemann sagt, der Laden sei sozusagen sein Büro. Von hier aus beobachtet er den Lauf der Dinge, hier verfolgt er, wann alles auseinanderfliegt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein dicker junger Mann mit Brille steht hinter dem Tresen. Er hat einen kleinen Schraubenzieher in der Hand und fummelt an einem rosaroten Gameboy herum. Auf einem Stuhl wartet ein Mädchen mit rosarotem T-Shirt und rosaroter Brille.

Der Mann kommt mit dem Gameboy nicht recht voran. Tiggemann holt ein Notizbuch aus seiner Umhängetasche. Er findet eine Nummer, tippt sie in sein Handy. Dann ruft er laut: »Guten Tag, Herr Spannbauer, ein paar Grüße durch die Leitung vom Friedrich Tiggemann.«

Gerhard Spannbauer ist Unternehmer und Autor des Buches Finanzcrash. Die umfassende Krisenvorsorge. Er ist ein Verbündeter. Längst gibt es in Deutschland Hunderte von Publizisten, Wissenschaftlern, Vermögensfachleuten, die den finanziellen Untergang herannahen sehen. Auf den Bestsellerlisten stehen Bücher wie Die Inflationsfalle oder Der Staatsbankrott kommt!. So wie manche Umweltschützer der siebziger Jahre eine Welt ohne Bäume beschrieben, so machen sich die Geldschützer Gedanken über ein Leben nach dem Crash.

Spannbauer betreibt einen Onlineshop. Man kann dort Geräte zur Trinkwasseraufbereitung kaufen und säckeweise Getreide, als Notvorsorge. Heute werde in den Geschäften ja nichts mehr gelagert, alles werde täglich geliefert, schreibt Spannbauer in seinem Buch. Wenn morgen der Euro zusammenbreche, seien übermorgen die Regale leer. Spannbauer bietet auch eine Armbrust an, zum Schutz gegen Plünderer.

Friedrich Tiggemann hat einen Plan. Er will nicht nur kleine Vorträge halten, er will große Seminare geben, mit Zuhörern, die fünfzig oder hundert Euro Eintritt zahlen. Er hat Kontakt aufgenommen zu Pro Aurum, dem größten deutschen Edelmetallhändler. Das goldene Pro-Aurum-Gebäude im Osten von München sieht aus wie ein riesiger Barren. Man kann dort Gold kaufen, Silber, Platin.

Bei Pro Aurum hat man Tiggemann gesagt, so ein Seminar sei durchaus möglich, aber Tiggemann könne nicht allein auftreten, er müsse weitere Redner mitbringen, renommierte Leute.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Herr Spannbauer, ich möchte Sie als Referenten gewinnen«, ruft Tiggemann ins Telefon. Er erzählt von seinem Vorhaben, spricht von fünfzig, vielleicht sechzig Besuchern.

»Herr Spannbauer, der Euro steht auf der Kippe, wir müssen jetzt an die Leute ran!«

Als Tiggemann auflegt, sagt er, Spannbauer wolle es sich überlegen.

Der junge Mann hat den Gameboy repariert, er gibt ihn dem Mädchen zurück, dann dreht er den Monitor auf dem Tresen so, dass Tiggemann ihn sehen kann. Er weiß, was jetzt kommt.

»Die Goldseiten bitte«, sagt Tiggemann.

Der Mann tippt: www.goldseiten.de. Es öffnet sich eine Internetseite mit wenigen Bildern und viel Text. Die Themen sind dieselben wie auf den Wirtschaftsseiten der großen Zeitungen. Nur die Meinungen sind gegensätzlich: Die Leitartikler der Zeitungen sehen den sinkenden Euro-Kurs und die steigenden Staatsschulden mit Sorge, die Kommentatoren der Goldseiten mit Genugtuung.

Jetzt, in diesem Sommer, ist die Zufriedenheit besonders groß. Der Euro ist in den vergangenen Monaten um zwanzig Prozent gefallen, von einem Ende der Währungsunion ist die Rede, der Goldpreis ist gewaltig gestiegen, die Feinunze kostet um die 1200 Dollar. Der höchste Wert aller Zeiten, Tiggemann hat es kommen sehen. Nie zuvor war die Nachfrage nach Gold so groß. Bei Edelmetallhändlern wie Pro Aurum stehen die Leute stundenlang Schlange für eine Münze, die Goldseiten werden jeden Monat mehrere Millionen Mal angeklickt.

Friedrich Tiggemann ist nicht mehr alleine.

Tiggemann zieht einen Rollkoffer über die Straße. Er läuft durch Essen, in zehn Minuten soll sein Vortrag beginnen. Der Koffer ist schwer, voll mit Büchern, vor allem seinen eigenen. Tiggemann hat noch ein zweites Buch geschrieben, vor zwei Jahren, Geldmäuse und Crash-Katze – Eine sehr ernste Warnung heißt es. Diesmal hat er einen Verlag gefunden, einen etwas speziellen, in dem sonst Werke über Ufos und Hellseher erscheinen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er hofft, nach dem Vortrag ein paar Bücher zu verkaufen. Zwar kriegt er nur Papiergeld dafür, aber er kann sich schlecht in Gold bezahlen lassen.

Tiggemann erreicht das Kulturzentrum. Der Vortragssaal liegt im ersten Stock. Er zerrt den Koffer die Treppe hoch, zieht ihn über die letzten Stufen, sein Atem geht schneller. Tiggemann schaut auf die Uhr, ein paar Minuten ist er zu spät, er betritt den Raum. Dunkle Wände, gedämpftes Licht, eine Leinwand, keine Fenster, nichts, was von seinen Worten ablenken kann. Ideal für einen, der von der Wahrheit erzählen will, da ist nur ein Problem.

Es ist niemand da.

Tiggemann steht alleine in dem Saal. Er blickt sich um. Schaut noch mal auf die Uhr. Da kommt keiner mehr.

Friedrich Tiggemann sieht jetzt nicht aus wie der Graf von Monte Christo. Er sieht aus wie ein Schauspieler, dessen letzte große Vorstellung ausgefallen ist. Er murmelt: »Werbung hab ich doch genug gemacht.«

Ein junger Mann in Jeans und T-Shirt taucht auf. Er arbeitet hier, organisiert Ausstellungen und Lesungen. Er sagt, er habe das Flugblatt gesehen, das lese sich ja ganz interessant. Tiggemann öffnet seinen Koffer, schenkt ihm sein Buch. Sie reden ein wenig. Tiggemann fragt noch, wie er den Leiter des Kulturzentrums erreichen könne. Er will versuchen, das Geld für die Raummiete zurückzubekommen.

In der Abenddämmerung fährt er nach Hause, in seinem alten Corsa, nach Hattingen und weiter, hinaus aus der kleinen Stadt. Ein paar Kilometer Landstraße, dann führt ein Feldweg den Hang hinauf. Links und rechts wachsen Büsche, in enger Reihe, bis sie auf einmal Platz machen für ein Stück Wiese. Ein Wohnwagen steht da, ein Tisch davor, ein paar Stühle. Tiggemann sagt, hier könne man sehen, wie ein Waldmensch lebt.

Er sperrt die Tür auf, senkt den Kopf, geht hinein in das, was jetzt sein Zuhause ist. Eine Kaffeemaschine, ein schmales Bett mit geblümter Decke, ein Tisch mit Eckbank, einst gedacht für fröhliche Camperrunden, zum Feiern und Skatspielen. Tiggemann sitzt hier oft, aber er spielt nicht Skat, er sitzt an seinem Laptop und

schreibt Gedanken auf, die ihm der Computerhändler am nächsten Tag ausdrucken wird. Um ihn herum stehen Ordner, liegen Mappen, türmen sich Papierstapel. Von außen sieht es aus wie ein Wohnwagen, innen ist es ein Aktenwagen mit Bett.

Manchmal sind es Briefe, die er schreibt. An die Geschäftsführer der Bank, von der er sagt, sie habe ihm seinen Goldschatz genommen. Seine ganze Wut fasst er in Verse: »Ich bins, Euer lieber Zins. Begleite Euch Tag und Nacht, damit Ihr um den Schlaf gebracht.«

Es war das Computergeld, das ihn ruinierte. Tiggemann kaufte nicht nur Gold. Er kaufte auch Immobilien. Noch so ein Wohlstand zum Anfassen. Dafür nahm er Kredite auf, Geld, das auf seinem Konto erschien, das aber auch die Bank verbuchte: als Forderungen gegen den Gärtner Friedrich Tiggemann.

Der war unbesorgt. Er hatte ja das Gold, dessen Preis bestimmt steigen würde. Gold ist stärker als Pixelgeld, sagte er sich. Auch die Immobilien würden an Wert gewinnen.

Aber sie gewannen nicht, oder nicht genug. Am Ende wollte die Bank ihr Geld zurück, und Tiggemann konnte nicht zahlen. Er war überschuldet, pleite.

Weil die Bank ihn fertigmachen wollte. Sagt Tiggemann.

Weil er sich zu sicher wähnte, im Vertrauen auf seinen Schatz. Weil er zu sehr über das Gold und seine Kraft nachdachte, teure Seminare besuchte, einen bundesweiten Diskussionszirkel gründete, herumreiste und sich zu wenig um seine Firma kümmerte. Sagen Leute, die ihn gut kennen.

Am Ende trennte sich Friedrich Tiggemann von dem, was ihm am teuersten war. Seinem Gold, den 31 Kilo. Er grub sie aus und verkaufte sie. Es reichte trotzdem nicht. Dem Markt war das Gold weniger wert als ihm, der Goldpreis war zu niedrig, noch, er näherte sich gerade erst der 500-Dollar-Marke. Tiggemann musste Insolvenz anmelden. Sein Haus wurde versteigert, Tiggemann zog in den Wohnwagen.

Ein paar Jahre später, und sein Gold hätte ihn gerettet. Hätte Tiggemann bis zur Pleite von Lehman Brothers, bis zu den Staatsfinanzkrisen und dem Sprung des Goldpreises auf über tausend Dollar durchgehalten, hätte er vermutlich alle

Verbindlichkeiten begleichen können. Sein Schatz wäre wertvoll genug gewesen, der große Crash hätte den kleinen verhindert. Er kam zu spät.

Friedrich Tiggemann lebt jetzt von 250 Euro Rente im Monat. Den Anspruch hat er in seinen ersten Berufsjahren erworben, damals, als er noch Angestellter war. Das Sozialamt gibt dem Mann, der einst 31 Kilo Gold besaß, 110 Euro dazu, damit er den Hartz-IV-Satz erreicht.

Man kann sagen, er kam zur falschen Zeit auf die Welt. Ins 19. Jahrhundert hätte Tiggemann gut gepasst. Damals galt der sogenannte Goldstandard, die Zentralbanken tauschten jeden Geldschein jederzeit zu einem festen Kurs in Edelmetall um. Das Papier war Gold wert.

Das Problem dabei: Regierungen und Banken konnten nur so viel Geld in Umlauf bringen, wie sie Gold besaßen. Bald war ihnen das zu wenig. Sie mussten Unternehmen finanzieren, manchmal Panzer kaufen. 1971 lösten die USA unter dem Kostendruck des Vietnamkrieges als letztes Land die Goldbindung ihrer Währung. Seitdem bestimmt nicht mehr das Gold darüber, wie viel Geld es auf der Welt gibt, sondern der Mensch. Die meisten Wirtschaftsexperten halten das für eine gute Sache: Man könne sich nicht darauf verlassen, dass irgendwelche Bergleute immer genauso viel Gold aus den Steinen hauen, wie die Wirtschaft braucht. Die Experten glauben, die Zentralbankpräsidenten und Regierungschefs hätten aus den Erfahrungen der Weimarer Republik gelernt. Sie werden nicht massenhaft Geld drucken, um die Staatsschulden zu bezahlen. Sie werden der Versuchung widerstehen.

Tiggemann und die Geldschützer glauben das nicht. Das ist der Unterschied.

Wochen später. Tiggemann hat keine weiteren Referenten gefunden für das Seminar. Pro Aurum hat abgesagt. Spanien ist immer noch nicht pleite. Der Euro hat sich erholt, die Zeitungen schreiben schon vom Ende der Krise. Es sieht nicht gut aus für Friedrich Tiggemann. Je stärker der Euro, desto schwächer muss er sich fühlen.

Tiggemann arbeitet jetzt viel in dem kleinen Waldstück, auf dem der Wohnwagen steht, er nennt es sein Biotop. Er reißt Brennnesseln aus, legt Wege an, spürt die Sonne auf dem nackten Rücken. Hin und wieder isst er Radieschen aus dem eigenen Beet.

Schön hat er es auf seiner kleinen Wiese. Der Dauercamper Friedrich Tiggemann könnte auf einem Stühlchen sitzen, in den Himmel blinzeln, abends grillen. Tiggemann grillt nicht. Er schreibt, denkt nach, schiebt das Geld im Kopf hin und her. Er sagt, ihm sei nur eines geblieben: den Leuten das Gold zu erklären. Das sei sein Vermächtnis.

Sein Handy klingelt. Ein schwäbischer Unternehmer ist am Apparat. Er stellt sich vor als Edelmetallhändler aus Eislingen bei Göppingen, zwischen Stuttgart und Ulm. First United heißt seine Firma, nicht so groß wie Pro Aurum, aber egal. Der Mann ist zufällig auf Tiggemanns Internetseite gestoßen. Tiggemann hatte sie vor einer Weile von einer Bekannten entwerfen lassen.

Sie reden über Münzen und Barren wie Weinkenner über Rebsorten. Im Englischen gibt es ein Wort für Leute wie sie: Goldbugs. Der Name geht zurück auf eine Kurzgeschichte von Edgar Allan Poe. Irgendwer kam irgendwann auf die Idee, die Edelmetallinvestoren so zu nennen. Goldkäfer.

Der Unternehmer ist angetan von Tiggemann. Später wird er sagen, Tiggemann sei so authentisch, so leidenschaftlich. Er lädt ihn ein, einen Vortrag für seine Kunden zu halten. In zwei Wochen, in Eislingen. Wenn Tiggemann bei den Leuten gut ankomme, sei vieles möglich. Er plane da zum Beispiel ein Seminar in Prag. 150 Teilnehmer, mindestens, tschechische Finanzfachleute, alles Profis. Da könne Tiggemann auftreten. Gold sei sehr gefragt in Osteuropa.

Tiggemann läuft durch die Fußgängerzone von Eislingens Nachbarstadt Göppingen. Es ist so weit. In wenigen Stunden wird er seinen Vortrag halten. Er geht auf einen Laden zu, in dessen Schaufenster ein paar Dutzend Gläser voller Sand stehen. Auf jedem Glas pappt ein Aufkleber. »Sahara«, »Malediven«, »Acapulco«, »Bahamas«. Darüber hängen Angebote für Fernreisen.

Tiggemann geht hinein, er sieht sich um. Links steht ein geschwungener, aufgeräumter Schreibtisch mit Computer und Grünpflanze, dahinter sitzt der Mitarbeiter des Reisebüros und blättert in einem Katalog. Der Besucherstuhl ist leer.

Rechts warten fünf Leute vor einem kleinen Plastiktisch. Auf dem Tisch stehen eine elektronische Waage und ein großer Taschenrechner. Daneben liegen ein

Hammer und mehrere Zangen, mit denen man Gold aus ausgefallenen Zähnen brechen kann.

Die Frau am Plastiktisch kauft Altgold. Sie ist Untermieterin des Reisebüros und hat Anzeigen in der Zeitung geschaltet. Tiggemann will sehen, was sich dahinter verbirgt.

Ein kleiner, breitschultriger Mann in abgeschnittenen Jeans ist an der Reihe. Er trägt ein schwarzes T-Shirt und einen schwarzen Pferdeschwanz, in der Hand hält er eine Goldkette mit Anhänger. Die Frau am Tisch lässt die Kette durch die Finger gleiten, sie legt sie auf die Waage, tippt Zahlen in den Taschenrechner.

»35 Euro?«

Der Mann nickt. »Das Ding lag nur noch rum.«

Es liegt viel Gold herum in Deutschland. Nicht im Wald wie einst bei Tiggemann, sondern in Schubladen und Schachteln, als Ringe, Uhren, Armbänder. Der hohe Goldpreis lockt jene an, die dringend Papiergeld brauchen, und lässt die Erinnerung an alte Großtanten verblassen. In fast jeder Stadt sind Altgoldkäufer unterwegs, in vielen Zeitungen inserieren sie.

Tiggemann sieht zu, wie die Kette in einem Kästchen verschwindet. Er sieht aus, als denke er an die Weckgläser, als müsse er zuschauen, wie der Mann sein Eingemachtes an die Schweine verfüttert. Sein Gold gibt er her für Papier. Tiggemann sagt, es müsse sich noch viel ändern in Deutschland.

»Geld, Gold und die Wahrheit« hat jemand auf eine Tafel geschrieben, den Titel des Vortrags. Tiggemann steht in einem Besprechungszimmer im Gewerbegebiet von Eislingen. Es sind die Räume von First United. Überall liegt Gold herum, auf Tischen, Kommoden, Fensterbrettern. Man muss es anfassen, um zu merken, dass die Münzen und Barren nur Feuerzeuge, Flaschenöffner oder Schokoladenstücke sind. Die Schokolade schmilzt gerade. Es ist Abend, aber die Luft ist noch immer sommerwarm. Die Fenster sind mit Rollläden verdunkelt. Die Farbe der Rollläden ist gold.

Tiggemann hat seinen Scheitel nachgezogen, die Krawatte gebunden, seinen Laptop aufgebaut. Er sieht zu, wie die Gäste hereinkommen, gepflegte ältere

Herrschaften, Kunden des Edelmetallhändlers. Dreißig Leute sind es, viel mehr wollten kommen, aber mehr passen nicht in den Raum. Unternehmer sind unter ihnen, leitende Angestellte, Pensionäre. Wohlhabende Bürger, die sich Gedanken um ihr Geld machen.

Unterhält man sich mit ihnen, bekommt man Geschichten erzählt von Lehman-Zertifikaten und staatlicher Verschwendungssucht. Vom Gefühl, betrogen zu werden, ist die Rede und davon, dass heutzutage niemand mehr verstehe, was die Banken mit dem Geld ihrer Kunden anstellten.

Also überlegen sie jetzt, Gold zu kaufen. So wie sie vor Jahren deutsche Technologiewerte erwarben oder amerikanische Immobilienfonds. Der Unterschied ist: Wer Aktien und Anleihen kauft, gibt sein Geld anderen Menschen, Unternehmen, Staaten, damit die es vermehren. Er nimmt teil am großen Spiel der Finanzmärkte, er glaubt an die Kraft des Wirtschaftswachstums und den Sieg des Profits über die Pleite.

Wer Gold kauft, hat diesen Glauben verloren. Die dreißig Männer und Frauen im stickigen Besprechungszimmer von First United, die Tausenden, die in diesen Wochen bei den Edelmetallhändlern nach Gold fragen, haben alle eines gemeinsam: Sie spielen nicht mehr mit. Sie behalten ihr Geld für sich und verwandeln es in Münzen und Barren. Gold ist Metall gewordener Systemverdruss, die Kapitalismuskritik einer schweigenden Minderheit. Anders als die lärmenden Demonstranten auf den Wirtschaftsgipfeln und Weltbanktagungen wollen die Goldkäfer nicht die Welt retten, sondern sich selbst, ihren Wohlstand.

Der Chef von First United geht im Besprechungsraum nach vorn, um Tiggemann anzukündigen. Er ist Mitte fünfzig, ein Finanzspezialist, der früher bei einer Versicherung gearbeitet hat. Er sagt, inzwischen gehörten bekannte Popstars zu seinen Kunden, eine mächtige deutsche Unternehmerfamilie. Alle wollten sie jetzt Gold.

Der Mann ruft so laut, als wollte er mit seiner Stimme eine Konzerthalle füllen: »Ich begrüße ein absolutes Urgestein!« Er geht zurück zu seinem Stuhl, und Tiggemann steht jetzt allein da vorn.

Er räuspert sich, bedankt sich, dass er hier sein darf. Er sagt, er habe so viel Kritik ertragen müssen in seinem Leben, immer hätten alle nur gesagt: Schau, da kommt der Gärtner. Dann gleitet er langsam ins Thema hinein. Er spricht frei, ohne Notizen, ohne auch nur einmal »äh« zu sagen.

Er sagt: »Die Politiker und Banker behaupten, es gehe wieder aufwärts, aber aufwärts geht es nur auf dem Rumpf der Titanic, die gerade im Meer versinkt.« Es ist, als wären die Sätze schon seit Langem in seinem Kopf. Jetzt können sie heraus.

Tiggemann drückt eine Taste an seinem Laptop, auf der Leinwand erscheint ein Bild. Man sieht den Eiffelturm, unter dem Turm steht ein goldener Würfel. Klein sieht er aus, im Vergleich zu dem mächtigen Eisenbau. Dieser Würfel käme heraus, würde man alles Gold der Welt einschmelzen, sagt Tiggemann. Zwanzig Meter Kantenlänge, mehr nicht. »Gold wird auf alle Zeiten wertvoll bleiben«, sagt er. »Weil es so wenig davon gibt.«

Nach einer Stunde steht der Chef von First United auf und unterbricht Tiggemann. Kurze Pause, fünfzehn Minuten. Den Zuhörern böte sich jetzt die Gelegenheit zu gehen. Kurz die Beine vertreten und nicht wiederkommen, ganz einfach.

Sie kommen alle wieder, zwängen sich in der verbrauchten Luft auf ihre Stühle, schwitzen ihre Hemden durch und hören Tiggemann eine weitere Stunde zu. Als er schließlich sagt, dass dies nun das Ende seiner Ausführungen sei, da fangen sie an zu klatschen, ein langer, kräftiger Applaus. Gleich wird ein älterer Herr sich zu Wort melden und sagen: »Herr Tiggemann, Sie haben uns die Augen geöffnet.« Tiggemann wird Hände schütteln, Bücher signieren, die Leute werden ihm Komplimente machen.

Vorher aber, noch während seine Zuhörer klatschen, zieht Friedrich Tiggemann eine kleine Kamera aus der Tasche. Er hält sie ans Auge, er drückt den Auslöser, es blitzt, und dann hat er sich ein Bild gemacht, das ihm keiner nehmen kann. Von dreißig Menschen, die jetzt an die Kraft des Goldes glauben.

Romeo und Julia in Texas

Ein Junge und ein Mädchen verlieben sich. Er ist Latino, siebzehn Jahre alt, sie ist weiß, vierzehn Jahre jung. Tief in der amerikanischen Provinz macht ihn dieser Altersunterschied zum Verbrecher. Doch weder Gefängnis noch seine Brandmarkung als Sexualstraftäter bringen Frank und Nikki auseinander. Die Geschichte einer unglaublichen Liebe.

Jan-Christoph Wiechmann, Neon, 19.07.2010

Es ist ein bedrückendes Gespräch, das die Liebenden an diesem Junimorgen des Jahres 2010 in ihrem Heimatdorf Caldwell im Südosten von Texas führen. »Ich werde es den Kindern beichten«, sagt Frank. »Wie willst du es tun?«, fragt Nikki. »Ich sage es, wie es ist. Ich bin ein Sexualstraftäter.« – »Sie können mit dem Wort nichts anfangen.« – »Ich erkläre ihnen, das ist der Grund, warum andere Kinder nicht zu uns nach Hause kommen. Warum ich im Gefängnis war. Warum ich nicht auf den Spielplatz darf. Ich möchte nicht, dass sie es von Freunden in der Schule erfahren. Du kennst Caldwell.«

Kurz ist es still. Frank steigen Tränen in die Augen. In der Ferne summen Ventilatoren. »Sagst du ihnen, dass es um mich ging?«, fragt Nikki.

»Ich erzähle alles, die ganze Geschichte.« Frank wischt sich die Tränen mit seinen mächtigen Händen aus dem Gesicht. Er holt sich ein Bier und blickt hinaus in den verdorrten Garten. Es wird wieder ein heißer Tag in der Tiefebene von Texas, vierzig Grad sind angesagt. In den Zedern rasseln die Zikaden. Nikki packt seine Hand. Da stehen sie eine Weile innig umschlungen. Der Kinderschänder und sein Opfer. Zwei Liebende. Ganz wie man will.

—

Das Verbrechen von Caldwell ereignet sich in einer jener drückend heißen Jahrmarktnächte, in denen sie Rodeo reiten und Kojoten schießen und am Lagerfeuer Grashüpfer grillen. Die Jungen tragen Cowboyhüte, die Mädchen Bluejeans und

karierte Blusen, und zur Musik einer Countryband tanzen sie auf der Festwiese, bis ihnen der Morgen als pinkfarbene Sichel erscheint.

In jener Nacht auf den 30. September 1996 führt Frank Rodriguez seine Freundin Lorelei Nikola Prescott stolz über den Rummelplatz. Seit fünf Monaten sind sie zusammen: der Footballstar des Highschool-Teams »Hornets« und die Klarinettistin des Schulorchesters. Ein ungewöhnliches Paar, gewiss, er ein Latino mit Spitznamen »Bulldog«, achtzehn Jahre und katholisch, 140 Kilo schwer, Sohn eines mexikanischen Müllmanns und einer Köchin. Sie, die langbeinige Weiße, fünfzehn Jahre erst, aber größer als Frank und protestantisch, die Tochter einer eingesessenen Familie mit böhmischen Wurzeln, der Ölfelder und Rinderherden gehören.

Frank und Nikki sind nach Aussagen von Zeugen ein glückliches Paar in dieser Nacht. Sie fahren Achterbahn und gehen tanzen, sie besuchen die Viehauktion und essen Spanferkel vom Grill. Dann fahren sie in Franks altem Buick zu ihm nach Hause über den Highway 36 durch Baumwollfelder und Wassermelonenplantagen. Sie halten am Bahndamm und lieben sich zur Musik von Sheryl Crow, »All I wanna do is have some fun«.

Kurz vor Mitternacht holt Nikkis Mutter ihre Tochter im Haus des Freundes ab. So gehört es sich in Texas, wo Straßenplakate für sexuelle Abstinenz werben und die Kirche vor Geschlechtsverkehr vor der Ehe warnt. Dort, auf der kleinen Farm am Ende einer Sandstraße, sehen sich Frank und Nikki ein vorerst letztes Mal. Es endet eine innige Schulromanze und es beginnt ein Lehrstück über Sex, Politik und Rassismus im tiefen Süden der USA.

Um 3.35 Uhr derselben Nacht, so steht es im Polizeibericht, Seite zwei, betritt Melissa Wiederhold mit ihrer Tochter Nikki das Revier von Sheriff Kuehn am Highway 21. Vorausgegangen ist ein Streit, der nach Aussagen der Beteiligten so verläuft: »Wo ist deine Schwester?«, fragt die Mutter. »Wohl noch auf der Festwiese«, antwortet Nikki. »Du wolltest sie nach Hause bringen, hast du versprochen.« – »Nein, ich dachte, du holst sie ab.« – »Ihr habt doch nur Sex im Kopf. Mir reicht es, ich zeige Frank an«, schreit die Mutter.

Es ist eher als Warnschuss gemeint, als Ohrfeige für das bockige Verhalten der pubertierenden Tochter. Nikkis Großmutter versucht noch zu schlichten, aber Frau Wiederhold greift sich Nikki und betritt das Revier mit den Worten: »Sheriff, ich will Anzeige erstatten wegen Sex mit einer Minderjährigen.« Sie sieht dies, sagt sie später, auch als Dienst im Auftrag Gottes.

So kommt Sheriff Kuehn ins Spiel, ein alter Fuchs, schon über sechzig, die Haare weiß, der Bauch eine Kugel, er hat die Nachtschicht. Ein gewissenhafter Ordnungshüter mit der Sehnsucht nach dem großen Fall in diesem Nest der Langeweile. Sein Job in Caldwell besteht darin, Strafzettel zu verteilen und Rinderdiebe zu stellen, mit Glück ist mal ein Drogendelikt dabei.

»Howdy Melissa«, grüßt er die Mutter, man kennt sich. »Howdy Sheriff«, sagt die Mutter. »Meine Tochter ist noch nicht sechzehn und hat Sex mit ihrem drei Jahre älteren Freund.« »Stimmt das?«, fragt der Sheriff. Nikki schweigt. »Wenn du die Aussage verweigerst, muss ich dich in den Knast stecken«, droht er. Es ist sein alter Trick. Knast wirkt immer. Bei Kojak wie bei Kuehn.

»Ich liebe Frank«, stammelt Nikki da, »ich will ihn nicht verlieren.« »Vielleicht passiert ihm nichts, wenn du nur etwas plauderst«, rät Sheriff Kuehn. »Wir hatten Sex«, gibt Nikki zu, »aber ich war diejenige, die es unbedingt wollte. Und Mama wusste davon, sie nahm mich und Frank mit zur Verhütungsberatung.« Der Sheriff blickt zur Mutter. Die Mutter nickt. Der Sheriff fragt: »Wann ging es los mit dem Sex? Wie oft habt ihr es gemacht? Und wo?«

Sheriff Kuehn schickt Nikki zur »Untersuchung auf Vergewaltigung« ins lokale Krankenhaus St. Joseph. Der Arzt inspiziert Vagina, Mund und Anus, er entnimmt DNA-Spuren, und in den Morgenstunden des 2. Oktober steht – in der Bürokratensprache des Amtes – fest: »Frank Rodriguez Junior hat am 29. September 1996 nach Christus im Kreis Burleson, Staat Texas, wissentlich und vorsätzlich die Penetration des weiblichen Sexualorgans der Lorelei Nikola Prescott durch sein Sexualorgan verursacht, eines Kindes, das jünger als siebzehn war und nicht seine Ehefrau.«

Wenn im Frühjahr die Winde kommen, liegt die Kreisstadt Caldwell sandumhüllt in der texanischen Ebene wie ein Wüstendorf in der Sahara. Nur das Gerichtsgebäude schaut dann heraus, ein massiver Backsteinbau auf dem Dorfplatz. Caldwell ist eher ein Dorf denn eine Kreisstadt, 5460 Einwohner, zwei Tankstellen, eine Schule, zwölf Kirchen. Die Menschen schließen ihre Häuser und Autos nicht ab. Sie wählen seit Ewigkeiten Republikaner, weil sie die Partei der Familienwerte ist. Wer durch den Ort geht, muss damit rechnen, an jeder Ecke freundlich begrüßt zu werden. Nur die stämmige Frau mit den dicken Brillengläsern grüßt nicht. Sie zischt ihre Worte eher. Es klingt wie ein Fauchen.

Melissa Wiederhold, 45, fünf Kinder, huscht durch den Vorgarten wie ein fahriges Geist. Durch ihr Gesicht ziehen sich die Falten schlafloser Jahre. Für die einen ist sie noch immer die Heldin des Dorfes, eine aufrechte Kämpferin für Gottes Werte. Für die anderen eine Verräterin. Wie sie sich selber sieht, will Nikki von ihr wissen, aber sie reicht solche Fragen lieber weiter an Gott. »Der Herr sprach damals sein Urteil.« Ihr Standardsatz lautet: »Ich wollte Nikki eine Schwangerschaft ersparen. Ich selbst bekam sie mit fünfzehn. Da endete mein Traum von einer Karriere als Countrysängerin in Nashville.«

In jener Septembarnacht 1996 kann Melissa Wiederhold nicht schlafen. Sie hat fünf Kinder, ihr erster Mann, Nikkis Vater, starb bei einem Verkehrsunfall, ihre zweite Ehe mit einem Archäologen steht vor dem Aus. Ihr Vater, ein konservativer Böhme, hat immer vor Nikkis Techtelmechtel mit dem Latino gewarnt. Und auch ihre Kirche macht Druck, die fundamentalistische Brethren Church, in der sie sonntags in Reihe eins sitzt und Predigten über die Sünde vorehelichen Geschlechtsverkehrs hört. Aber eine Gefängnisstrafe für Frank? Das geht ihr doch zu weit.

Am folgenden Morgen geht sie zu Sheriff Kuehn und will die Anzeige zurückziehen, doch diese ist nun im System der Justiz, Fall 11549, »Staat Texas versus Frank Rodriguez« – ein Sexualverbrechen und kein ganz unwillkommener Fall für die Lokaljustiz. In den USA werden Richter vom Volk gewählt, sie brauchen hochkarätige Fälle, um sich als Kämpfer wider die Unzucht zu profilieren. Caldwell hat nun sein

erstes Sexualverbrechen des Jahres. Oder – in der Sprache der Straße: Ein Mexikaner vergeht sich an einem weißen Kind.

—

Frank sieht den braunen Sheriffwagen schon von weitem, er nähert sich schaukelnd über die Sandstraße wie ein Schiff in den Wellen. Er schiebt den letzten Kautabak tief in den Winkel seines Mundes.

»Du hast mich erwartet, Frank?«, fragt der Sheriff. Man kennt sich. Frank nickt. »Willst du etwas zurücklassen?« Frank legt Ringe und die Halskette ab, das Kreuz Jesu Christi. Er reicht sie Daniel, dreizehn, seinem jüngsten Bruder, mit dem er sich das Zimmer genau so teilt wie mit den fünf anderen Geschwistern und zwei Adoptivbrüdern. Dann schnappen die Handschellen zu. »Du bist verhaftet wegen Verdachts der Kindesvergewaltigung«, spricht Sheriff Kuehn.

Er verrichtet diesen Dienst, sagt er später, auch im Auftrag Gottes.

Es sei keine leichte Entscheidung gewesen, räumt er heute ein. Frank hat die Caldwell Hornets zu unvergesslichen Siegen gegen die Rockdale Tigers geführt. Er ist der »hometown hero«, ein Junge mit großer Zukunft im College-Football, womöglich gar in der NFL. Ein perfekter Left-Guard, stark wie ein Bär und furchtlos wie ein Marder in diesem Sport, der in Texas gleich nach Gott und Texas kommt.

Das Strafgesetz des Staates, Sektion 21.11, ist eindeutig. Auf sexuelle Beziehungen von Minderjährigen, deren Altersabstand mehr als drei Jahre beträgt, stehen zwei bis zwanzig Jahre Haft. Es ist mehrfach verschärft worden. Politiker beider großer Parteien führen eine Art Wettbewerb, wer unerbittlicher ist im Kampf gegen die Sexualisierung der Jugend. Das Thema ist ein Selbstläufer, ein Stimmengarant, kein Politiker will sich nachsagen lassen, weich oder permissiv zu sein.

Die Tage im Gefängnis sind die schlimmsten für Frank. Er sitzt in dem orangefarbenen Overall der Kapitalverbrecher allein in der Zelle des Reviers, die Wand speckig, das Klo ein Loch, über den Flur kriechen Kakerlaken. Seine Familie kann die Kaution in Höhe von 11 000 Dollar nicht zahlen.

Drei Tage nach seiner Verhaftung steht er als Häftling 14058057 vor dem Kreisgericht Caldwell, 3.Stock. Er ist allein. Wenige Minuten vor der Verhandlung erst wird ihm seine Pflichtverteidigerin zugeordnet, einen eigenen Anwalt kann er sich nicht leisten. »Was ist dein Fall?«, fragt sie. »Weiß ich nicht«, sagt Frank. »Warum bist du hier?« – »Ich liebe meine Freundin.« Die Anwältin verdreht die Augen. »Du kriegst bis zu zwanzig Jahre Knast, wenn du dich auf einen Prozess einlässt«, sagt sie. »Bist du schuldig?« – »Ich habe mit Nikki geschlafen. Wie soll ich das leugnen? Sie ist meine Freundin.« – »Willst du in den Knast?«, fragt sie. »Auf keinen Fall.« – »Dann bekenne dich schuldig, und ich hole eine Bewährungsstrafe heraus.«

Die Anhörung im Gericht dauert sieben Minuten. Frank bekennt sich der sexuellen Beziehung schuldig. Richter John Placke, 61, ein Republikaner mit politischen Ambitionen, verurteilt ihn gemäß Strafgesetzbuch Texas, Sektion 22.011, wegen sexuellen Missbrauchs zu sieben Jahren Haft, ausgesetzt zur Bewährung. Er verurteilt ihn außerdem zur Übernahme der Gerichtskosten und Vaginaluntersuchung und zum Besuch von Therapiesitzungen für Sexualstraftäter.

Damit kann ich leben, denkt Frank, doch dann folgt der schlimmste Urteilsspruch: »Kein Kontakt mit dem Opfer, bis sie achtzehn ist. Kein Kontakt jeder Art zu Personen unter achtzehn Jahren.«

Die Anwältin erklärt Frank noch im Saal die Lage: Er wird lebenslang als Sexualstraftäter geführt. Laut Artikel 42.12 Sektion 13b darf er sich nicht mehr in der Nähe von Schulen, Spielplätzen, Parks aufhalten. Er darf kein Football mehr spielen, nicht aufs College, nicht in einen anderen Landkreis. Auch zu Hause darf er nicht leben, weil vier seiner Geschwister minderjährig sind.

»Wo darf ich noch sein?«, fragt Frank. Sie blicken auf die Landkarte des Kreises Burleson und finden nur einen Ort, der in Frage kommt. Draußen, weit hinter dem Haus der Eltern in einem Wohnwagen.

Dann sagt sie noch etwas, das sich für immer in sein Gedächtnis brennt: »Wärs du ein Weißer, wärs du nicht hier. Dann hätten wir das beim Gottesdienst geregelt.«

Frank verlässt das Gerichtsgebäude. Er erinnert sich an den blauen Himmel und Wind in den Pekanbäumen. Vom Footballstar zum Kinderschänder in sieben Minuten. Aber er ist froh, in Freiheit zu sein.

—

Frank und Nikki lernten sich in den Frühjahrsferien am Lake Buchanan kennen. Er schaute ihr beim Schwimmen zu, das er nie gelernt hatte und lauschte ihren eloquenten Sätzen. Sie schaute ihm beim Holzhacken mit nacktem Oberkörper zu und beim Grillen von mit Bierdosen gefüllten Hühnern. Schon als Kind hatte Frank auf der Farm gearbeitet, Melonen geerntet und Heuballen geschleppt. Seine Kindheit war hart, aber sie hatte ihm den Körper eines Bodybuilders geschenkt.

Sie redeten viel damals am See, über seinen Traum vom Leben als Profifootballer und ihren Traum von einer Countryband und einer Zukunft außerhalb Caldwells. Sie küssten sich ein erstes Mal und verabredeten sich. Nikki war damals vierzehn, Frank siebzehn, und es lohnt sich hinzuhören, wenn sie heute davon erzählen:

»Ich gab ihm meine Telefonnummer, dann begann die längste Woche meines Lebens«, sagt Nikki. Frank grinst. »Ich habe dich zappeln lassen, oder?« – »Und wie. Ich habe den ganzen Tag zitternd vorm Telefon verbracht.« – »Ich auch.« – »Für mich warst du mein Teddybär, dabei stand ich eher auf schmale Kerle.« – »Für mich warst du eine Prinzessin. Unerreichbar in dieser Welt.«

Wie klein diese Welt war, merkt man, wenn sie vom ersten Date erzählen: »Wir sind damals in die Stadt gefahren und essen gegangen.« Nach Houston? »Nein, nach Bryan.« Wo liegt Bryan? »Außerhalb von College Station.« Und wo liegt College Station? »Na, am Highway 21.« In welchem Restaurant? »Pizza Hut. Du hast Pizza mit Peperoni genommen«, sagt Nikki. »Du auch«, sagt Frank. Sie kichern.

In den folgenden Monaten sahen sie sich nur selten. Vor der Schule fuhr Frank zu seiner Großmutter aufs Land und pflückte Blumen für Nikki. Doch wenn er sie ausführen wollte, musste er erst mal Rasen mähen für Nikkis böhmischen Großvater, die vier Hektar seines Landsitzes. Es war eine Art Deal zwischen dem Patriarchen und

dem Latino: Arbeit gegen Liebe. Wenn Frank zu Besuch kommt, verdünnt der Großvater den Ketchup mit Wasser, damit der Mexikaner ihm nicht alles wegisst.

Irgendwann sagt der Großvater: Mit euch Latinos und uns ist das wie in der Tierwelt. Da gibt es rote Vögel und blaue Vögel. Die roten Vögel bleiben unter sich, und die blauen Vögel bleiben unter sich. Die vermischen sich nicht. Verstanden?

—

Nikki erfährt von Franks Verurteilung in der Schulcafeteria. Sie ging davon aus, dass er mit einer Verwarnung davonkommt, der gerichtliche Klaps auf die Hand wie beim Trinken eines Biers in der Öffentlichkeit. Franks Mutter, die als Köchin in der Schule arbeitet, stürmt auf Nikki zu und schimpft in gebrochenem Englisch: »Du hast meinen Sohn hinter Gitter gebracht. Du hast ihn auf dem Gewissen. Du wolltest den Sex, du Hure.« Der Rest geht unter in einem Orkan mexikanischer Schimpfwörter.

Margie Rodriguez, damals 37, ist eine kleine, dynamische Frau mit dem Kampfgeist einer Löwenmutter. Sechs eigene Kinder und zwei Adoptivkinder hat sie als Köchin durchgebracht. »Keines ist je kriminell geworden, keines hat die Highschool geschmissen, aber gegen die weiße Justiz sind wir machtlos«, schimpft sie.

Sie steht in ihrem baufälligen Farmhaus am Ortsrand, in dem Frank damals verhaftet wurde. An der Wand hängt eine vergilbte Kopie des letzten Abendmahls Jesu Christi, im Bad regnet es durch, ihr Haus verliert den Kampf gegen die Winde der Prärie. Sie braucht dringend eine Gallenoperation, hat aber keine Krankenversicherung. Nicht die Wirtschaftskrise zwang sie in die Knie und nicht die Armut auf dem Land, sondern die Feindseligkeit. »Wir waren immer aufrichtig in diesem Land, aber sie haben uns die Ehre genommen.« Hat sie Nikkis Mutter je konfrontiert? »Nein.« Warum nicht? »Das wird Gott erledigen.«

Frank zieht in einen alten Wohnwagen zwischen Nussbäumen und überwucherten Brombeerhecken weit hinter dem Elternhaus. An die Wand hängt er Nikkis Foto, die zerbrochenen Fensterscheiben ersetzt er durch Sperrholzplatten. Da er seine Geschwister nicht sehen darf, bringt ihm die Mutter das Essen in den Trailer. Aber Frank isst kaum. Er verfüttert es an die Katzen. Er verlässt den Trailer nur, um

unter Aufsicht die 300 Stunden gemeinnützige Arbeit zu verrichten. Er schuftet auf der Müllkippe, streicht das Gerichtsgebäude, er jätet Unkraut auf dem Friedhof der Böhmen.

Einmal pro Woche fährt Frank anderthalb Stunden zum Pflichtkurs für Sexualstraftäter nach Hempstead. In einem kleinen Raum, unter dem Holzkreuz Christi, sitzen dort zehn Sexualstraftäter im Alter von achtzehn bis siebzig Jahren. Ein 62-jähriger Mann steht auf und gesteht: »Ich habe mich an meiner Enkeltochter vergangen.« Ein 45-Jähriger erzählt, wie er einen Cheerleader vergewaltigt hat. »Hurensohn«, denkt Frank. Er hat Lust, den Kerl zu verprügeln. Er fühlt sich dreckig und schuldig, er fragt sich, ob er nicht auch ein Perverser ist. Irgendwann ist Frank an der Reihe, er erzählt seine Geschichte. Danach ist es länger still. Der Therapeut sagt: »Fahr nach Hause und komm nicht wieder. Du bist kein Kinderschänder. Du gehörst hier nicht hin.«

Frank verbringt achtzehn Monate in seinem Trailer. Nur nachts, wenn alle im Bett sind, geht er hinunter zum Bahndamm. Er wandert auf den Schienen und betet. Und er zählt die Waggonen der Santa Fe Railway Company und stellt sich vor, wo sie wohl hinfahren. Santa Fe? Los Angeles? Die Bahn ist seine einzige Verbindung zur Welt, und manches Mal wünscht er sich, einfach auf den Zug zu springen. Und dann wünscht er sich, vor den Zug zu springen. Und dann geht er nach Hause in seinen Trailer. »Nur meine Familie hat mich vom Selbstmord abgehalten«, sagt er heute. »Wir Latinos lassen unsere Mütter nicht im Stich.«

—

Die Geschichte von Frank und Nikki wabert durch Caldwell und spaltet dort die Bürger. Die Mütter der beiden Liebenden verbreiten Gerüchte im Dorf, über »Nikki die Hure« und »Frank den Perversen«. Unter den Latinos gibt es einen Namen für Mädchen wie Nikki: »jailbait«, »Knastköder«. Und unter alten Weißen gibt es einen Namen für Kerle wie Frank: »wetback«, »Nassrücken«.

Auch Nikki leidet unter Depressionen, sie kommt in psychiatrische Behandlung. Sie schließt sich in ihr Zimmer ein, ihre Noten werden schlecht, in der elften Klasse schmeißt sie die Schule. Sie will nun vor allem Geld verdienen und Franks Schulden

beim Gericht abzahlen, 7200 Dollar. Sie bewirbt sich für einen Job am Gericht, das Frank verurteilte und bekommt eine Stelle in der Abteilung für Verkehrsdelikte. Der erste Strafzettel, der auf dem Schreibtisch landet, ist von Frank, er fuhr fünfzehn Stundenkilometer zu schnell auf dem Highway 36. Sie sieht das, sagt sie später, als Zeichen Gottes.

Sechs Monate lang haben Frank und Nikki keinen Kontakt. Erst als es Frühling wird, überbringt Franks Freund Jimmy Nikki heimlich einen Zettel. Darauf steht: »Er liebt dich noch.« »Ich ihn auch«, sagt Nikki und weint. Vom Telefon des Freundes aus telefonieren die Liebenden vier Stunden. Sie sagen nicht viel mehr als: »Ich vermisse dich. Ich liebe dich. Ich warte auf dich.« Dann beendet Frank das Gespräch mit den Worten: »Mir drohen zwanzig Jahre Gefängnis, wenn sie uns erwischen.«

Da kommt Franks Großmutter ins Spiel, Josefina Vega, 72, elf Kinder, 43 Enkel, eine kleine, eingefallene Frau, die ihr linkes Bein an die Diabetes verlor. Sie lebt allein in einer Hütte am Waldrand nahe Caldwell und wartet, dass Gott sie endlich heimholt. Auch nach all den Jahren in Amerika spricht sie nur gebrochen Englisch. »Du findest keine bessere Frau als Nikki«, hat sie ihrem Enkel Frank stets geraten. Etwa ein halbes Jahr nach Franks Verhaftung ruft sie ihn an und sagt: »Bitte komm vorbei auf einen Kaffee.« Dann ruft sie auch Nikki an und lädt sie ein. Sie kocht gebratenen Kaktus und mexikanischen Kaffee.

Und so sehen sich die beiden ein erstes Mal wieder. »Ich erkannte ihn kaum«, erzählt Nikki. »Er hatte vierzig Kilo abgenommen.« »Sie war so schön wie immer«, sagt Frank. »Sie trug kurze Bluejeans und ein weißes Top.« Die Liebenden umarmen sich. »Das ist gegen das Gesetz, Großmutter«, sagt Frank, »dafür gehst du ins Gefängnis.« »Von dem Gesetz weiß ich nichts«, sagt sie. Bald darauf stirbt sie in ihrer kleinen Hütte an Herzversagen.

Nun entwickelt Nikkis Großmutter väterlicherseits einen Geheimplan, Lanelle Prescott, 63, religionslos, die resolute Nachfahrin britischer Einwanderer. Sie bringt die beiden spät am Abend heimlich in ihrem kleinen Haus in der Fawn Street zusammen. Sie kocht ihnen Eier auf Zimttoast, sie lässt ihnen Zeit allein, auch für die

Liebe. Als Nikkis Mutter unerwartet auftaucht, versteckt die Großmutter Frank und Nikki im Kleiderschrank.

Wenn man so will, sind die Großmütter die Rebellen von Caldwell: eine kranke Mexikanerin, die kaum Englisch spricht, und eine säkulare Britin mit einem Sinn für Romantik. Auch Freunde helfen nun aus und organisieren Treffen. Danach bringen sie Frank im Kofferraum in seinen Trailer.

Frank findet langsam ins Leben zurück. Er renoviert den Schuppen neben dem Haus seiner Großmutter, eine Bruchbude, sein Geburtshaus. Er legt Fliesen, streicht die Küche blau und ein Zimmer pink, Freunde im Ort spenden Möbel und Geschirr. Er plant, hier mit Nikki einzuziehen.

Nikki nutzt die Zeit, um Geld zu verdienen. Sie spart jeden Cent für Töpfe, Pfannen und einen Heißwasserboiler. An ihrem achtzehnten Geburtstag sagt sie ihrer Mutter: »Ich bin jetzt volljährig. Ich ziehe aus.«

Die erste Woche gemeinsam in der Bretterhütte verbringen Nikki und Frank im Bett. Sie pflanzen Tomaten, züchten Hausschweine, sie angeln ihr Abendessen am See. Es könnte das Happy End einer einzigartigen Schulromanze sein, doch Nikki und Frank haben sich verändert. Frank ist gebrochen, hypersensibel, er hat Angst, das Haus zu verlassen. Auch Nikki ist anders, fühlt er, übertrieben vorsichtig und liebevoll. Er fürchtet, dass sie nur aus Schuldgefühl mit ihm zusammen ist.

»Kein Schuldgefühl«, sagt Nikki. »Sondern aus Loyalität. Eine lebenslange Loyalität. Stand by your man.«

Sie heiraten in der Tabor Hall, einem einfachen Gemeindesaal am Dorfrand. Nikki trägt ein ärmelloses weißes Kleid, Frank seine mexikanische Tracht und Cowboyhut. Geld haben sie nicht, also kocht Franks Mutter, Hühner, Reis und Bohnen. Nikkis Mutter liefert das Geschirr. Aber die beiden Familien reden kein Wort miteinander. Auf der einen Seite sitzen die Latinos, Arbeiter, katholisch, Demokraten. Auf der anderen die Weißen, Landbesitzer, protestantisch, Republikaner.

Ein Jahr nach der Hochzeit bekommen Frank und Nikki ihre erste Tochter Analissa, benannt nach Nikkis Großmutter. Ein weiteres Jahr später folgt Josefina, die

sie nach Franks Großmutter benennen. Nikki meldet die Kinder im Ortsamt an, sie muss die Rasse angeben und sich zwischen den Kategorien »white« und »hispanic« entscheiden. Sie wählt »hispanic«. Es ist die Rache an ihrer garstigen Mutter, am böhmischen Großvater, am Eurozentrismus des Dorfes.

Für eine Zeit sind sie die glücklichste Familie der Welt. Sie leben von Hausschweinen und Gemüsebeeten und der Weite des texanischen Himmels. Doch mit dem Aufwachsen der Töchter beginnt die eigentliche Tortur. Als registrierter Sexualstraftäter darf Frank mit seinen Kindern nicht auf Spielplätze gehen, er darf die Kita nicht betreten, keine Geburtstagsparty ausrichten. Er hat Angst, seine Töchter anzufassen, sie auf den Arm zu nehmen. Das Baden überlässt er Nikki.

Er ist: ein Vater ohne Rechte.

—

Die Liste der registrierten Sexualstraftäter von Texas umfasst 57 000 Namen, die der USA über eine halbe Million. Im Kreis Burlison sind 56 Männer erfasst, darunter neben Päderasten und Vergewaltigern auch – für alle im Internet einsehbar unter <https://records.txdps.state.tx.us> – die Nummer 05730984: »Rodriguez, Frank Jr. Größe: 1,80. Gewicht: 120 Kilo. Schuhgröße: 46. Schuhbreite: unbekannt.« Franks Adresse ist gelistet und das Verbrechen unter der Signatur TX: 11990002: »Sexualangriff auf ein Kind. Alter des Opfers: fünfzehn. Verurteilt zu: sieben Jahren. Status: Bewährung. Laufzeit: unendlich.«

Für viele Amerikaner ist die Liste inzwischen ein Hauptkriterium bei der Wahl des Wohnorts. Keiner will in der Nähe der »Sex Offenders« leben. Also haben viele Kommunen seit den Neunzigerjahren ihre Gesetze verschärft. Registrierte Sex Offenders dürfen sich nicht im Radius von 200 bis 500 Metern zu Schulen, Parks und Spielplätzen aufhalten, in der sogenannten Kindersicherheitszone. Einige Kommunen haben so viele Sicherheitszonen, dass es keinen legalen Aufenthaltsort mehr für Sex Offenders gibt. So bauen die Männer Zeltdörfer unter den Autobahnbrücken Miamis oder den Wäldern Georgias. »Ich verstehe die Angst der Menschen«, sagt Frank. »Ich will doch auch nicht, dass Kinderschänder in meiner Nachbarschaft leben. Aber es sind Menschen.«

Frank muss sich an jedem Geburtstag bei der Polizei melden. Er muss stets einen Ausweis als Sexualstraftäter bei sich tragen, selbst sein Führerschein weist ihn als Sex Offender aus. »Howdy Frank«, grüßt die Polizistin, man kennt sich. Sie nimmt seine Fingerabdrücke und richtet Grüße an die Familie aus. So geht es überall im Dorf: Er ist Täter und Freund zugleich.

Frank fährt weiter ins Zentrum zum Ortsamt. Er geht die Stellenanzeigen der lokalen Betriebe durch. Er hat in zehn Jahren keinen Job gefunden. Der größte Arbeitgeber der Gegend, der Ölgigant Halliburton, hatte durchaus Interesse an dem starken Mann, bis die Personalabteilung auf sein Strafregister stieß. Frank darf weder für die Kommune als Müllmann arbeiten noch aufs College gehen. Er wollte sich freiwillig für den Krieg in Afghanistan melden, aber auch die US Army akzeptiert keine verurteilten Sexualstraftäter. Nikki und Frank träumten davon, die Jugendherberge ihrer Kirche zu leiten, aber die Versicherung lehnte ab. Sie hat Angst vor Millionenklagen.

Frank ist nicht nur ein Vater ohne Rechte. Er ist ein Arbeiter ohne Beschäftigung. Ein Mann ohne Raum. Ein Aussätziger. Das Wort fällt oft in den Gesprächen.

Vor kurzem teilte ihm die Polizei neue Verordnungen des Bezirksrichters mit. Er soll ein Schild in den Vorgarten stellen mit dem Schriftzug: »Gefahr. Hier lebt ein registrierter Sexualstraftäter.« Auch auf das Auto müsse ein Warnhinweis.

»Nur auf der Stirn trage ich noch nichts«, sagt Frank. Er lächelt. Er lacht oft. Er hat es gelernt, sich ein Stück Restleben zu schaffen, in dem er fröhlich ist. Nur wenn man ihn länger begleitet, merkt man, wie gedemütigt er sich am Ende eines Tages fühlt. Wie im Steinbruch bauen sie seine Seele ab, Stück für Stück.

Doch dann passiert etwas Eigenartiges in Caldwell. Unter der Hand bekommt Frank Jobs im Dorf, er repariert Autos und Dachrinnen, er gießt Zement, er legt Fliesen. Alte Freunde beschäftigen ihn als Babysitter, ihn, den vermeintlichen Kinderschänder. Für den Landkreis erschießt er wildernde Kojoten.

Mit den Jahren hat sich Caldwell verändert. Die Kriege in Irak und Afghanistan bringen Halliburton Milliardenprofite und dem Dorf damit Arbeiter aus aller Welt.

In der eröffnen Hotels, Chinesen Restaurants, Caldwell bekommt sogar eine eigene McDonald's-Filiale, der Ritterschlag für jeden Ort der Provinz. Wie so oft besiegen nicht Gesetze oder wohlmeinende Plädoyers den Rassismus, sondern die Demografie.

Da schlägt nun die Stunde der Rodriguez-Brüder. Lange haben sie Rache geschworen, sich aber stets gegen den Weg vieler Latinos entschieden, eine Gang zu formen. Daniel, 27, der jüngste Bruder, der wie kein anderer unter der Verhaftung seines großen Bruders litt, tritt in die Polizei ein. Der zwei Jahre ältere Phillip, ein geschliffener Redner, wird für die Republikaner in den Gemeinderat gewählt und übernimmt als erster Latino den Vorsitz des Lions Clubs. Er konvertiert zu den Baptisten. »Da kläre ich sonntags in der Kirche mit dem Richter und Staatsanwalt die wichtigen Fälle«, sagt er und grinst.

Sie bekämpfen nicht die Macht. Sie sind jetzt die Macht.

Laut Gesetz müsste die Polizei Franks Nachbarn per Postkarte über seine Taten informieren, aber kein Ordnungshüter hält sich daran. Das Amt ist angehalten, Franks Foto ins Internet auf die Seite der Sex Offenders zu stellen, doch nichts geschieht. Als Frank von einer Mordserie an Sexualstraftätern erfährt, besorgt er sich aus Angst eine Waffe. Er verstößt damit gegen die Bewährungsauflagen, doch die Polizei richtet ihm nur aus: Lass dich nicht erwischen.

Derweil arbeitet sich Nikki im Kreisgericht hoch. Sie wird Assistentin des neuen Dorfrichters und damit Kollegin von Franks Bewährungshelfer Skip Dimon. Man trifft sich auf dem Flur, man kennt sich. Dimon entscheidet eigenhändig, dass Frank keine Gefahr für die Öffentlichkeit darstellt. »Bring deine Kinder ruhig zum Kindergarten und Spielplatz«, sagt er ihm, »und wohnen kannst du, wo du willst.«

Wenn man so will, nimmt Caldwell nun, im neuen Jahrtausend, Rache an der eigenen Vergangenheit. Die Bewohner verbünden sich gegen das Gesetz. Ein Einzelner mag nicht über dem Gesetz stehen, ein Dorf aber sehr wohl. Als der neue Sheriff den ähnlichen Fall einer illegalen Jugendliebe auf den Tisch bekommt, entscheidet er: Da ermittle ich gar nicht erst. Ich zerstöre nicht wieder ein Leben.

Für Frank und Nikki war Caldwell ihr Verhängnis. Aber auch ihr Bewährungshelfer. Es war ihr Untergang. Und die Rettung.

—

An einem Sonntag im Juni laden Frank und Nikki zum Barbecue in ihr neues Haus in der Hull Street. In einem selbst gebauten Grill, groß wie ein Kleinwagen, grillen sie in Bier getränkte Hühner. Alte Jugendfreunde schauen vorbei, Dorfpolizisten, Geschwister. Auch Franks Mutter Margie Rodriguez ist dabei, heute die glückliche Großmutter von dreizehn Enkeln. Alle ihre Kinder haben Weiße geheiratet, eine Tochter sogar einen Schwarzen. Nur Nikkis Mutter, Melissa Wiederhold, ist nicht eingeladen. Sie hat sich bis heute nicht entschuldigt. Sie hat das Dorf inzwischen verlassen.

Franks Freund Jimmy holt sein iPhone heraus, er sagt: »Schau mal Frank, da bist du.« Er zeigt ihm ein beliebtes App, das alle Sex Offenders im Umkreis zeigt. Frank ist dort in der Hull Street markiert, ein roter Punkt auf der Karte. »Ich will es nicht sehen«, sagt Frank. Das Internet, findet er, ist sein eigentliches Gefängnis. »Da bin ich lebenslang ein Kinderschänder. Wenn ich fünfzig bin, wird dort noch immer stehen, dass ich eine 15-Jährige vergewaltigt habe.«

Sehr spät am Abend sitzen Frank und Nikki im Garten. Ihre vier Töchter toben mit den Hunden. Sie sind Latinas, aber blond. Sonntags gehen sie nicht in Franks katholische Kirche oder Nikkis Brethren Church, sondern zu den Lutheranern. Sie kochen italienisch und backen deutsch. Sie sind – in der Sprache ihres Großvaters – weder blaue noch rote Vögel, wenn überhaupt, lila. Sie sind: ein echtes Stück Amerika.

Wer Nikki und Frank beobachtet, beginnt an die ewige Liebe zu glauben. So liebt nur, wer gemeinsam einen Krieg überlebt. »Der Kampf hat uns unbezwingbar gemacht«, sagen beide. »Unsere Liebe hätte es sonst nie bis hierher geschafft.«

»Kinder, kommt mal her«, ruft Frank. »Ich muss euch etwas Wichtiges sagen.« Die Mädchen blicken ihn erschrocken an. Er druckst etwas herum. »Es gab mal eine Zeit, da durften Mama und Papa nicht zusammen sein«, beginnt er. Die Mädchen blicken jetzt noch etwas erschrockener. »Warum nicht?«, fragen sie. Frank blickt zu Nikki. Nikki senkt den Kopf. Frank will etwas sagen, aber seine Stimme bricht weg.

Das Wort Sex Offender kommt ihm nicht über die Lippen. Er sagt lieber: »Wir haben uns schon ganz früh geliebt.« Er sagt: »Und jetzt geht spielen.«

Im Sommer nun wird der letzte Akt des langen Dramas von Caldwell beginnen. Frank und Nikki wollen gegen seine lebenslange Registrierung als Sex Offender prozessieren. Das Geld für den Anwalt haben sie nicht, 7500 Dollar, aber sie hoffen auf Spenden. Sie wollen auch eine Petition für seine Amnestie starten.

Der Fall würde dann zum Politikum im Landkreis. Die Richter und Politiker stehen vor einer schweren Entscheidung. Sie können sich für einen Sexualstraftäter entscheiden – oder das Gesetz. Für die Liebe – oder die Partei. Für die Bürger – oder die Karriere. Für den einen Gott – oder den anderen.

So werden Wahlen entschieden in 77836 Caldwell, Texas, Land of the Free.